

Journal

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Elfter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1818.

Inhalt des elften Bandes.

Seite

Seite

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Von der neuen Umwälzung, welche Italien durch die Longobarden litt.

Wiedervereinigung der sämmtlichen Theile des früheren Römerreiches zu einem Ganzen, welches, von Constantinopel aus, durch Eine und dieselbe Gesetzgebung belebt, gebildet und geleitet werden sollte: dies scheint Justinians Lieblingsgedanke, dies das große Ziel seiner rastlosen Thätigkeit in allen Zweigen der Verwaltung gewesen zu seyn. Der große Fehler seiner Regierung aber bestand darin, daß er seine Mittel in einen weit höheren Anschlag brachte, als es sich mit der Wahrheit vertrug. Einmal von dem Revolutions-Strudel ergriffen, konnte er sich nicht wieder frei machen; und so geschah es, daß der Ehrgeiz, den er als Mann empfunden hatte, ihn als Greis ruhmlos in die Grube stürzte. Seine beiden Generale Narses und Belisarius müssen

als außerordentliche Männer betrachtet werden, durch welche seine Zeit gewissermaßen mit sich selbst in Widerspruch trat. Alles Uebrige schloß den Keim eines zunehmenden Verderbens in sich. Das Heer, welches er in Bewegung setzte, bestand zwar aus 150,000 Mann; aber dieses Heer war über eine solche Oberfläche verbreitet, daß es nirgends mit Nachdruck wirken konnte. Es kam noch dazu, daß, wie sehr man auch den Bürger erschöpfte, der Sold dennoch so unregelmäßig gezahlt wurde, daß die Berechtigung zu Raub und Plünderungen nicht von dem Begriff des Soldaten getrennt werden konnte. Das öffentliche Elend ließ es zwar nicht an Bedürftigen fehlen, für welche die Anstellung im Heer sogar eine Wohlthat war: doch so oft es Entscheidung galt, waren die Reihen verlassen; und was dem Heere an Vaterlandsliebe und Gemeingeist fehlte, das mußte durch die launenhafte Treue barbarischer Söldlinge ersetzt werden. Erloschen war selbst die Soldaten-Ehre, sie, die nicht selten Tugend und Freiheitsliebe überlebt; und weil die Meinung des Hofes entschied, so fühlten die Generale kaum einen anderen Beruf, als ihre Vorgesetzten zu verläumden, um, wo möglich, in ihren Platz zu treten. Unter solchen Umständen ist nichts begreiflicher, als daß Justinian, indem er die Schlüssel von Rom und Karthago empfing, nicht aufhörte, in seinem Palaste zu zittern, besorgt vor den Barbaren, die sich in seiner Nähe befanden, besorgt zugleich vor den Persern, von welchen sich glauben ließ, daß sie nicht immer bei Antiochien oder Cäsarea stehen bleiben würden.

Wenn der Erfolg bisweilen alle Erwartungen übersteigt, so bleibt er noch weit öfter hinter denselben zurück. Die Siege des Narses und Belisarius brachten eine Wirkung hervor, auf welche man nicht gerechnet zu haben scheint: sie zerstörten die wichtige Gränzmark der oberen Donau, welche von Theodorich und dessen Tochter so treu bewacht wurde. Um nämlich Italien vertheidigen zu können, mußten die Gothen Noricum und Pannonien aufgeben. Die Folge davon war, daß die Gepiden, welche seit Attila's Zeiten in den Ebenen von Ober-Ungarn und in Siebenbürgen zurückgeblieben waren, sich der verlassenen Festungswerke an der Donau bemächtigten und ihre Fahnen auf den Mauern von Sirmium und Singidunum aufpflanzten. Zwar machte der oströmische Imperator Anspruch auf die Suveränetät der von den Gothen verlassenen Gegenden; aber die Gepiden spotteten seiner Ohnmacht, forderten Tribut, und bedroheten sogar Constantinopel. Unfähig die von den Gepiden eingenommenen Länder mit den Waffen in der Hand wiederzuerobern, zugleich aber auf Mittel bedacht, diesen Verlust unschädlich zu machen, lud Justinian die Longobarden ein, sich der Provinzen zwischen der Donau und den Alpen zu bemächtigen, und legte so den Grund zu einer neuen Umwälzung, d. h. zum Umsturz seiner eigenen Schöpfung.

Die Longobarden (in der Folge abgekürzt Lombarden genannt) gehörten zu den germanischen Völkern, und zwar zu derjenigen Abtheilung, welche man, um ihrer nomadischen Lebensart willen, Sveven nannte. Ihre Benennung verdankten sie den langen Bärten,

durch welche sie ein furchtbares Ansehn gewannen. Einen längeren Zeitraum hindurch hatten sie sich zwischen der Elbe und der Oder bewegt, und sich dann nach dem Süden hinabgezogen, wo ihre Siege über die Heruler d. h. über die Bewohner der südlichen Provinzen des nachmaligen Polens ihnen die Achtung und Freundschaft Justinians erworben hatten. Die Eroberung von Noricum und einem Theile Pannoniens scheint ihnen nicht schwer geworden zu seyn. Von Raubsucht getrieben, streiften sie längs der Küste des hadriatischen Meeres bis nach Dyrrachium, wo sie plünderten und Gefangene machten; solche Feindseligkeiten aber wurden eben so leicht von ihnen entschuldigt, als von dem Hofe zu Constantinopel verziehen. Der Beistand, welchen sie den Griechen in Italien leisteten, entschied die Niederlage der Gothen unter Totilas und Tejas. Seit dieser Zeit vergaßen sie die Halbinsel Italien nicht. In ihren Kämpfen mit den Gepiden von den Avaren (einem asiatischen Volke, das, von den Türken verdrängt, über den Tanais und Borysthenes in Polen und Deutschland eingedrungen war und zuletzt unter Justinian's Schutze feste Wohnsitze an der Donau gefunden hatte) unterstützt, wurden sie Meister der Gepiden, welche von jetzt an gänzlich aus der Reihe der Völker verschwanden. Ihr König war um diese Zeit Alboin, von welchem man sagt, seine größte Freude sey gewesen, aus den Schedeln erschlagener Feinde zu trinken. Wie es sich auch damit verhalten haben möge: Alboins Gemahlin, Rosamunda, war eine Tochter des letzten Königs der Gepiden, Kunamund, und die Art und Weise,

wie sie ihren Vater rächte, giebt einen auffallenden Beweis von der Rohheit der Sitten in diesen Zeiten. Das Schicksal Italiens entwickelte sich auf folgende Weise.

Justinians Nachfolger auf dem Thron von Constantinopel war Justin der Zweite; ein schwacher Fürst der, von körperlichen Gebrechen gequält, seine Erhebung bei weitem weniger dem eigenen Verdienste, als seiner nahen Verwandtschaft mit dem verstorbenen Imperator, den Umtrieben seiner ehrgeizigen Gemahlin, Sophia, und der Bereicherungssucht der Großen und der Eunuchen verdankte. Seine Regierung dauerte dreizehn Jahre. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als von Italien her laute Klagen über die Bedrückungen des Exarchen Narses erschollen. Diese Klagen zurückzuweisen war eben so unmöglich, als den verzweifelnden Italiänern zu helfen; denn man war an der östlichen Gränze in einem fortdauernden Kriege mit den Persern befangen. Unstreitig ließ sich auch viel zur Entschuldigung des Exarchen sagen: ohne Heer, ohne feststehende Einkünfte, ohne Alles, was zum Wesen eines Gewalthabers gehört, war Narses gewiß in einer bedauernswürdigen Lage. Doch ohne hierauf die mindeste Rücksicht zu nehmen, bestimmte die Gemahlin des Imperators, daß Narses sein umfassendes Amt niederlegen und dem Longinus, einem ihrer Günstlinge, Platz machen sollte. Narses, der sich bereits in einem hohen Alter befand, konnte nichts Besseres thun, als gehorchen; er ging nach Neapel, wo er den Ueberrest seines Lebens in wohlverdienter Muße hinzubringen gedachte. Nichts ist abgeschmackter, als die

Sage, daß er, um sich an der Gemahlin des Imperators zu rächen, die Longobarden nach Italien gerufen habe *). Einer solchen Aufforderung bedurfte es nicht. Alles munterte die Longobarden und ihren König Alboin zu einem Versuch gegen Italien auf: die Mißlichkeit ihrer Lage, den Avaren gegenüber, welchen sie, nach dem Untergange des Gepidenstaats, nicht gewachsen waren; die Leichtigkeit, womit in Italien Fortschritte gemacht werden konnten; endlich der unruhige Sinn eines Nomadenvolkes, das sich übel befindet, wenn es still sitzen soll.

Es war im Frühling des Jahres 568, als Alboin aufbrach. Verstärkt durch Gepiden, Sarmaten, Bulgaren, Bojaren und zwanzigtausend Sachsen trat er seinen Zug an, nachdem er mit dem Oberhaupte der Avaren einen Vertrag abgeschlossen hatte, wodurch ihm, auf den Fall des Mißlingens seiner Unternehmung, Noricum und ein Theil von Pannonien offen blieb. Lüstern und mit Verachtung sah er von den julischen Alpen in jene Ebenen herab, welche in der Folge Lombardien genannt werden sollten. Zu Forum Julii (Friaul) wurde eine auserlesene Mannschaft aufgestellt, um die Eingänge Italiens zu bewachen. Alles wich dem Strome, der sich von den Alpen ergoß: so groß war der Schrecken

---

*) Es wird nicht von griechischen, wohl aber von späteren lateinischen Schriftstellern angeführt: die Gemahlin Justins habe den Narses aufgefordert, nach Constantinopel zur Spindel zurückzukehren, und Narses, das Exarchat niederlegend, habe geantwortet: „Gut! Aber ich will ihr einen Faden spinnen, den sie nie wieder entwirren soll."

welchen die Ankunft der Longobarden verbreitete, daß Longinus ihren Fortschritten von Ravenna aus gelassen zusehen mußte! Narses, der auf dringendes Bitten des Pabstes Johann den Aufenthalt in Neapel gegen den in Rom vertauscht hatte, starb, unter Vertheidigungsanstalten, beinahe in dem Augenblick, wo Alboin das aus seiner Asche hervorgegangene Mailand eroberte. Mit fürchterlichen Zerstörungen bezeichneten die Longobarden und ihre Verbündeten die Bahn, welche sie bald über das apenninische Gebirge führte. Ravenna, Rom, Neapel und andere Seestädte ausgenommen, kam das ganze Land in ihre Hände. Nur Ticinum oder Pavia ergab sich nicht. Drei Jahre hindurch verweilte das königliche Lager vor dem westlichen Thore dieser reichlich mit Lebens- und Vertheidigungsmitteln versehenen Stadt; und als der Hunger endlich eine Ergebung erzwang, wendete Alboins Aberglaube die Zerstörung ab, die er in seinem Zorne gelobt hatte *). Inzwischen wurden alle Städte des oberen mittleren und unteren Italiens, die Seestädte allein ausgenommen, erobert, und von dem Exarchat blieb nicht weiter übrig, als was diese Städte bildeten.

Alboins Regierung war eben so glänzend als vorübergehend; und häuslicher Verrath und weibliche Rache

*) Nach der Uebergabe der Stadt stürzte Alboin's Pferd, als er durch das westliche Thor ritt, und diesen Umstand benutzte Jemand von seiner nächsten Umgebung, ihm mildere Gesinnungen einzuflößen. Pavia wurde von nun an die Hauptstadt des longobardischen Reiches, wie es scheint aus keinem anderen Grunde, als weil Mailand in Trümmern lag und blieb.

wurden die Ursachen seines schnellen Unterganges. Auf einem Feste, welches er seinen Generalen in der Nähe von Verona gab, von Wein erhitzt, trank er aus dem mit Silber eingefaßten Schedel seines Schwiegervaters, und zwang, unmittelbar darauf, seine Gemahlin, aus demselben Pokal zu trinken. Rosamunda hatte Gegenwart des Geistes genug, zu sagen: „der Wille meines Herrn geschehe;" doch indem sie ihre Lippen an den Schedel ihres Vaters setzte, schwor sie, daß dieser Schimpf durch Alboins Blut abgewaschen werden sollte. Ihren Zweck zu erreichen, warf sie sich in die Arme des Helmichis, eines von den Waffenträgern des Königs; und als dieser nicht Muth genug hatte, ihr Vorhaben auszuführen, lockte sie einen zweiten, durch seine Stärke ausgezeichneten Longobarden, den die Geschichtschreiber Peredeus nennen, in ihr Garn. Es wurde der Augenblick benutzt, wo Alboin, berauscht, sich den Mittagsschlummer erlaubte. Er fiel unter den Speeren seiner Mörder. Rosamunda, deren Rache jetzt gestillt war, gedachte im Namen ihres Geliebten die Regierung fortzusetzen, und eine Schaar getreuer Gepiden unterstützte so viel Kühnheit. Doch diesem Plane widersetzten sich Alboins Generale; und, von den sämmtlichen Longobarden verlassen, sah Rosamunda keine andere Rettung, als mit ihrer Tochter, der Erbin des lombardischen Thrones, ihren beiden Liebhabern, ihren treuen Gepiden und den Kostbarkeiten des Palastes von Verona die Flucht zu ergreifen. Sie schwammen auf einem Nachen die Etsch und den Po hinab, und langten bei einem griechischen Fahrzeuge an, welches sie nach Ra-

venna brachte. Hier ließ sie sich von dem Exarchen Longinus bereden, den Waffenträger Helmichis zu vergiften; er trank, doch zwang er sie, den Dolch gegen ihre Brust gekehrt, die Schale zu leeren. So starben Beide beinahe in demselben Augenblick. Alboins und Rosamunda's Tochter wurde nach Constantinopel eingeschifft, von wo sie nie zurückkehrte. Auch Peredeus hatte dies Schicksal, und brachte den Rest seines Lebens damit hin, daß er den Hof von Constantinopel durch Proben seiner Stärke belustigte und erschreckte.

Nach Alboins Tode, welcher den 28. Jun. 573 erfolgte, wählten die Vornehmsten unter den Longobarden einen der ersten Anführer zu ihrem Könige. Sein Name war Cleph; seine Regierung von kurzer Dauer. Als er, achtzehn Monate nach seiner Wahl, erschlagen wurde, hinterließ er einen unmündigen Sohn, Namens Autharis oder Hutari. Die Generale benutzten diesen Umstand, sich unabhängig zu machen; und zehn Jahre hindurch war Italien, so weit die Longobarden es erobert hatten, von dreißig bis sechs und dreißig Herzogen regiert, von welchen jeder seinen besonderen Plan verfolgte. Die Halbinsel gewährte, diesen Zeitraum hindurch, den niederschlagendsten Anblick. Wer nicht ausgewandert war, hatte das Unglück gehabt, leibeigen zu werden. Die Regel war, daß jeder freie Eigenthümer entweder ein Drittel von dem Ertrage seiner Felder an einen benachbarten Longobarden abgab, oder daß er den größten Theil seines Gutes abtrat und von dem Uebrigen Producte entrichtete. So schwelgten also die Longobarden in einem ungestörten Müßiggange. Dabei mußte sich

alles nach ihren Ideen von Ordnung und Recht bequemen; und so groß war ihr Eigensinn in dieser Hinsicht, daß sie selbst den Sachsen, ihren Bundesgenossen, nicht erlaubten, nach sächsischem Rechte zu leben. Deshalb trennten sich diese wieder von ihnen, und kehrten in ihr Vaterland zurück.

Erdrückt von einem so grausamen Schicksal, suchten die Italiäner auf's Neue Hülfe bei dem Hofe von Constantinopel. Hier war das Diadem von Justin's des Zweiten Haupte auf den Hauptmann der Leibwache, Tiberius, übergegangen, der, nach seiner Thronbesteigung, den Zunamen Constantinus angenommen hatte. Ursache dieser Veränderung war die Gemahlin Justin's in der Voraussetzung geworden, daß es ihr gelingen würde, sich mit einem Manne zu verbinden, der durch Jugend und Schönheit ausgezeichnet war. In dieser Erwartung betrogen, begann sie Verschwörungen gegen den neuen Imperator; doch Tiberius kam ihr zuvor, und ehe sie es sich versah, war sie von ihrer Höhe herabgestürzt und unschädlich gemacht.

Das Herz des Imperators blieb nicht ungerührt von den Klagen der Italiäner; allein je mehr er die ganze Kraft des Reiches auf den Krieg im Osten verwenden mußte, desto weniger konnte er für Rom und Italien thun. Sein Rath war, daß man einzelne Herzoge gewinnen möchte, um sich durch sie gegen die Angriffe und Bedrückungen der übrigen zu vertheidigen. Zugleich machte er aufmerksam auf den Beistand der fränkischen Könige; und um seinen guten Willen zu bezeigen, unterstützte er Rom mit einer Geldhülfe, welche schwerlich von

Belang war. Rom wurde deshalb nicht weniger von den Longobarden belagert, und Classe, eine Vorstadt von Ravenna, sah sich von den Truppen eines Herzogs von Spoleto besetzt und geplündert.

Die Regierung des Tiberius dauerte nur bis zum Jahre 582. Auf seinem Sterbebette ernannte er den General Mauritius zu seinem Nachfolger. Mauritius hatte sich an der Spitze der gegen Persien gesandten Heere ausgezeichnet; allein so gebietend war die Sitte der Griechen, daß es ihm, nach seiner Thronbesteigung, nicht länger erlaubt war, das Schwert zu führen. Da auch ihn die freigebliebenen Italiäner mit ihren Klagen bestürmten: so wurden Mittel gefunden, die Macht der Longobarden, wie unbedeutend sie auch in sich selbst seyn mochte, zu brechen. Der Gedanke war, den König Childebert, einen Urenkel Chlodwig's, zu einem Feldzug in Italien zu bewegen; und dies gelang durch Zahlung von funfzig tausend Goldstücken. Die Longobarden, welche die Franken vielfältig beleidigt hatten und sich jetzt auf Vergeltung gefaßt halten mußten, suchten den ihnen bevorstehenden Sturm vor allen Dingen dadurch zu beschwören, daß sie die königliche Würde wiederherstellten, weil hierin das einzige Mittel enthalten war, die gesammte Volkskraft zu vereinigen. Autharis, Cleph's Sohn, wurde unter diesen Umständen zum König gewählt, und bereitwillig gaben die Herzoge die Hälfte ihres Einkommens an ihn zurück, um die andere Hälfte mit größerer Wahrscheinlichkeit zu retten. Das erste Unternehmen des fränkischen Königs scheiterte an der Zwietracht der Allemannen und Franken; und unver-

richteter Sache mußte er zurück, ehe er die Alpen erstiegen hatte. Bei dem zweiten Versuch erlitt er eine Niederlage, welche blutiger war, als irgend eine andere seit der Stiftung der Monarchie durch Chlodwig. Als die Franken zum dritten Male in vermehrter Anzahl erschienen, wagte Autharis es nicht, ihnen in offenem Felde zu begegnen. Die Truppen und Schätze der Longobarden wurden in die ummauerten Städte zwischen den Alpen und den Apenninen vertheilt, das platte Land Preis gegeben, und das Beste von der Wirkung des Klima's erwartet. Die letztere blieb nicht aus. Ansteckende Krankheiten, die sich im Heere der Franken einstellten, beschleunigten ihren Rückzug, und was die Griechen unter ihrem Beistande erobert hatten, ging verloren, sobald sie verlassen waren. Mehr als jemals machte Autharis Anspruch auf die Herrschaft über die ganze Halbinsel. Am Fuße der rhätischen Alpen bezwang er den Widerstand einer im Comer-See gelegenen Insel, wo er beträchtliche Schätze fand; und, an der äußersten Spitze von Calabrien eine Säule am See-Ufer mit seinem Speere berührend, erklärte er diesen alten Gränzstein als die bleibende Gränze seines Königreiches.

Autharis muß als der eigentliche Stifter der lombardischen Monarchie betrachtet werden; denn ohne ihn würde sie bald nach ihrem Entstehen zu Grunde gegangen seyn. Seine Gemahlin Theudelinde, eine Tochter des Königs der Bojaren, erscheint als eine für ihr Zeitalter außerordentliche Frau. Als nach dem Tode des Autharis, welcher schon im Jahre 590 erfolgte, die Krone ihrer Willkür überlassen wurde, schenkte sie die-

selbe, zugleich mit ihrer Hand, dem Herzoge Agilulph. Ueberzeugt, daß das Christenthum, so wie es zu ihrer Zeit dastand, das einzige Mittel sey, die Longobarden mit den Eingebornen Italiens auszugleichen, bequemte sie sich zur Annahme desselben, und vermochte auch ihren zweiten Gemahl zu dieser Entsagung. Zu Monza, wo Theodorich einen Palast gehabt hatte, erbauete sie eine Kirche; und während ihr Gemahl mit dem Pabste in Streit lebte, stand sie mit eben demselben in einem freundschaftlichen Verkehr, der auf einem gegenseitigen Austausch von Wünschen und Hoffnungen beruhete.

So verging das sechste Jahrhundert für Italien. Die politische Gestalt, welche diese Halbinsel am Schlusse des Jahrhunderts hatte, blieb bis zum Untergange des longobardischen Königreiches mit sehr geringen Abänderungen, von dem kriegerischen Geiste des einen oder des anderen Königs bewirkt, dieselbe. Italien war also ungleich getheilt zwischen jenem Königreiche und dem Exarchat von Ravenna. Die bürgerliche Macht mit der militärischen und selbst mit der kirchlichen vereinigend, waren die Exarchen vollkommne Suveräne unter den oströmischen Imperatoren. Ihre unmittelbare Jurisdiction (welche in der Folge auf das Patrimonium des heil. Petrus überging) erstreckte sich über die neuere Romagna, über die Thäler von Ferrara und Commachio, über die fünf Seestädte von Rimini bis Ancona, und über ein zweites Binnenland zwischen der adriatischen Küste und den Hügeln der Apenninen. Drei untergeordnete Provinzen, durch feindliches Land von Ravenna getrennt, erkannten die oberste Macht des Exar-

chen. Es waren Rom, Venedig und Neapel. Das Herzogthum Rom — denn so wird Rom in diesen Zeiten genannt — hatte ungefähr denselben Umfang, welchen Rom in den ersten vier Jahrhunderten seines Daseyns gehabt hatte, und die Gränzen lassen sich an der See-Küste von Civita Vecchia bis nach Terracina, und mit dem Laufe der Tiber von Ameria und Narni bis nach dem Hafen von Ostia ziehen. Die zahlreichen Inseln von Grado bis nach Chiozza bildeten das Gebiet der werdenden Republik Venedig; denn was sie auf dem festen Lande besaß, wurde allmählig von den Longobarden erobert. Das Gebiet von Neapel beschränkte sich durch die Bay und die zunächst liegenden Inseln, durch das feindliche Territorium von Capua, und durch die römische Colonie Amalfi. Die Inseln Sardinien, Corsica und Sicilien blieben beim Reiche. In Sardinien behielten die wilden Bergbewohner ihre Freiheit und die Religion ihrer Väter bei; aber in Sicilien waren die Einwohner an ihren reichen und bebauten Boden gefesselt. Rom wurde von dem eisernen Scepter der Exarchen regiert, und griechische Eunuchen höhnten das Capitol, und bestätigten oder bestimmten die Pabstwahlen. Neapel erwarb sehr bald das Recht, sich seine Herzoge zu wählen; für Amalfi war Unabhängigkeit die Frucht eines einträglichen Handels, und Venedig trat mit dem oströmischen Reiche sehr bald in solche Verhältnisse, daß es der Hof von Constantinopel mehr in dem Lichte eines Bundesgenossen, als in dem einer Provinz, betrachtete. Diese Zerrissenheit war eine natürliche Ursache von der Schwäche des Exarchats, wiewohl

es von der anderen Seite große Kräfte in sich schloß, da der achtbarste und begütertste Theil der Einwohner Italiens sich in die Küstenstädte zurückgezogen hatte.

Alles, was nicht zum Exarchat gehörte, war in den Händen der Longobarden. Die Hauptstadt dieses Königreiches war Pavia. Es gränzte im Osten an den Avaren-, im Norden an den Bojaren-, im Westen an den Franken-Staat, und schloß in sich die Terra Firma der späteren Republik Venedig, das Mailändische, Piemont, die Küste von Genua, Mantua, Parma, Modena, Toskanien, und einen großen Theil des Kirchenstaats; nämlich den von Perugia bis zum adriatischen Meere. Die Bevölkerung war so gering, daß Autharis und Agilulph, um sich mit Erfolg vertheidigen zu können, Avaren-Schwärme in's Land zogen. Jeder Eingewanderte erhielt die Rechte eines Longobarden, und die Schwäche des Volkes scheint die Ursache der freisinnigeren Gesetzgebung gewesen zu seyn, durch welche sich das longobardische Königreich auszeichnete. Nur auf Staatsverbrechen stand Lebensstrafe; sonst war die höchste Buße neunhundert Goldstücke *). Auch das lombardische Recht gestattete Eideshelfer; doch war ihre Zahl auf sieben beschränkt. Ueberall gingen die Longobarden von dem Grundsatz aus, daß eine Gesetzgebung nicht eisern werden dürfe; und diesem Grundsatze verdankten sie die bedeutenden Fortschritte, welche sie in der Entwickelung ihres gesellschaftlichen Zustandes machten: Fortschritte, welche unter den Einwirkungen eines milden Klima und

*) Mehr läßt sich darüber nicht sagen; denn welchen Werth diese Goldstücke hatten, ist schwerlich auszumitteln.

der Verhältnisse, worin sie mit den Eingebornen standen, bald so bedeutend wurden, daß sie, nach vier Generationen, Mühe hatten, sich wieder zu erkennen. Selbst ihre Sprache verwandelte sich, und das teutonische Latein, welches sie im sechsten und siebenten Jahrhundert sprachen, bildete sich allmählig zu der melodischen Sprache aus, welche gegenwärtig die italiänische genannt wird; da sie mit den Begriffen die Zeichen empfingen, so konnte dies nicht ausbleiben.

Neuntes Kapitel.

Gregor der Große.

Auch die Kirche hat einigen ihrer Regenten das Prädikat „der Große" beigelegt; sogar zu einer Zeit, wo sie noch ziemlich weit davon entfernt war, einen förmlichen Staat zu bilden.

Es scheint hiernach, als habe sie, auch in dieser Hinsicht, hinter dem Staate weder zurückbleiben wollen, noch zurückbleiben können.

Bleibt man bei dem Begriff von Macht stehen, so ist es in der That nicht leicht, den specifischen Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Macht anzugeben.

In beiden sind die Elemente dieselben; kein Wunder also, daß auch das Product dieser Elemente dasselbe ist.

Eben so in Ansehung der allgemeinen Bedingungen; denn Macht läßt sich nur durch zweckmäßige Unterordnung und Abstufung des Ansehns üben.

Der specifische Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Macht scheint demnach nur in der Form zu liegen, worin die eine und die andere sich offenbaret. Hiernach aber würde alles auf dem Umstande beruhen, ob man die Macht in seinem eigenen Namen, oder in dem eines höheren Wesens ausübt. Jenes ist der Fall in denen Staaten, die man weltliche nennt; dieses, in den sogenannten Kirchen- oder Tempel-Staaten. In den ersteren tritt der Monarch in eigener Person als Urheber von Gesetzen, und als erster Vollstrecker derselben, hervor; in den letzteren erscheint er nur als Stellvertreter und erster Diener eines höheren Wesens, das unsichtbar genannt wird, weil es unerreichbar bleiben soll.

In den weltlichen, wie in den geistlichen Staaten muß nach Gesetzen regiert werden, und die Güte der Gesetze entscheidet über die Fortdauer der Staaten, wie über das Wohlseyn ihrer Bürger. Allein die Gesetze nehmen in beiden Staaten einen ganz verschiedenen Charakter an: in den weltlichen sind sie menschliche, d. h. von Menschen herrührende und in der Vernunft mehr oder weniger gegründete Gesetze; in den geistlichen Staaten hingegen sind es — wenigstens dem Vorgeben nach — göttliche Gesetze.

Mit diesem Unterschiede nun steht sehr viel Wichtiges in Verbindung. Das rein menschliche Gesetz, d. h. dasjenige, welches auf keinen höheren Ursprung, als die Vernunft giebt, Anspruch macht, ist, wenn es nicht gerathen seyn sollte, der Verbesserung fähig, und kann demnach vervollkommnet werden, ohne daß das Ansehn

des Regenten darunter leidet. Das angeblich göttliche Gesetz hingegen kann nie verbessert werden, weil die Gottheit nicht mit sich selbst in Widerspruch treten darf; und wenn es, kraft seines wirklich menschlichen Ursprungs, unvollkommen seyn sollte, so ist es sogar nothwendig, daß es verderblich für die Gesellschaft wirke. Es kommt hier nicht darauf an, nachzuweisen, worin alle Kirchen- oder Tempelstaaten ihren Ursprung haben; genug, daß alle mit derselben Hypothese stehen und fallen. Eben deswegen nun ist es für die Regenten dieser Staaten Pflicht, den Glauben an die Wahrheit dieser Hypothese aufrecht zu erhalten; denn nur durch diesen Glauben sind sie, was sie sind. Regenten weltlicher Staaten sind solcher Umwege überhoben; und da ihre ganze Stellung in der Gesellschaft sie gewissermaßen zur Offenheit und Ehrlichkeit zwingt, so ist nichts begreiflicher, als daß sie einer reineren Hochachtung und Verehrung genießen, als die Regenten von Kirchen- oder Tempelstaaten, in welchen man immer einiges Mißtrauen setzt. Freilich entscheidet auch hierüber die Zeit. Wenn alles der Hypothese, auf welcher die Kirchen- oder Tempelstaaten ruhen, günstig ist, so fällt alles Mißtrauen gegen die geistliche Regierung ganz von selbst weg, und sie genießen einer eben so aufrichtigen Achtung, wie die weltlichen Regierungen.

Zuletzt kommt alles darauf an, wie Der, welcher an der Spitze des einen oder des anderen Staates steht, seine Bestimmung auffaßt, ob er die Gesellschaft mehr auf sich, oder sich mehr auf die Gesellschaft bezieht, und welche Verdienste er sich um letztere erwirbt. Mit

einem wohlwollenden Herzen, kräftigem Willen und durchdringendem Verstande, hat man, als Regent, unverkennbaren Anspruch auf die Dankbarkeit der Gesellschaft; und wo jene Eigenschaften vereinigt waren, da haben sie bisher dieselbe Wirkung hervorgebracht, nämlich: das Andenken eines solchen Regenten durch das Prädicat „der Große" zu verewigen, damit die Nachfolger desselben wissen mögen, woran sie mit sich selbst und mit der Gesellschaft sind.

So viel zur Einleitung in die Würdigung eines Charakters, der zu den außerordentlichen gerechnet werden kann; wir meinen den Charakter Gregors des Großen, der zugleich der Heilige genannt wird.

Gregor gehörte der anicischen Familie an, deren in diesen Untersuchungen zuletzt bei Gelegenheit der Hinrichtung des Boëthius Erwähnung geschehen ist. Sein Großvater war der Pabst Felix; und da die Bischöfe bereits durch ein Gesetz zur Ehelosigkeit verbunden waren, so ist zu glauben, daß die Gattin dieses Pabstes schon vor seiner Einweihung gestorben war. Sein Vater Gordian und seine Mutter Silvia zeichneten sich nicht bloß durch ihre Geburt und durch ein großes Vermögen, sondern auch durch ihre Anhänglichkeit an dem Kirchenthum aus. Die letztere mochte ihren Grund darin haben, daß, nachdem für die übriggebliebenen patricischen Familien in Rom alle übrigen Stützen versunken waren, nichts anderes übrig blieb, als sich der Kirche anzuschließen. Dies gereichte wenigstens in so fern zum Vortheil der Kirche, als ihre Einkünfte dadurch wesentlich vermehrt wurden. Patrimonia wurden die

Güter genannt, welche durch Erbfolge von den Vorfahren auf einen Einzelnen gekommen waren; und diese Patrimonia wurden sogar sacra genannt, um sie von verkäuflichem Erbgute zu unterscheiden. Indem nun mehrere Patricier ihre Patrimonia der Kirche vermachten, weil dies das einzige Mittel war, sie den Barbaren zu entreißen, bereicherte sich die Kirche, und, wofern die Familien durch das Cölibat nicht ausstarben, retteten sie durch die kirchlichen Aemter, was auf anderem Wege schwerlich zu retten war. Alles Eigenthum der Kirche wurde von dieser Zeit an Patrimonium genannt und unter den Schutz eines Heiligen gestellt. Das der römischen Kirche hieß patrimonium Sancti Petri; das der Kirche zu Mailand patrimonium Sancti Ambrosii; das der Kirche zu Ravenna patrimonium Sancti Apollinaris. An einen besonderen Staat wurde dabei noch nicht gedacht; diese Idee konnte erst in der Folge unter besonderen Umständen entstehen, welche weiter unten nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen.

Die Vermächtnisse der anicischen Familie an die St. Peterskirche zu Rom konnten nicht anders als beträchtlich seyn, wenn man erwägt, daß ihr Andenken in dem Kalender der Heiligen auf eine so ausgezeichnete Art verewigt ist; denn Freigebigkeit gegen die Kirche galt überhaupt für Frömmigkeit, und große Freigebigkeit mußte eben deswegen für Heiligkeit gelten. Nicht weniger als drei weibliche Individuen dieser Familie bekamen zu gleicher Zeit einen Platz unter den Heiligen der katholischen Kirche; nämlich Silvia, die Mutter Gregors,

und Tarsilla und Aemiliana, zwei Schwestern seines Vaters. Zu welchen Schlüssen man dadurch in anderer Hinsicht berechtigt ist, bleibt hier um so mehr unerörtert, da die Geschichte von diesen Frauen nichts weiter aussagt, als daß sie Heilige geworden sind.

Gregor wurde von seinen Eltern mit Sorgfalt erzogen. Seine schwächliche Leibesbeschaffenheit hinderte ihn, wie es scheint, nicht an Fortschritten in den Wissenschaften, wiewohl die Beweise, welche er davon in seinen zahlreichen Schriften zurückgelassen hat, hinlänglich darthun, daß das Studium der früheren Schriftsteller schon längst als sündlich aufgegeben war. Durch Geburt und Vermögen zu Staatsämtern berufen, widmete er einen großen Theil seiner Zeit der römischen Jurisprudenz; und nachdem er seinen Platz im Senat gefunden hatte, wurde er von dem Imperator Justin dem Zweiten zur Präfektur von Rom erhoben: ein Posten, der jede Auszeichnung in sich schloß. Doch bald fühlte er, daß dieser Posten weder seinen Neigungen, noch seinen körperlichen Kräften entsprach, und, überwältigt von dem Ekel wiederkehrender Geschäfte, legte er, gleich nach seines Vaters Tode, seinen Posten nieder, und zog sich in das Privatleben zurück.

Die Mäßigkeit, zu welcher seine schwächliche Leibesbeschaffenheit ihn zwang, ließ ihn bald die Entdeckung machen, daß er der irdischen Güter allzu viel habe; und, fest entschlossen, nie zu heirathen, kam er, von dem Wahn seiner Zeiten geleitet, auf den Gedanken, sein großes Vermögen, welches hauptsächlich in liegenden Gründen bestand, auf die Stiftung von Klöstern zu

verwenden. In Sicilien selbst legte er sechs an; das siebente, dem heil. Andreas geweihet, wurde zu Rom gestiftet und von ihm selbst, als Abt, mit einer Strenge verwaltet, welche sehr deutlich zeigte, wie sehr Ernst der Grundzug seines Charakters war. Derselbe Mann, welcher dem Posten eines Präfekten von Rom mit Beifall vorgestanden hatte, ward als Abt ein Gegenstand der Bewunderung, weil er selbst der strengste Befolger seiner Vorschriften war. Unstreitig hatte er einen zu einseitigen Begriff von der Tugend; doch da, wo Religion auf eine Ueberlieferung gegründet ist, über welche man nicht in's Reine kommen kann, werden alle Verkehrtheiten verzeihlicher, und selbst der größte Irrthum ist entschuldigt durch die Wahrheitsliebe, womit man denselben umfaßt.

Gregors Schöpfungen fielen in dieselbe Periode, wo Italien zuerst von den Longobarden heimgesucht wurde; und wenn irgend etwas seinem abergläubischen Geiste Abscheu vor der sogenannten weltlichen Größe einflößen konnte, so war es das allgemeine Elend, das über die Bewohner der Halbinsel kam. Man darf also annehmen, daß er Mönch aus Leidenschaft war. Dennoch blieb er es nicht lange. Pelagius II, nach dem Tode Benedicts zum Pabste gewählt und als solcher ordinirt, ehe die Bestätigung des Exarchen erfolgt war, bedurfte eines ausgezeichneten Mannes, theils um die bei seiner Ordination vorgefallene Gesetzwidrigkeit am Hofe zu Constantinopel zu entschuldigen, theils den Beistand des oströmischen Imperators (Tiberius) für die unglücklichen Italiäner zu erflehen. Seine

Wahl fiel auf den Abt Gregor; und dieser ließ sich bereit finden, als päbstlicher Nuntius nach Constantinopel zu gehen. Diese Gesandtschaft dauerte von 579 bis 584; und da Tiberius und Mauritius Männer von großer Herzensgüte waren, so stand Gregor mit ihnen im besten Vernehmen. Dem Patriarchen von Constantinopel wollte er freilich nicht zugeben, daß bei der künftigen Auferstehung die Leiber so geistig und subtil seyn würden, wie Luft und Wind; er nannte dies Origenismus: denn der alte Kirchenvater Origenes war bereits in die Reihe der Ketzer getreten, weil man in den Glaubens-Symbolen etwas Bleibendes und Handfestes besitzen wollte. Doch ehe der Streit zwischen Beiden zu einem eigentlichen Ausbruch kommen konnte, schlug Tiberius denselben dadurch nieder, daß er dem Patriarchen befahl, seine Abhandlung ins Feuer zu werfen.

Als Gregorius von Constantinopel zurückkam, brachte er einen Arm des Apostels Andreas, das Haupt des heil. Lucas, und die Leiber von Beiden mit; diese Schätze waren, wenige Jahre zuvor, in der Hauptstadt des oströmischen Reiches gefunden worden, und Gregorius hatte sie an sich gebracht, um Rom mit neuen Seltenheiten dieser Art zu bereichern. Um so herrlicher wurde er, nach seiner Ankunft in Rom, von dem Pabste, dem Präfekten und dem Volke empfangen. Pelagius hatte den guten Willen, jeden Wunsch des gewesenen Nuntius zu befriedigen. Doch dieser fühlte nur das Bedürfniß, auszuruhen von den Beschwerden der Gesandtschaft und der Reise; und indem er in das von ihm ge-

stiftete Kloster, welches in der Folge seinen Namen führen sollte, zog und dasselbe mit unerschütterlicher Strenge regierte, fesselte er nur um so mehr die Achtung der Römer *).

Sechs Jahre waren auf diese Weise verstrichen, als Pelagius starb. Wer sein Nachfolger werden müsse, war keinen Augenblick zweifelhaft. Einstimmig wählten Senat, Geistlichkeit und Volk den tugendhaften Gregorius zum Pabste. Er allein schien mit dieser Wahl unzufrieden zu seyn. Flehentlich bat er den Imperator Mauritius, dieselbe nicht zu bestätigen; und als die Bestätigung dennoch erfolgte, weil der Präfekt das Schreiben des Gregorius untergeschlagen und das bloße Wahldecret nach Constantinopel gesendet hatte, versuchte er sogar zu entfliehen. Mehrere Tage hielt er sich in einer benachbarten Höhle verborgen. Die Unruhe der Römer über seine Entfernung gränzte an Verzweiflung.

---

*) Gregorius selbst hat im vierten Buche seiner Dialogen von dieser Strenge einen Zug aufbewahrt, der in der That nur allzu merkwürdig ist. Ein Mönch, Namens Justus, der sich in früherer Zeit mit Physik beschäftigt hatte, entdeckte seinem Bruder, einem Laien, auf dem Sterbelager, daß er drei Goldstücke gerettet habe. Die Sache wurde bekannt. Derselbe Justus hatte seinen Abt, während einer langwierigen Krankheit, mit großer Aufopferung gepflegt. Anstatt hierauf die mindeste Rücksicht zu nehmen, überschüttete Gregorius den Sterbenden mit den bittersten Vorwürfen über sein Vergehen, und kündigte ihm an, daß er, als Uebertreter der Ordensregel, wie ein Verfluchter sterben müsse. Und kaum hatte Justus zum letzten Male aufgeathmet, als er ihn mit den inzwischen gefundenen drei Goldstücken unter einem Misthaufen begraben ließ, wobei von den Mönchen gerufen werden mußte: Daß du verdammt seyst mit deinem Gelde!

Als man ihn endlich entdeckt hatte, wurde er, wie in Triumph, nach Rom zurückgebracht; und um eine zweite Flucht zu verhindern, führte man ihn gerades Weges in die Peterskirche, wo er gegen seinen Willen ordinirt wurde.

Um das Außerordentliche dieses Auftrittes zu fassen, muß man sich Rom, so wie es am Schlusse des sechsten Jahrhunderts dastand, vergegenwärtigen. Diese merkwürdige Stadt, welche eins der größten Reiche geboren hatte, war durch die Umwälzungen der letzten Jahrhunderte so verändert worden, daß sie sich nicht mehr ähnlich sah. Erschöpft durch anhaltende Leiden, glich sie einem Baum, der, nachdem er seine Zweige und Blätter verloren hat, auch in seinem Stamme verzehrt wird. Gewerblosigkeit und Cölibat (jene eine Folge alter Verwöhnung, dieser die Wirkung religiösen Wahnes) waren die beiden Krebsschäden, welche den Zeitpunkt einer gänzlichen Auflösung immer näher rückten. Seitdem die Longobarden in Italien eingedrungen waren, fielen alle die Vortheile der freien Mittheilung weg, ohne welche eine starke Bevölkerung nicht fortdauern kann. Auf sich selbst beschränkt, lebten die Römer wie in einem Kerker, den sie mit zitternder Hand öffneten und wieder verschlossen. Ihr tägliches Schauspiel war, Mitbürger, die aus den Thoren gegangen waren, als Sklaven fortgeschleppt zu sehen. Die ganze Umgegend von Rom, in eine Einöde verwandelt, gewährte den niederschlagendsten Anblick; und, gerade als ob es mit der Vereinzelung nicht genug gewesen wäre, sah die ehemalige Hauptstadt der Welt sich heimgesucht von Stürmen und Erdbeben,

welche die morschen Häuser umstürzten und die Bewohner derselben unter Trümmern begruben. Die Tiber trat aus ihren Ufern, und indem die Thäler der sieben Hügel zu Sümpfen wurden, entstand eine Pest, welche so furchtbar wüthete, daß während einer feierlichen Procession, achtzig Personen, in Einer Stunde starben. Es würde in dieser verhängnißvollen Zeit um Rom und um alles, was in einer späteren Periode römisch-katholischer Glaube genannt wurde, geschehen gewesen seyn, wenn die Longobarden Verstand genug gehabt hätten, sich Siciliens zu bemächtigen; denn diese fruchtbare Insel war die Nabelschnur, an welcher das in eine zweite Kindheit zurückgestürzte Rom hing. Wie in früheren Zeiten kriegslustige Könige und Senatoren das Volk durch Raub genährt hatten, so nährten es jetzt die Geistlichen durch ihre Besitzungen in Sicilien. Doch die Bevölkerung war noch immer viel zu groß für das Einkommen der Kirche, und es bedurfte außerordentlicher Anstrengungen, besonders aber einer sehr gewandten Politik, wenn die Verzweiflung nicht überhand nehmen sollte.

In dieser Hinsicht hatte das Schicksal dem jedesmaligen Pabste eine schwere Rolle aufgelegt. Nachgiebigkeit gegen den Hof von Constantinopel war unvermeidlich, wenn man erhalten wollte, was man in Sicilien besaß; aber eben diese Nachgiebigkeit wurde gefährlich durch den revolutionären Geist der griechischen Geistlichkeit, welche nicht aufhörte, an den Glaubenslehren zu rütteln. In Rom wollte man nur leben; und daher die blinde Unterwerfung unter alles, was für

Wahrheit ausgegeben wurde. In Constantinopel und den übrigen Hauptstädten des oströmischen Reiches war man über das dringendste Bedürfniß hinaus; und daher die Freigeisterei, welche sich nicht durch Formeln fesseln lassen will. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß das ganze Gepräge, welches die katholische Kirche des Abendlandes in einer späteren Zeit erhielt, von den Leiden des sechsten Jahrhunderts herrührt. Gerade in diesem Zeitraum begann man, die vorgeblichen Reliquien der beiden Apostel Petrus und Paulus, als das Palladium der christlichen Kirche, zu verehren: eine Tradition sagte von ihnen, daß sie vor fünf Jahrhunderten in dem Circus des Nero hingerichtet worden; und mehr bedurfte es nicht, um in ihnen einen neuen Gegenstand der Verehrung einzuführen, der in Zeiten des Wohlergehens unbeachtet geblieben wäre. Die Feier des Abendmahls nahm die Gestalt an, welche sie noch gegenwärtig in der katholischen Kirche hat; sie wurde zu einer Messe. Opfer war sie schon früher genannt worden, wegen der freiwilligen Gaben, welche die Gemeine bei dieser Gelegenheit darzubringen pflegte; jetzt aber wurde ein förmliches Opferschauspiel daraus gemacht, welches schwerlich eine andere Bestimmung hatte, als andere Schauspiele zu ersetzen, die bloß deswegen nicht mehr gegeben wurden, weil es dazu an Mitteln fehlte. Von einer sinnbildlichen Erinnerung an die Aufopferung Jesu ging man zu einer wirklichen Wiederholung dieses Opfers über, so daß der Priester mit dem geweiheten Brot und Weine ein unblutiges Opfer (den leibhaften Erlöser) der Gottheit anbot und darbrachte: eine Verkehrtheit

der Begriffe, welche so weit ging, daß man die Gottheit der Gottheit opferte; eine Verkehrtheit, wodurch man alles übertraf, was jemals die Herrschsucht in heidnischen Priestern gewirkt hatte. Wären die Zeiten des öffentlichen Elendes nicht zugleich die Zeiten der Geistes-Verwirrung, so müßte man über Erscheinungen, wie die so eben beschriebene, erstaunen oder spotten. Doch die Menschlichkeit verbietet das Eine wie das Andere; und darum sey es erlaubt, hier noch anzuführen, daß gerade in dieser Periode sich auch die Lehre von dem Fegfeuer entwickelte: jene Lehre von einem Mittelzustande nach dem Tode, die ihr erstes Entstehen dem Platon verdankte, und, vom Priesterstolz und Priesterhabsucht ausgebildet, auf's Gröblichste gemißbraucht und in einen einträglichen Handelszweig verwandelt wurde.

Man sieht aus dieser Darstellung, daß, wenn das römische Volk unter solchen Umständen seinen Vortheil dabei fand, einen am Hofe von Constantinopel wohlgelittenen und übrigens sehr begüterten Mann an seiner Spitze zu haben, eben dieser Mann sehr viel Bedenken tragen mußte, die ihm aufgedrungene Würde anzunehmen. Ein verständigerer Mann, als Gregorius war, würde sich noch weit mehr geweigert haben. Es war also keinesweges reine Demuth, was ihn beseelte; es war vielmehr die gerechte Besorgniß, den Umständen nicht genügen und die ihm gemachte Aufgabe nicht zur Zufriedenheit der Römer lösen zu können. Was ihm allein Muth geben konnte, war sein eigener Aberglaube, von welchem in seinen Schriften so viele unverkennbare Beweise enthalten sind.

Der rechte Mann war er wenigstens in so fern, als ihn keine heftige Leidenschaften beunruhigten, und als er an dem Hofe zu Constantinopel gelernt hatte, bis wie weit man den Umständen nachgeben müsse, um Herr derselben zu bleiben. Einfältig und verschmitzt, stolz und demüthig, abergläubig und voll Verstand, war er für die Zeiten, in welche sein Wirken fiel, wie geschaffen. Ohne genaue Kenntniß des großen Haufens würde es ihm unmöglich gewesen seyn, wo nicht der Erfinder, doch wenigstens der Nachbildner eines die Sinne beschäftigenden Gottesdienstes zu werden, der den Römern Bedürfniß war, wenn sie nicht zur Verzweiflung übergehen sollten; seine Litaneien und Processionen besänftigten selbst dadurch, daß sie beschäftigten. Nur demüthig, hätte er sich dem Patriarchen von Constantinopel untergeordnet und das kirchliche Primat Preis gegeben; da er aber zugleich stolz war, so ließ er nicht ab, gegen den Hochmuth eines Mannes zu eifern, der, mit Genehmigung der morgenländischen Bischöfe, den Titel eines ökumenischen oder Reichspatriarchen angenommen hatte; und so rettete er durch heftigen Widerspruch wenigstens die Möglichkeit eines glanzvollen Hervortretens in besseren Zeiten. Unstreitig lag ihm nichts so sehr am Herzen, als, den Formen, worin sich die römische Kirche bis dahin bewegt hatte, größere Allgemeinheit zu geben. Doch, um zu seinem Zwecke zu gelangen, hielt er es nicht für sündlich, nachsichtig gegen Gewohnheiten zu seyn; und diese Nachsicht trieb er so weit, daß er den zum Christenthume bekehrten Anglen in Britannien die Beibehaltung ihrer Ehegesetze gestattete, den

Bilderdienst in Gallien erlaubte, und selbst den ehelichen Stand der Subdiakonen nicht mißbilligte. Er tadelte zwar die gewaltsame Bekehrung der Juden in Spanien und Frankreich; aber er hatte nichts einzuwenden gegen die Verfolgung der Donatisten in Afrika, weil sie ihm als Ketzer erschienen, d. h. als solche, die von der Wahrheit abgefallen wären. Sein monarchischer Sinn zeigte sich am auffallendsten in seinem Abscheu vor Simonie; und über diesen Punkt dachte er so zart, daß er den stärkenden Wein, den ein sicilianischer Bischof ihm sandte, nicht unentgeldlich annehmen wollte. Niemand konnte geschmeidiger gegen den Hof von Constantinopel seyn, als er; aber er war es nur in Redensarten, welche nichts kosten.

Die Hauptaufgabe für ihn war doppelter Art; nämlich, Rom zu erhalten, und den Zusammenhang, worin es mit den sämmtlichen Kirchen des Abendlandes stand, selbst in der Vereinzelung, zu vertheidigen. Das Erste wurde ihm dadurch erleichtert, daß er für sich selbst sehr wenig bedurfte; das Letztere machte er dadurch möglich, daß er jede Gelegenheit benutzte, in kirchlichen Angelegenheiten seinen Rath zu ertheilen. An den vier großen Festtagen vertheilte er Gehalte an die Geistlichkeit, an seine Hausgenossenschaft und an alles, was zum Dienst der Kirche gehörte; und an dem ersten Tage eines jeden Monats spendete er den zahlreichen Armen der Hauptstadt den ihnen bestimmten Theil an Korn, Wein, Käse, Fischen, Oel u. s. w., so daß durch ihn die alte Annona ihre Fortsetzung fand. Dies konnte nicht ohne strengen Haushalt bewirkt werden; aber gerade hierin

war Gregor Meister. Länger als drei Jahrhunderte wurde die bändereiche Nachricht von seinen Einnahmen und Ausgaben, im Lateran, als ein Muster christlichen Haushalts, aufbewahrt; und nur die Ueberflüssigkeit der Nachahmung bei einem Einkommen, zu welchem das ganze Europa beitrug, scheint dieselbe vernichtet zu haben.

In Zeiten der Gefahr trug er kein Bedenken, zum tapfersten Widerstande aufzufordern; doch war die Gefahr vorüber, so suchte er zu besänftigen und zu gewinnen. Sehr bald leuchtete ihm ein, wie wenig er sich von dem Hofe zu Constantinopel zu versprechen habe; und eben deswegen legte er es nicht sowohl auf eine Vertreibung der Longobarden an, als vielmehr auf eine Bekehrung derselben durch Theudelinden. Da seine Bemühungen nicht ohne Erfolg blieben, so darf man ihn als den Verfeinerer eines der rohesten Völker betrachten. Durch vierzig Mönche, welche er nach Britannien schickte, eroberte er die ganze Insel für den Stuhl des heil. Petrus in so kurzer Zeit, daß er dem Erzbischof von Alexandrien melden konnte, der König von Kent sey mit zehntausend Angelsachsen getauft worden. Auf gleiche Weise wirkte er auf Spanien und Gallien ein. Er glaubte an Wunder, an Erscheinungen und Wiederauferstehung; aber hierin waren seine Zeitgenossen so sehr mit ihm eines Sinnes, daß das Denkmahl zu Ehren Hadrian's, welches man in der Folge in eine Burg verwandelte, noch jetzt die Benennung der Engelsburg führt, weil allgemein angenommen wurde, auf jenem Denkmahl sey, während einer von Gregor dem Großen veranstalteten

Procession, ein Engel erschienen, welcher das Ende aller Leiden angekündigt habe. Ein Tempel-Staat ruhet nothwendig auf Traditionen. Nur sollte man keinen Widerspruch zwischen diesen Traditionen und anderen unverwerflichen Nachrichten gestatten! Ob der das Schwert in die Scheide steckende Engel noch etwas mehr als eine Erdichtung gewesen sey, geht am sichersten aus den eigenen Schriften des Gregorius hervor, in welchen der Wehklage über den Nothstand der Römer kein Ende ist.

Es würde allzu weit führen, wenn wir diesen außerordentlichen Mann durch alle Verwickelungen begleiten wollten, in welche er während seiner mehr als dreizehnjährigen Regierung gerieth. Genug, daß er seinen Charakter in allen rettete. Er selbst war weit davon entfernt, sich für untadelig zu halten; allein er hatte den großen Vortheil, sich mit allen etwanigen Mißgriffen hinter den heil. Petrus zurückziehen zu können, der immer gleich schuldlos blieb. Was er war, erklärt sich durch seine schwache Leibesbeschaffenheit und durch die nachtheiligen Umstände, die ihn umgaben. Mit besseren Nerven und vortheilhafterer Umgebung würde er Gregor der Siebente gewesen seyn; denn die Politik der Päbste ist, ihrer Grundlage nach, zu allen Zeiten dieselbe gewesen, und hat es seyn müssen, weil Rom der Mittelpunkt war, von welchem aus sie wirken mußten. Die Kraft zu leiden, und die Kraft zu handeln, wenn gleich den Wirkungen nach verschieden, schließen gleiche Tugend in sich. Durch jene groß, ward Gregorius zugleich zu einem Heiligen in dem Urtheil seiner Zeitgenossen

nossen und der Nachwelt. Ohne ihn, der die römische Kirche aus der gefährlichsten Krisis rettete, würde der Stuhl des heil. Petrus vielleicht zertrümmert worden seyn unter den Schlägen der Longobarden; durch ihn erhob er sich zu einem Gegenstande allgemeiner Achtung. Die seltene Aufopferung, womit er sich hingab, konnte nicht verkannt werden, und dem Verstande, den er an diese Hingebung knüpfte, mußte man huldigen. So geschah es, daß sein Andenken bei der Nachwelt fortlebte, ohne jemals geschmälert zu werden. Unter den Päbsten hat er niemals seines Gleichen gehabt; denn Er allein hat die Prädikate des **Großen** und des **Heiligen** vereinigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Medici.

(Fortsetzung.)

Jenes, den Florentinern während der Unterhandlungen gegebene Versprechen, daß es sich nur um die Zurückgabe eingezogener Güter und verlorner Bürgerrechte handele, blieb, wie sich leicht denken läßt, unerfüllt, sobald der Gonfaloniere Soderini ausgeschieden und die Verfassung der Republik aufgelös't war. Wie sehr es dem Cardinal Giovanni darauf ankam, seinem Geschlechte fürstliche Vorrechte zuzuwenden, offenbarte sich besonders darin, daß er dem jungen Lorenzo (dem Sohn des unglücklichen Piero) die Dictatur der Republik unter der Leitung seines Oheims Giuliano übertrug; denn hierin lag der auffallendste Beweis, daß, seinen Wünschen zufolge, die Regierung erblich seyn sollte nach dem Rechte der Erstgeburt. Die Theilnahme an der Regierung wurde auf die Anhänger der Medici beschränkt; und wenn es die Florentiner schmerzte, eine Familie das als erbliches Reich genießen zu sehen, was die Vorfahren derselben immer nur, als von dem guten Willen ihrer Mitbürger auf unbestimmte Zeit bewilligt, genossen hatten: so kränkte es sie noch weit mehr, daß

die Medici, nachdem ihr Vermögen während einer achtzehnjährigen Unglückszeit verzehrt war, für ihre Größe keine andere Stütze hatten, als den Schatz der Republik, d. h. die Erwerbfähigkeit Derer, die von jetzt an ihre Unterthanen seyn sollten.

Es kam aber noch dazu, daß die Medici, während ihres langen Aufenthaltes in Rom und an den Höfen der europäischen Fürsten, Sitten angenommen hatten, welche mit denen der übrigen Florentiner in geradem Widerspruche standen. Ein allgemeines Mißvergnügen konnte unter diesen Umständen nicht ausbleiben; allein die nächste Verschwörung, welche daraus hervorging, endigte sich mit Hinrichtungen und Verbannungen. Erst nachdem der Cardinal Giovanni den päbstlichen Stuhl eingenommen, mehrere Florentiner zu Cardinälen ernannt, und selbst den Corporationen in Florenz mancherlei Vorrechte bewilligt hatte, legte sich jenes Mißvergnügen. Die Auszeichnungen, welche die Medici erhielten, trugen ihrerseits nicht wenig dazu bei, daß man sich seinen Abstand von ihnen ruhiger gefallen ließ. Giuliano, der Bruder des neuen Pabstes, zum Generalissimus der Kirche ernannt, vermählte sich mit einer Schwester des Herzogs von Savoyen, und erhielt nicht lange darauf von dem Könige von Frankreich das Herzogthum Nemours, und von dem Könige von England den Orden des Hosenbandes. Giulio, Vetter des Pabstes, sah sich zum Erzbischof von Florenz, und dann zum Cardinal-Legaten von Bologna erhoben. Dem schlauen Pabste entging es nicht, daß, wenn sein Neffe die Dictatur von Florenz mit Erfolg ausüben sollte, er

außerhalb dieser Republik einen Stützpunkt haben müsse; und da der Herzog von Urbino (aus dem Hause Montefeltre) vor Kurzem gestorben war, und seinem angenommenen Sohne Francesco Maria della Rovere seine Rechte und Ansprüche vererbt hatte: so trug Leo der Zehnte kein Bedenken, das ganze Herzogthum als heimgefallenes Lehn an sich zu nehmen und es seinem Neffen zu schenken. Wie man sagt, bestimmte er seinen Bruder Giuliano für den neapolitanischen Thron: ein Plan, welcher durch den plötzlichen Hintritt des Herzogs von Nemours, und durch die Umstände vereitelt wurde, welche sich bald nach dem Tode Ferdinands des Fünften, Königs von Spanien, einstellten. Der neue Herzog von Urbino mußte sich, auf Befehl des Pabstes, mit Magdalena von Boulogne, einer französischen Prinzessin, vermählen; doch auf dieser Ehe, durch den Ehrgeitz selbst gestiftet, ruhete nur Fluch: Katharina de Medici war die Frucht derselben; und nachdem sie, durch ihre Geburt, ihrer Mutter das Leben gekostet hatte, wirkte sie, als Gemahlin Heinrichs des Zweiten, Königs von Frankreich, mit zum Verderben des französischen Volks, dessen Sitten sie verderbte, und dessen Blut sie verströmte. Welche Stimmung in Florenz zu dieser Zeit vorherrschte, läßt sich am besten aus Macchiavelli's Werken abnehmen, der in diesen Zeiten handelte und schrieb, sich gern mit den Medici befreunden wollte, aber sich immer zurückgestoßen fühlte. Uebrigens haben die Begebenheiten dieser Periode ihr Gepräge vorzüglich in dem Kampfe, der sich seit beinahe einem Jahrhunderte über das Vorrecht des Pabstes, der christlichen Kirche das

Gesetz vorzuschreiben, erhoben hatte. Viel leistete Leo der Zehnte dadurch, daß er seine Familie so emporzubringen und in das französische Königshaus zu verflechten wußte. Ehe dies aber gelang, waren harte Prüfungen zu bestehen; und selbst nachdem es gelungen war, konnte der große Abfall, den man die Reformation der Kirche durch den Protestantismus nennt, nicht verhindert werden: so sicher ist der Gang der Natur, so unzureichend die menschliche Weisheit, denselben aufzuhalten oder zum Stillstand zu bringen!

Das von Julius dem Zweiten veranstaltete lateranische Concilium hatte keine andere Absicht, als die gallikanische Kirche, so weit sie sich im funfzehnten Jahrhunderte ausgebildet hatte, in ihrem Wesen zu vernichten. Nachdem also in der ersten Sitzung dieses Conciliums festgesetzt war, daß es ein wahres, rechtmäßiges und heiliges sey, trat der Cardinal Thomas de Vio von Gaetta mit einer Rede auf, worin er die Concilien von Costnitz, Basel und Pisa als fluchwürdig darstellte. Die Suveränetät des Pabstes nicht anerkennen, hieß, seiner Behauptung nach, eben so viel, als die Glieder über das Haupt, die Knechte über den Herrn setzen. So fern die theokratische Universal-Monarchie aufrecht erhalten werden sollte, war die Wahrheit auf seiner Seite; doch, was er zu erkennen weder die Einsicht noch den Willen hatte, war, daß sich in Europa ein Geist entwickelt hatte, der auf die Vernichtung dieser Universal-Monarchie hinstrebte und gar nicht mehr zu bändigen war.

Ein Streit der Kräfte wurde auf diese Weise in

einen Rechtsstreit verwandelt. Weil man aber in einem solchen Falle dem Rechte am wenigsten vertrauet, so hatte auch Julius seine Beweisgründe dadurch zu verstärken gesucht, daß er die Engländer, die Deutschen und die Schweizer für sich gewonnen hatte, um eine förmliche Zurücknahme der pragmatischen Sanction auf französischem Grund und Boden zu bewirken. Alle diese Völker, welche nach kurzer Zeit den Abfall von dem gemeinschaftlichen Vater der Christenheit beginnen sollten, hatten sich, ihre wahre Bestimmung schwerlich ahnend, gegen Frankreich in Bewegung gesetzt; und während der deutsche Kaiser und der König von England von den Niederlanden aus in Frankreich eingedrungen waren, hatten sich die Schweizer durch Burgund den Weg nach Dijon gebahnt. Doch wo es eine große Anstrengung gilt, da ist nichts gefährlicher, als Lauheit und Gleichgültigkeit gegen den Zweck dieser Anstrengung. Dies erfuhr auch Julius der Zweite. Der deutsche Kaiser und der König von England entzweieten sich nach der Einnahme von Dornick über eine Kleinigkeit, und gingen, jener nach Deutschland, dieser nach England, zurück. Auch die Schweizer, welche die Belagerung von Dijon bereits begonnen hatten, ließen sich durch zwanzig tausend Thaler und das Versprechen, daß alle ihre Forderungen befriedigt werden sollten, zur Rückkehr in ihre Heimath bewegen. So mußte sich der Pabst mit der Ehre begnügen, die Franzosen aus Italien vertrieben zu haben; die pragmatische Sanction blieb unerschüttert, und eben deswegen durfte sich der allgemeine Vater der Christenheit darauf gefaßt halten, daß

Frankreich seine Ansprüche auf das Herzogthum Mailand erneuern würde.

Julius der Zweite starb den 21. Febr. 1513. in einem Alter von siebzig Jahren. Die Lage seines Nachfolgers war in jedem Betracht schwierig zu nennen. Während Frankreich seinen Plan in Hinsicht Italiens verfolgte, waren der König von Spanien und der deutsche Kaiser, Beide durch Alter gedrückt, des Krieges so überdrüssig, daß von ihrer Seite auf keinen Beistand zu rechnen war. Heinrich der Achte, nur von seinen Launen abhängig, gab das Interesse des Pabstes auf, sobald sich ihm die Aussicht auf eine Vermählung seiner Schwester mit dem Könige von Frankreich darbot, welcher seit Kurzem Wittwer geworden war. Die Venetianer verschmäheten ein Bündniß mit dem Pabste, weil sie sich von demselben nur Nachtheile versprachen. So vereinzelt, mußte Leo der Zehnte den Sturm erwarten, der gegen ihn loszubrechen drohete. Das einzige Volk, das sich seiner anzunehmen Lust hatte, waren die Schweizer, damals durch ihre Lanzknechte in ganz Europa berühmt.

Das Jahr 1514 war unter Unterhandlungen verstrichen, als mit dem ersten Tage des nachfolgenden Jahres Ludwig der Zwölfte in den Armen seiner jungen Gemahlin starb, und Franz der Erste sein Nachfolger wurde. Die Zurüstungen zu einem neuen Kriege waren gemacht; die Liebe der Franzosen für den neuen König gab ihnen Nachdruck. Von Lyon aus, brach Franz der Erste über den Berg Genievre in Italien ein. Die Schweizer, welche ihn an dem Passe von Susa er-

warteten, sahen sich umgangen. Schon wünschten sie, in ihren Erwartungen betrogen, mit dem französischen König über die Räumung Mailands in Unterhandlung zu treten; ja, schon war diese Unterhandlung bis zum Abschluß gediehen, als der Bischof von Sitten, welcher als päbstlicher Legat an der Spitze der Schweizer stand, durch Aufreitzung der Begierde nach einer unermeßlichen Beute noch einmal eine Umstimmung bewirkte, welche die zweitägige Schlacht bei Marignano zur Folge hatte. Da die Franzosen in dieser Schlacht siegten, so war die Sache des Pabstes verloren. Ganz Italien, das Königreich Neapel etwa ausgenommen, stand dem französischen Könige offen; und seine militärische Umgebung welche in dem davon getragenen Siege nur eine Wiederherstellung der National-Ehre sah, ließ es nicht an Aufmunterungen zum Vordringen fehlen. Doch Franz, zufrieden mit der Wiedereroberung des Herzogthums Mailand, weil er für die gallikanische Kirche keines anderen Stützpunktes bedurfte, begnügte sich damit, daß er die Venetianer, seine Bundesgenossen, auf Kosten des deutschen Kaisers vergrößerte; und wenn er darauf gerechnet hatte, daß der Pabst ihm mit Friedensvorschlägen entgegen kommen würde, so fand er sich dies Mal nicht betrogen. In dem königl. Hauptquartier erschien der Cardinal von Pavia; und nachdem Franz und Leo in Bologna eine Zusammenkunft gehabt hatten, wurde jenes berühmte Concordat geschlossen, durch welches der Pabst den höchsten Episkopat mit dem Könige von Frankreich theilte, und sich folglich eine Stellung gefallen ließ, welche seine Vorgänger mit gleicher Entschlos-

senheit seit Gregor dem Siebenten verabscheuet hatten *).

Es ist zu glauben, daß an Leo's des Zehnten Nachgiebigkeit nichts so viel Antheil hatte, als der lebhafte Wunsch, sein Haus sowohl in Florenz als in Italien überhaupt zu befestigen. In dem Concordate zwischen ihm und Franz dem Ersten wurde also ein wesentlicher Theil des universal-monarchischen Ansehens jenem Familiengeiste aufgeopfert, welchen die Gesetze der römisch-katholischen Kirche durch das Cölibat in Schranken zu halten strebten; und so zeigte sich auch hier, daß da, wo man dem Willen der Natur entgegenhandelt, Ein Widerspruch aus dem andern entstehen muß. Der Fehler, welchen Leo beging, wie unvermeidlich er auch durch die Umstände geworden seyn mochte, hatte die wichtigsten Folgen. Was dem französischen Könige bewilligt worden war, durften alle Könige Europa's als ein Recht fordern; und so fern ihnen dies Recht versagt wurde, war nichts natürlicher, als Abfall von dem römischen Stuhle, wie er denn auch, ein Jahr nach Unterzeichnung des Concordats, in Deutschland, und, nicht lange darauf, in allen nordischen Königreichen erfolgte.

Wie groß auch die Auszeichnungen seyn mochten, welche Leo für seinen Bruder Giuliano und für seinen Neffen Lorenzo erhielt: so waren dieselben doch von keiner Dauer; denn jener starb, ehe er zu dem Besitz des

*) Den Inhalt dieses Concordats haben wir im 11ten Stück des dritten Jahrganges dieses Journals angegeben.

Königreichs Neapel gelangen konnte, und dieser, von einer ekelhaften, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vorzüglich gefährlichen Krankheit befallen, folgte seiner Gemahlin in's Grab, als Katharina von Medici kaum das Licht des Tages erblickt hatte. Bis auf Leo den Zehnten war die männliche Nachkommenschaft Lorenzo's des Prächtigen erloschen; und da dieser Pabst den 1sten Dec. des Jahres 1521 verschied, so gingen die Ansprüche des Hauses auf die Regierung von Florenz und das Herzogthum Urbino auf die Bastarde desselben über. An der Spitze derselben stand der Cardinal Giulio, ein Sohn jenes Giuliano, welcher in der Kirche Reparata ermordet worden war. Als Bastard hätte er nicht einmal die Cardinals-Würde erhalten sollen; doch da Leo ihn liebte, so wurde glaublich gemacht, daß er in einer verborgenen Ehe erzeugt worden sey, und das Cardinals-Collegium drang in einer so geringfügigen Sache schwerlich auf einen strengen Beweis. Der Cardinal Giulio also war es, welcher nach dem Hintritt des Herzogs von Urbino die Regierung von Florenz übernahm. Als Legat von Romagna schlug er seinen Wohnsitz in Florenz auf; und da seine übrige Bestimmung ihn zu häufigen Abwesenheiten zwang, so stellte er den Cardinal Silvio Passerini aus Cortona an die Spitze der Regierung. Es entstand in Florenz eine Verschwörung gegen ihn; doch diese endigte sich mit dem Untergange der Verschwornen, und als nicht lange darauf die Franzosen seine Vertreibung von Siena aus versuchten, mißlang auch dieses Unternehmen durch den Leichtsinn französischer Generale.

Die europäische Welt ging inzwischen der großen Entwickelung entgegen, welche sie durch die Kämpfe zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten zu erhalten bestimmt war. Ferdinand der Fünfte war im Laufe des Jahres 1516 gestorben; und da er keine männliche Erben hinterlassen hatte, so war sein Enkel Karl, ein Sohn Philipps des Ersten und jener Johanna, welche nach seinem Tode den Verstand verlor, sein Nachfolger geworden. Durch seinen Vater war Karl ein Enkel des deutschen Kaisers Maximilian. Als König von Spanien vereinigte der junge Monarch mit der pyrenäischen Halbinsel, wenn man das Königreich Portugal davon abrechnet, Neapel und Sicilien, die ihm von seinem Vater angestammten Niederlande, und Alles, was jenseits des atlantischen Oceans von den Spaniern bis zum Jahre 1516 in America war entdeckt worden. Da Maximilian, welcher im Jahre 1519 starb, außer den beiden Söhnen Philipps, Karl und Ferdinand, keine männlichen Erben hinterließ, so mußte dem Könige von Spanien auch das Erzherzogthum Oesterreich zu Theil werden. Der natürlichen Größe, welche ein solcher Länder-Complex gab, fehlte ein angemessener Titel, der nur dann gefunden wurde, wenn das deutsche Reich den König von Spanien und Neapel zu seinem Kaiser wählte. Ein solches Unglück abzuwenden, that Franz der Erste, was in seinen Kräften stand. Doch vergeblich bewarb er sich um die deutsche Kaiser-Würde, um, im Nothfalle, die Kraft des deutschen Reiches gegen Spanien richten zu können. Der Rath des sächsischen Churfürsten Friedrich entschied gegen seine Wünsche; und

sobald Karl von den sämmtlichen Kurfürsten Deutschlands zum Kaiser erwählt war, hob jene Nebenbuhlerei zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich an, die das System des politischen Gleichgewichts gebar: ein System, von welchem man noch immer glaubt, daß es für die Erhaltung Europa's nothwendig sey.

Italien ward bald der Schauplatz für die Kämpfe zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten. Früher schon hatte Frankreich, theils durch eigene Schuld, theils durch die Hinterlist des römischen Hofes, das Herzogthum Mailand wieder eingebüßt. Kaum hatte der beleidigte Stolz der Königin-Mutter den Herzog Karl von Bourbon aus Mailand, wo er königliche Rechte übte, entfernt, als es Leo dem Zehnten gelang, eine Coalition sämmtlicher italiänischer Mächte zu Stande zu bringen; und da der General Lautrec, Franzens Statthalter in Italien, den Angriffen Prosper Colonna's nicht gewachsen war: so erfolgte nur allzu bald ein Rückzug über die Alpen mit dem armseligen Ueberreste des französischen Heeres. Die Freude über dieses unerwartete Ereigniß kostete Leo dem Zehnten das Leben; und das Cardinals-Collegium, noch immer an die Möglichkeit einer Vernichtung des zwischen Leo und Franz abgeschlossenen Concordats glaubend, benutzte die Umstände, sich bei Karl dem Fünften durch die Wahl des Cardinals Hadrian von Utrecht zum Pabste in Gunst zu setzen. Frankreich für immer von Italien zu trennen, traten England, Venedig, Genua, Florenz, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua mit Karl dem Fünften zusammen; und gerade als ob es an dieser

Masse von Gegenkräften noch nicht genug gewesen wäre, trieb Franz der Erste, allzu nachgiebig gegen die Rache seiner Mutter, eben den Connetable von Bourbon, dem er den Sieg bei Marignano verdankte, durch Zurücksetzung und tyrannischen Justiz-Druck zu einer Verzweifelung, welche sich mit Abfall und Verrath endigte. Zur Wiedereroberung Mailands nach Italien gesendet, sah sich Bonnivet, ein Liebling der Königin-Mutter, nur allzu bald geschlagen und zum Rückzuge gezwungen; und während der Connetable von Bourbon ihm nachdrang und bei der Eroberung von Marseille verweilte, fiel Heinrich der Achte, König von England, in die Picardie ein, um die Hauptstadt Frankreichs anzugreifen. Doch Beide wurden bald aus Frankreich entfernt; und da Franz die Schwäche der Verbündeten in Italien kannte, so ging er mit einem 20000 Mann starken Heer über die Alpen, eroberte Mailand, belagerte das von Anton de Leiva vertheidigte Pavia, wurde aber, nachdem Bourbon frische Truppen aus Deutschland herbeigeführt hatte, bei dieser Stadt geschlagen, gefangen genommen und nach Spanien gebracht.

Inzwischen war Hadrian der Sechste am 24sten Sept. 1523 gestorben, und die Politik des Cardinals-Collegiums hatte den bisherigen Legaten von Romagna, Cardinal Giulio von Medici, auf den päbstlichen Stuhl erhoben. Giulio nahm bei seiner Thronbesteigung den Namen Clemens der Siebente an. Um das universalmonarchische Ansehn zu retten, schien ihm nichts so nothwendig, als zu verhindern, daß in Italien Eine Macht den Ausschlag gebe. Seine Politik war also

nothwendig gegen Karl den Fünften gerichtet. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, nahm er sich des gefangenen Königs von Frankreich an; und sobald er dessen Freiheit bewirkt hatte, sprach er ihn los von allen den Eidschwüren, wodurch Franz der Erste sich anheischig gemacht hatte, mit dem Könige von Spanien und dem deutschen Kaiser in einem friedlichen Vernehmen zu bleiben. Wie Leo gegen Frankreich gewirkt hatte, so, und aus demselben Grunde, wirkte Clemens gegen Spanien. Eine neue Coalition, gegen Karl den Fünften gerichtet, war im Entstehen, als Dieser ihren Wirkungen dadurch zuvorkam, daß er den Connetable von Bourbon gegen den Pabst selbst in Bewegung setzte. Was vermöge des innigen Verhältnisses zwischen der theokratischen Universal-Monarchie und dem spanischen Königreiche im eigentlichsten Sinne des Wortes hatte unmöglich seyn sollen, nämlich ein Krieg gegen den heiligen Vater, das wurde jetzt wirklich, damit die Welt inne werden möchte, wie die geistliche Macht sich zu allen Zeiten nur durch weltliche Mittel behauptet hat, und wie es eine Thorheit ist, sich darüber zu täuschen. Clemens der Siebente zog sich bei Bourbons Annäherung in die Engelsburg zurück. Der Fall des Anführers beim ersten Sturmlaufen, hintertrieb die Eroberung der Hauptstadt nicht; und ihr folgte jene scheußliche Plünderung, in welcher Spanier, Italiäner und Deutsche um den Vorzug in der Barbarei wetteiferten, bis sich endlich die Könige von Frankreich und England des in seiner Engelsburg gefangen gehaltenen Pabstes annahmen.

Ereignisse dieser Art konnten nicht anders, als

nachtheilig auf das Geschlecht der Medici zurückwirken. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte Clemens der Siebente seine nächsten Verwandten nach Florenz gesendet, um unter der Anleitung des Cardinals Silvio Passarini das Regieren zu lernen. Diese Verwandten waren Hippolyt und Alessandro von Medici. Jener galt für einen Sohn des Herzogs Giuliano, erzeugt im Umgange mit einer Dame aus Urbino, die niemals seine Gemahlin gewesen war; dieser, von einer Mohrin geboren, wurde für einen Sohn des Herzogs Lorenzo ausgegeben, stammte aber ganz unstreitig von dem Pabste Clemens selbst her, der seine väterliche Gesinnung für ihn nie verleugnete. Beide waren noch jung; und wenn Hippolyt durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und durch Herablassung und Freigebigkeit bald beleidigte, bald die Herzen gewann; so schreckte Alessandro durch seine widerwärtige Gestalt und durch seine eben so widerwärtigen Sitten seine Mitbürger zurück. Ohne Liebe für das Geschlecht der Medici, und voll Erbitterung gegen den Cardinal Silvio Passerini, harrten die Florentiner nur auf eine Gelegenheit, das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln; und sobald Rom erobert und geplündert war, trugen sie kein Bedenken, die Medici sammt dem Statthalter des Pabstes zu verjagen, und sich dieselbe Verfassung zu geben, welche sie vor dem Jahre 1512 gehabt hatten. Es fehlte jetzt an einem Einzelnen, welcher Ansehen genug gehabt hätte, das Ganze zu leiten. Unter diesen Umständen nun hielt man sich an den Aussprüchen und Prophezeiungen Savonarola's; und da dieser Schwärmer immer zu einem freundlichen Vernehmen

mit Frankreich gerathen, und behauptet hatte, „daß Lilien nur neben Lilien blühen könnten:“ so beschloß man ein Bündniß mit dieser Krone, so wie mit allen den italiänischen Fürsten, welche sich gegen Karl den Fünften vereinigt hatten. Um den Staat vertheidigen zu können, wurden die Bürger von Florenz bewaffnet; und, von den Urhebern der neuen Regierung angetrieben, erlaubte sich der große Haufe jede Verletzung des Schicklichen in Hinsicht der vertriebenen Familie: zerstört wurden ihre Bilder und Wappen, ausgetilgt viele in Tempeln oder Palästen von ihnen vorhandene Andenken; den Pabst erklärte man für einen Rebellen, und es fehlte sogar nicht an Personen, welche darauf antrugen, die Tochter Lorenzo's in Armuth und Schande zu stürzen.

Schwerlich hatte sich jemals ein Pabst in einer unvortheilhafteren Lage befunden, als Clemens der Siebente. Ueberzeugt, daß die Macht des Kaisers für die nächste Zukunft nicht zu brechen sey, dachte er darauf, wie er sich mit demselben aussöhnen wollte; und die Anträge, welche er zu diesem Endzweck machte, fanden um so leichteren Eingang, da Karl die Nothwendigkeit einer Aussöhnung mit dem Pabste nicht verkennen durfte, wofern er nicht das ganze katholische Europa gegen sich vereinigen wollte. Es wurde also im Julius des Jahres 1529 zu Barcellona ein Vertrag geschlossen, der in allen seinen Theilen zum Vortheil des Pabstes war. In demselben versprach der Kaiser seine natürliche Tochter Margerita mit Alessandro von Medici zu vermählen und ihr ein Einkommen von zwanzig tausend Gold-Scudi in neapolitanischen und anderen italiänischen Lehnen

nen mitzugeben; und da diese Prinzessin erst acht Jahr alt war, so sollte sie nach Neapel gebracht und daselbst bis zu ihrer Vermählung ihrem Range gemäß erzogen werden. Zugleich versprach der Kaiser, die Neffen und Erben Lorenzo's des Prächtigen nach Florenz zurückzuführen, und die Person des Pabstes, die ganze Familie desselben, und alle Güter und Rechte dieser Familie in seinen Schutz zu nehmen.

Da von den beiden Bastarden Hippolyto der ältere war, so hätte er in der Regierung des florentinischen Freistaats den Vorzug erhalten sollen. Doch der Pabst hatte seinem mit einer Mohrin erzeugten Sohne die Gunst des Kaisers zugewendet, dessen Bedürfniß, eine natürliche Tochter zu vermählen, über alles entschied, was die Republik Florenz ihr Vorrecht nennen konnte. Sobald also der Friede zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich wiederhergestellt war und die italiänischen Fürsten ihren Bund aufgelös't hatten, erschien an den Gränzen von Toscana ein vierzig tausend Mann starkes Heer, welches, angeführt von dem Fürsten von Oranien, die Stadt Florenz mit einer Belagerung bedrohete. Die Gemüther der Florentiner waren getheilt, wie immer. Der große Haufe, gleichgültig gegen Freiheit und Knechtschaft, weil es ihm nur um Erwerb zu thun war, wollte Ruhe, woher sie auch kommen möchte. Der Adel und die Verständigsten unter den Bürgern bedachten wohl den Verlust der Freiheit; doch weil das gegenwärtige Regierungs-System dieselbe nicht gewährte, so wußten sie nicht, was wünschenswerther sey, die Medici oder die Anarchie. Diese wurden die Ver-

dächtigen genannt. Die herrschende Parthei war die der sogenannten Tollen: sie bestand aus Personen, welche, als den niedrigern Gewerken angehörig, während der mediceïschen Dictatur von aller Theilnahme an der Regierung waren entfernt worden; und an sie schlossen sich alle die Adeligen an, welche, wegen Schulden oder Vergehungen, Feinde der Medici und ihrer Anhänger waren. Da der große Rath aus Leuten dieses Schlages bestand, die im Namen der Freiheit die Gesetze unter die Füße traten und sich jede Ausschweifung erlaubten: so war nichts natürlicher, als daß die Stadt Florenz mit den ungleichsten Kräften der Macht des Kaisers zu widerstehen versuchte. Wer den Medici anhing, verließ die Stadt, und schloß sich dem kaiserlichen Heere an, in welchem Baccio Valori, Beauftragter des Pabstes, den Vortheil der Medici wahrnahm. Elf Monate dauerte die Belagerung. Erschöpft durch innere Unruhe und ansteckende Krankheiten, ergab sich die Stadt. Die wichtigsten Punkte in der Kapitulation waren: 1) Erhaltung der Freiheit; 2) Wiederherstellung der Medici und ihrer Anhänger, mit gegenseitiger Verzeihung zugefügter Beleidigungen; 3) Bezahlung von achtzig tausend Ducaten an das kaiserliche Heer; 4) Bündniß mit dem Kaiser; 5) Berufung auf denselben zur Einführung einer angemessenen Regierungsform. Man sieht hieraus, wie schlecht es in diesen Zeiten um die Einsichten stand, welche einer tüchtigen Verfassung zum Grunde liegen müssen.

Sobald die Belagerer in Florenz eingerückt waren, wurde die Regierungsform, welche vor der letzten Ver-

treibung der Medici gegolten hatte, wiederhergestellt. Sie dauerte aber nicht länger, als bis die den kaiserlichen Truppen versprochenen achtzig tausend Ducaten bezahlt waren. Der freien Verfügung des Pabstes anheim gestellt, sah sich die Stadt sehr bald in allen ihren Erwartungen betrogen. Da Alessandro de' Medici am Hofe Karls des Fünften in Flandern verweilte, so ernannte Clemens der Siebente den Baccio Valori zu seinem Statthalter und zum Oberhaupt der Florentiner. Rückwirkungen blieben nicht aus, obgleich ein vorgeblicher Statthalter Gottes auf Erden, der sich den gemeinschaftlichen Vater der Christenheit nannte, dieselben hätte verabscheuen sollen. Von den Häuptern der sogenannten Tollen wurden sechs hingerichtet, die übrigen entweder eingekerkert oder verbannt. Geschwächt durch eine lange Vertheidigung, sank die Stadt durch das tyrannische Verfahren des Pabstes bis zur gänzlichen Kraftlosigkeit und Ohnmacht herab. Eine Pest vermehrte die Muthlosigkeit. So sehr hatte sich das Gefühl ihrer früheren Würde verloren, daß sie den Kaiser um Alessandro von Medici, wie um eine Gnade, bat.

Inzwischen berieth sich der Pabst mit den Anhängern seines Hauses über die neue Regierungsform. Die Palleschi — so nannte man diese Parthei — waren aber verschiedener Meinung; denn Einige wollten ein Gemisch von Fürstenmacht und Aristokratie, Andere unumschränkte Gewalt. Nur darin kamen Alle überein, daß, um neuen Empörungen zuvorzukommen, eine Besatzung nöthig sey. Mit den Gesinnungen des Pabstes vertraut, brachten Filippo Strozzi und Francesco Vetto-

in Vorschlag: jede Spur der alten Freiheit — so nannten sie die frühere Verfassung — zu vertilgen, sogar die Glocke des großen Raths; die Signoria, das geachtetste Magistrats-Collegium der Republik, abzuschaffen; nur einige untergeordnete Magistraturen des Scheins wegen bestehen zu lassen, übrigens aber einen Rath von zwei hundert Bürgern zu schaffen, aus welchem sich ein anderer von acht und vierzig zu bilden hätte, an dessen Spitze Alessandro von Medici treten sollte. Der Pabst, welcher diesen listigen Vorschlag nicht genehmigte, entfernte die angesehensten Palleschi aus Florenz, indem er ihnen einträgliche Aemter im Kirchenstaate gab. An die Stelle Valori's ernannte er den Bruder Nicolo, Erzbischof von Capua, zu seinem Stellvertreter in Florenz. Inzwischen langte auch die Genehmigung des Kaisers in Hinsicht der neuen Regierungsform an: Alessandro von Medici, zum Herzog von Florenz ernannt, sollte das Haupt aller Magistraturen seyn.

Lange Leiden hatten die Ankunft des jungen Herzogs erwünscht gemacht. Er wurde also, trotz der Abneigung, die man in einer früheren Periode gegen ihn gefühlt hatte, mit allgemeinem Jubel empfangen. Die Vornehmen betrachteten ihn als eine Stütze ihrer Größe und als ihre Schutzwehr gegen jede Neuerung eines unstäten und unruhigen Volkes; und dieses, durch anhaltende Bedrückungen gezähmt, hoffte, in ihm einen Förderer alter Wohlhabenheit zu finden. Alessandro, an den Höfen der Fürsten gebildet, hatte die Art angenommen, welche Vertrauen erregt; denn es fehlte ihm nicht an Herablassung und Freundlichkeit, wie sehr auch

Beides seinem wahren Charakter entgegen seyn mochte. Wie sich das Verhältniß zwischen Fürst und Volk in Florenz gebildet haben würde, wenn es sich selbst überlassen geblieben wäre, steht dahin; der Dazwischentritt des Pabstes verdarb alles.

Clemens der Siebente, überzeugt, daß das Ansehn eines neuen Oberhauptes schwankend und unsicher bleibt, so lange es mit Andern getheilt werden muß, und daß man einen Freistaat nicht zur Hälfte unterdrükken kann, ohne sich mannigfaltigen Glückswechseln bloßzustellen — Clemens dachte nur darauf, wie er seinem Sohne die Suveränetät von Florenz ganz und ungetheilt verschaffen wollte. Zu diesem Endzweck wurde beschlossen, daß die Bürgerschaft von Florenz entwaffnet, und eine Miliz nicht bloß zur Vertheidigung der Grenzen, sondern auch zur Beherrschung der Hauptstadt unterhalten werden sollte. Hierbei nicht stehen bleibend, beschenkte der Pabst die untergeordneten Städte mit Vorrechten und mit einer musterhaften Justiz-Verwaltung, um sie für den neuen Suverän desto sicherer zu gewinnen und zu seiner Unterstützung gegen die Forderungen der Hauptstadt geneigter zu machen. Die Wirkungen eines solchen Verfahrens konnten nicht ausbleiben; sie wurden aber dadurch verstärkt, daß man fortfuhr, die lästigsten Forderungen an die Einwohner der Hauptstadt zu machen. Die Florentiner, gekränkt durch den Verlust ihrer alten Magistraturen, gleichgestellt Denen, welche bisher für ihre Unterthanen gegolten hatten, erdrückt durch unerschwingliche Steuern, gezügelt durch die strengsten Polizei-Gesetze, und bedrohet mit der Er-

richtung einer Festung, gingen zur Verzweiflung über; und weil sie sich nicht anders zu helfen wußten, so wanderten sie schaarenweise aus, um im Auslande neue Umwälzungen vorzubereiten. Waren nun die Ausgewanderten ein Gegenstand des Argwohns für den Fürsten, so waren es die Zurückbleibenden noch viel mehr. Die Stellung des Herzogs Alessandro ward bald so gefährlich, daß sie auf seinen Charakter nicht zurückwirken konnte, ohne ihm eine noch größere Feindseligkeit zu geben, als er von Natur haben mochte. Nur durch Schrekken und harte Strafen, glaubte er, sich sichern zu können, und, indem er ein Tyrann wurde, erstickte er den letzten Ueberrest von Liebe und Hoffnung in den Herzen seiner Unterthanen.

Zu Bologna lebte der Cardinal Hippolyto mit allem Glanze eines päbstlichen Günstlings. Ihn betrachtete man in diesen Zeiten als den Erben der Tugenden Lorenzo's und Cosmo's; denn ausgestattet mit einem großen Einkommen, verwendete er dasselbe zum Vortheil der Künste und Wissenschaften. Er selbst war Dichter und Musiker; und je mehr er sich damit wußte, desto bereitwilliger war er, sich zum Mittelpunkt der Künstler zu machen. Sein Hof, zahlreicher, als der irgend eines italiänischen Fürsten, bestand aus wenigstens dreihundert Personen, von welchen jede durch irgend eine Geschicklichkeit ausgezeichnet war. Von dem Aufwand, den ein solches Leben nothwendig machte, beleidigt, ließ Clemens seinen Neffen auffordern, einen Theil seiner Freunde und Anhänger zu entlassen; doch die Antwort des Cardinals war: „er behalte sie, nicht weil er ihrer Dienste

bedürfe, wohl aber, weil sie der seinigen benöthigt wären." Die geistlichen Würden, durch welche der Pabst ihn zu entschädigen versucht hatte, berührten ihn wenig. Er hatte die Zurücksetzung hinter den Sohn eines Pabstes nicht hintertreiben können; aber er empfand sie fortdauernd. Da man nun dies wußte, so richteten sich die Klagen der Ausgewanderten und Mißvergnügten von Florenz besonders an ihn; und sein Groll gegen den Herzog Alessandro brachte es mit sich, daß er diesen Klagen geneigtes Gehör gab. So entstand eine förmliche Verschwörung gegen das Oberhaupt der Florentiner, welche von dem Augenblick an ausbrechen sollte, wo Clemens der Siebente gestorben seyn würde. Dieser Pabst starb den 26sten Sept. 1534; und Hippolyto, um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, erwarb sich eine Stütze in dem neuen Pabste, der, ehe er durch ihn auf den heil. Stuhl erhoben wurde, sich anheischig gemacht hatte, ihm entweder die herzogliche Würde von Florenz zu verschaffen, oder ihm die Herrschaft von Ancona mit einem Einkommen von vierzig tausend Scudi zu geben. Das größte Hinderniß war das Verhältniß, worin der Kaiser zu dem Herzog von Florenz durch das Versprechen stand, sein Schwiegervater zu werden. Dies Hinderniß aus dem Wege zu räumen, stellte der Cardinal dem Kaiser vor: wie tyrannisch Alessandro's Regierung sey; wie er sich nicht länger gegen den allgemeinen Haß vertheidigen könne; welche Gefahren der ganzen Halbinsel bevorständen, wenn das Scepter in seinen Händen bliebe; wie Er (der Cardinal), von dem edelsten Theile der Stadt zur Regierung berufen, eigentlich

nur annehme, was ihm von Rechts wegen gebühre; wie Er ihm nicht minder treu und ergeben seyn würde; und wie Er allein verhindert, daß Florenz die Franzosen zu Hülfe gerufen habe. Auch die Ausgewanderten schickten eine Deputation an Karl den Fünften, um sich über die Gewaltthätigkeit des Herzogs zu beschweren und über den Bruch der Capitulation Klage zu führen.

Ohne auf die Beschuldigungen des Cardinals und die Beschwerden der Ausgewanderten mehr zu achten, als Gerechtigkeit und Billigkeit gestatteten, bezeichnete Karl der Fünfte die Beendigung des afrikanischen Feldzugs, als den Zeitpunkt, wo er den Handel entscheiden wollte, und Neapel als den Ort, wo die Partheien sich versammeln sollten. Diese befanden sich von jetzt an in einer nicht geringen Spannung. Als nun der Kaiser im Jahre 1536 in Neapel erschienen war, begaben sich die Cardinäle Salviati und Ridolfi mit den vornehmsten Ausgewanderten nach dieser Seestadt; und auch der Cardinal Hippolyto blieb nicht zurück. Kaum aber hatte dieser Itri in Apulien erreicht, als er plötzlich erkrankte und unmittelbar darauf starb. Der Argwohn, daß er Gift bekommen habe, wurde durch die Aussage seines Haushofmeisters Giovan Andrea di Borgo zur Gewißheit; denn dieser gestand, daß er dies Verbrechen begangen habe, und nannte den Herzog Alessandro als den Anstifter, ohne für seine Sicherheit das Mindeste zu befürchten. Das Ausscheiden des Cardinals brachte die wohlberechnete Wirkung hervor, daß die übrigen Ankläger des Herzogs mit ihren Beschuldigungen in der Luft schwebten, und daß der letztere, weil es keinen Re-

benbuhler mehr für ihn gab, den Sieg auf das leichteste davon trug. Sein Sachwalter war der Geschichtschreiber Guicciardini, dessen Unterhaltung der Kaiser liebte; was aber Karln am meisten zum Vortheil Alessandro's bestimmte, war die Ueberzeugung, daß er sich nicht auf ein Volk verlassen könne, welches die Freiheit zu allen Zeiten gemißbraucht hatte und der französischen Parthei so sehr ergeben war. Vielleicht trug auch der gerade um diese Zeit erfolgte Tod des Herzogs von Mailand dazu bei, daß der Kaiser das Verfahren Alessandro's untadelig fand. Bei dem allen mußte der Herzog von Florenz die Ehre, der Schwiegersohn des Kaisers zu werden, durch ein kostbares Leibgedinge für seine Gemahlin und durch das Versprechen erkaufen, daß, im Fall er vor seiner Gemahlin stürbe, ohne männliche Erben zu hinterlassen, die toskanischen Festungen dem Kaiser überliefert werden sollten. An der Seite einer Kaiserstochter kehrte Alessandro, über seine Feinde triumphirend, nach Florenz zurück, wo er, nicht lange darauf, seinen Schwiegervater bewirthete, als dieser von Neapel nach Piemont ging, um den König von Frankreich auf dessen eigenem Grund und Boden zu bekriegen. Hatte Alessandro jemals tyrannisirt, so geschah es jetzt, wo Bande der Verwandtschaft ihn nöthigten, alle Mittel zu erschöpfen, um sich in der Gunst des Kaisers zu behaupten. Hart war der Druck, den er gegen seine Unterthanen übte; doch, indem er ihre Ansprüche auf Wohlseyn hintansetzte, verstärkte er den Haß durch seinen Hochmuth und durch seine Ausschweifungen; und so geschah es, daß einer von seinen nächsten Ver-

wandten es wagen durfte, ihn umzubringen und sein Verbrechen vor aller Welt einzugestehen.

Cosmo's Bruder, Lorenzo, hatte, als er im Jahre 1440 gestorben war, einen Sohn, Namens Pierfrancesco, hinterlassen, der, bei großen Reichthümern, nie aus der Bahn des Privat-Lebens gewichen war. Seine beiden Söhne, Lorenzo und Giovanni, traten in die Fußstapfen des Vaters; und so lange Cosmo's Geschlecht die erste Rolle in Florenz spielte, blieb ihnen schwerlich etwas Anderes übrig, wenn sie nicht eine Eifersucht erregen wollten, welche nur zu ihrem Nachtheil ausschlagen konnte. Nach der Vertreibung Piero's vertauschten sie ihren Geschlechts-Namen gegen den der Populani; doch ohne dadurch in der Achtung ihrer Mitbürger höher zu steigen, welche, als erklärte Feinde des Fürstenthums, auch sie verwarfen. Nach der Wiederherstellung der Nachkommen Lorenzo's des Prächtigen wurden ihre Hoffnungen, wenn sie solche unterhielten, noch einmal zu Boden geschlagen durch die Macht zweier Päbste, die nur ihr Geschlecht begünstigen konnten. So gingen sie durch's Leben, ohne aus der Unterordnung hervorgetreten zu seyn. Beide hinterließen Söhne; Lorenzo den Pierofrancesco, Giovanni einen Sohn gleiches Namens. Ihr Vorzug bestand darin, daß, während Cosmo's Geschlecht nur in Bankerten fortdauerte, ihre Rechtmäßigkeit nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Doch diese half ihnen wenig; und wollte der jüngere Giovanni ausgezeichnet seyn, so mußte er die Laufbahn des Krieges betreten. Auf dieser zeichnete er sich, als Anführer der schwarzen Bande, im Dienste des Königs von Frank-

reich durch seine Tapferkeit so sehr aus, daß man ihn in Italien allgemein den großen Teufel nannte. Er starb, von einer Kanonenkugel getroffen, in einem Alter von acht und zwanzig Jahren, und hinterließ von seiner Gemahlin, Maria Salviati, einen Sohn, Namens Cosmo, der in der Folge den Titel eines Großherzogs annahm. Auch der jüngere Pierfrancesco hinterließ einen Sohn, Namens Lorenzo, den man, theils wegen seiner kleinen Gestalt, theils um ihn von den übrigen Medici gleichen Vornamens zu unterscheiden, Lorenzino nannte.

Dieser nun war es, der sich zum Rächer seiner Mitbürger aufwarf, als Alessandro sie dem eigenen Ehrgeitz aufopferte. Lebhaften Geistes und heftiger Empfindung, war Lorenzino unter der Pflege einer sorgsamen Mutter aufgewachsen, welche zu der mächtigen Familie der Soderini gehörte. In einem reiferen Alter von den glänzenden Beispielen der Vorwelt eingenommen, hatte er sich im Umgange mit Filippo Strozzi, der mit glühender Freiheitsliebe eine entschiedene Verachtung der kirchlichen und politischen Einrichtungen seiner Zeit verband, zu einer Welt-Ansicht erhoben, welche ihn nothwendig in Widerspruch mit seinen nächsten Verwandten und mit seiner ganzen Umgebung setzen mußte. Vergeblich hatte Clemens der Siebente versucht, ihn für sich zu gewinnen; geflissentliche Beleidigungen waren der Lohn für diese Bemühung gewesen und hatten dem Pabste keine andere Wahl gelassen, als seinen Nepoten aus Rom zu verbannen. Seit diesem Augenblick lebte Lorenzino zu Florenz, in inniger Verbindung mit Filippo Strozzi und anderen Ausgewanderten. So lange nun die Hoffnung

vorhielt, dem Schicksal der Republik durch die Gerechtigkeit des Kaisers eine bessere Wendung zu geben, betrug sich Lorenzino mit Würde; sobald aber diese Hoffnung verschwunden war, ging er zu der Anmaßung über, welche das Geschick bestimmen will. Die Bildung, welche er im Parthei-Kampf erworben hatte, vertrug sich mit einer tiefen Verstellung; und indem auch für ihn die Mittel durch den Zweck geadelt waren, fand er es nichts weniger als schändlich, sich in die Gunst Alessandro's dadurch einzustehlen, daß er sich zu einem Diener seiner Lüste machte. Die Leidenschaft des Herzogs hatte sich gerade auf die Gattin eines gewissen Lionardo Ginori geworfen, welcher als Gesandter nach Neapel gegangen war. Diese Leidenschaft begünstigend, versprach Lorenzino Erhörung, wenn der Herzog sich in seine Wohnung begeben und eine Nacht daselbst zubringen wollte; seine wahre Absicht aber war, den Herzog zu ermorden, ohne alle andere Hülfe, als die seines Dieners Piero. Als nun die festgesetzte Stunde geschlagen hatte, kam Alessandro verlarvt in Lorenzino's Wohnung, und wurde in ein entlegenes Zimmer aufgenommen. Es entstand eine vertrauliche Unterredung, in welcher der Schlaue die baldige Ankunft der Geliebten versprach. Mit scheinbarer Ungeduld über ihr Ausbleiben, entfernte er sich hierauf, um seinem Bedienten einen solchen Posten anzuweisen, daß er ihm schnell zu Hülfe kommen konnte. Der Herzog, nichts Böses ahnend, ging zu Bette. Als Lorenzino zurückkam, öffnete er leise die Thür, gerade als ob es Stillung einer heftigen Begierde gelte; und dann, auf den Herzog zuspringend,

durchstach er ihn, so wie er im Bette lag, mit seinem Degen. Alessandro, schwer verwundet, sprang auf, um zu entfliehen; doch in diesem Augenblick rief Lorenzino seinen Gehülfen herbei, und es entstand ein Kampf, welcher damit endigte, daß Piero dem Herzog die Kehle durchschnitt.

Dies geschah in der Nacht vom 6ten Januar 1537. Nach vollbrachter That entstand die Frage, was jetzt zu thun sey. Piero erschrak, als er erfuhr, daß es der Herzog von Florenz sey, zu dessen Ermordung er beigetragen. Lorenzino selbst, ohne Anhang, ohne Parthei, ging seinem Verderben entgegen, wenn er in Florenz verweilte. Er war stolz darauf, in seinem Vaterlande die That eines Brutus, eines Timoleon, wiederholt zu haben; doch, anstatt sich dessen auf der Stelle zu rühmen, zog er es vor, das Zimmer, in welchem der ermordete Herzog lag, zu verschließen, und sich nach Bologna zu begeben. Hier hoffte er Filippo Strozzi zu finden, und mit seiner und der übrigen Ausgewanderten Hülfe an der Spitze einer bewaffneten Macht nach Florenz zurückzukehren. Doch das Schicksal wollte, daß Filippo Strozzi gerade nach Venedig gereiset war; und da Lorenzino ihm nachreisen mußte, so entstand hieraus ein Zeitverlust, der sich nicht wieder einbringen ließ. Die Ausgewanderten begrüßten ihn allenthalben, als den Befreier des Vaterlandes, und hatten unstreitig den besten Willen, die Umstände zu ihrem Vortheil zu benutzen; allein, ehe sie ihre Zurüstungen vollenden konnten, hatten die Dinge in Florenz eine Gestalt gewonnen, die ihre Erwartungen vereitelte und bald darauf ihr Verderben bewirkte.

Das plötzliche Verschwinden des Herzogs Alessandro hatte unter seinen Dienern und Anhängern in Florenz große Bestürzung verursacht. Durch das gleichzeitige Verschwinden Lorenzino's auf die rechte Spur geleitet, verfehlten sie nicht, die Entdeckung zu machen, wo und durch wen Alessandro war ermordet worden. Der Cardinal Cibo, erster Minister des Herzogs, bewies jetzt eine Geistesgegenwart, die ihm zur Ehre gereicht. Ehe er das Ereigniß bekannt werden ließ, sicherte er sich den Beistand der Leibwache, und berief die sämmtlichen Truppen des Herzogthums nach Florenz, um gegen jede Ueberraschung der Ausgewanderten gedeckt zu seyn. Er versammelte hierauf die Bürger der Stadt, dem Vorwande nach, um über die Angelegenheiten des Staats mit ihnen zu reden, der wahren Absicht nach, um sich mit ihnen über die Person des künftigen Regenten zu einigen.

War Lorenzino der Brutus von Florenz gewesen, so wurde in seinem Vetter Cosmo, dem Sohne Giovanni's, der Octavius dieses Staats gefunden. Cosmo lebte in einem Alter von achtzehn Jahren auf seinem Landsitz Mugello bei Florenz, auf nichts weniger rechnend, als auf einen Glückswechsel zu seinem Vortheile. Von der günstigen Stimmung der Florentiner für ihn unterrichtet, begab er sich nach der Hauptstadt, wo er, unmittelbar nach seiner Ankunft, mit der Suveränetät, unter dem bescheidenen Titel eines Chefs der Republik, bekleidet wurde.

Der einzige Widerstand wurde, wiewohl viel zu spät, von den Ausgewanderten geleistet. Die Cardinäle Ridolfi und Salviati (beide Enkel Lorenzo's des Präch-

tigen), Bartolomeo Valori und andere Bürger von hohem Range vereinigten sich mit Filippo Strozzi, um eine Veränderung zu bewirken; mit einem nicht unbedeutenden Heere gingen sie gegen Florenz vor und bemächtigten sich der Festung Montemurlo, günstige Ereignisse in Florenz selbst erwartend. Diese blieben aus; und da der Kaiser Cosmo's Wahl gebilligt hatte, so war schwerlich auf einen günstigen Ausgang ihres Unternehmens zu rechnen. Anstatt sich aber hiervon zu überzeugen, verweilten sie in und bei Montemurlo, bis sie in der Nacht vom 1sten Aug. von den florentinischen Truppen, unter Anführung Alessandro Vitelli's, überfallen und geschlagen wurden. Das Schicksal der beiden Cardinäle entsprach der Vorsicht, womit sie die Gefahr getheilt hatten. Bartolomeo Valori, mit zwei Söhnen und einem Neffen gefangen genommen, wurde, wie diese, gleich am folgenden Tage hingerichtet; und dasselbe Schicksal hatten mehrere andere Insurgenten. Eine beträchtliche Zahl wurde in die Gefängnisse von Toscana gesteckt, wo sie entweder starben, oder bis zu ihrer Befreiung hinschmachteten. Zwölf Monate hatte Filippo Strozzi in den Gefängnissen von Castello, unter Foltern aller Art, verlebt, als er, an den Bemühungen seiner Freunde, ihm die Verzeiung des Kaisers und des Herzogs zu bewirken, verzweifelnd, sich, wie Cato von Utika, das Leben nahm, und in seinem Testamente den Ehrgeitz des Cardinals Cibo anklagte, der, um sich die Tiara zu erwerben, sein unversöhnlicher Verfolger geworden sey *).

*) Dies Testament war überschrieben: Deo Liberatori. Hier folgen zwei merkwürdige Stellen aus demselben. — L'anima

Von diesen Schicksalen blieb Lorenzino unberührt. Er war bald nach seiner Ankunft in Venedig nach Constantinopel gegangen, unstreitig um daselbst Verbindungen anzuknüpfen, deren Gegenstand die Wiederherstellung der alten Verfassung seiner Vaterstadt war; doch da er daselbst nichts ausgerichtet hatte, so war er nach Venedig zurückgekehrt. Hier rechtfertigte er die Ermordung des Herzogs Alessandro, so weit sie zu rechtfertigen war, in einer besonderen Schrift, welche noch jetzt vorhanden ist. Seiner Darstellung zufolge war Alessandro ein noch weit ärgerer Tyrann, als Phalaris, Caligula und Nero. Die Beschuldigung, daß dieser Herzog seine eigene Mutter habe umbringen lassen, damit dieselbe von seinen Feinden nicht gegen ihn aufgestellt werden möge, ist eben so schrecklich, als es nicht auffällt, daß auch der Ermordung des Cardinals Hippolyto, als von ihm herrührend, Erwähnung geschieht. Im Allgemeinen läugnet Lorenzino die Verwandtschaft mit dem Herzog Alessandro, indem er behauptet, der Herzog sey zu einer Zeit geboren worden, wo die Mohrin mit einem Eseltreiber verheirathet gewesen sey. Sich selbst entschuldigt

---

mia a Iddio raccommando, humilmente pregandolo, se altro darle di bene non vuole, che le dia almeno quel luogo dove Catone Uticense, e altri simili virtuosi huomini hanno fatto tal fine. — Prego D. Giovan di Luna castellano, che mandi a torre de mio sangue dopo la mia morte, e ne faccia un migliaccio, mandandolo a Cibo cardinale, affine che si satii in morte di quello che satiare non si e potuto in vita, perchè altro grado non gli manca per arrivare al pontificato, a che esso si dishonestamente aspira.

digt er wegen der von ihm ergriffenen Flucht mit der Stumpfheit und Gleichgültigkeit seiner Mitbürger gegen eine große That; und indem er gegen alle ihm untergelegte Beweggründe protestirt, bejammert er, am Schlusse seiner Vertheidigung, den Mangel an Thatkraft, welcher die Florentiner bestimmt habe, die alte Verfassung für immer aufzugeben. In der ganzen Vertheidigungsschrift findet man das Abbild eines griechischen oder römischen Republikaners mit der vollen Verunstaltung, welche das Werk der Zeit ist. Obgleich Lorenzino sein ganzes Leben in Eine That zusammengedrängt hatte, und, um sich selbst zu ehren, mit erkünstelter Bewunderung auf dieselbe hinschaute: so hatte er doch nicht verhindert, daß die Monarchie in seinem Vaterlande erblich wurde. Er selbst sogar wurde in der Folge ein Opfer des durchaus veränderten Geistes der Florentiner; denn, nachdem er elf Jahre in einer angstvollen Verbannung gelebt hatte, wurde er von zwei florentinischen Soldaten ermordet, welche zwar als Rächer Alessandro's auftraten, wahrscheinlich aber von Cosmo, oder wenigstens von dessen Ministern, angestiftet waren, eine Person aus dem Wege zu räumen, deren Ansprüche auf die herzogliche Krone sich nicht verkennen ließen.

So in ein erbliches Herzogthum verwandelt, endigte der florentinische Freistaat, nachdem er mehr als drei Jahrhunderte unter bürgerlichen Bewegungen und auswärtigen Angriffen bestanden und während dieses Zeitraums, trotz seinem geringen Umfange, eine größere Zahl von ausgezeichneten Männern hervorgebracht hatte,

als irgend ein anderer noch so großer Staat in Europa. Wie dies mit seiner Verfassung zusammenhing, ist im Laufe dieser Erzählung angedeutet worden. Unter Cosmo's Regierung von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten geschieden und folglich an der Entwickelung großer Leidenschaften verhindert, begannen die Florentiner zuerst zu sinken. Genie und Kunst wurden ihnen zwar nicht auf der Stelle fremd; doch, mehr in Verhältnissen als in Ideen lebend, maßen sie die Erzeugnisse ihres Geistes nach dem Wohlgefallen der Regierung ab, und was Ursprünglichkeit genannt zu werden verdient, ging in eben dem Maße verloren, worin die angesehensten Familien (die Soderini, die Strozzi, die Ruccellai, die Ridolfi, die Valori, die Capponi), welche ehemals mit Königen und Kaisern unterhandelt hatten, zu Unterthanen herabsanken und die untergeordneten Beamten einer regierenden Familie wurden. Von jetzt an ist die Geschichte von Florenz oder vielmehr vom Großherzogthum Toscana immer nur die der regierenden Fürsten, und drehet sich nur um Bündnisse und Unterhandlungen, kleine Tugenden und große Laster. Indeß ist es der Mühe werth, sie bis zum Ausscheiden des letzten Großherzogs vom Geschlecht der Medici zu verfolgen, wäre es auch nur um des Gegensatzes willen, welcher sich darin darstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wird das Schicksal der Domänen-Käufer im Hessischen seyn?

Oeffentlichen Nachrichten zufolge, wird die Sache der hessischen Domänen-Käufer aufs Neue bei dem Bundestage zur Sprache kommen.

Betrachtet man nun den Bundestag in dem Lichte eines deutschen Senats — und warum sollte man ihn nicht in diesem Lichte betrachten: — so giebt es schwerlich eine Angelegenheit, die seiner Entscheidung würdiger wäre; denn in ihr handelt es sich nicht um einen bloßen Rechtsfall, den der erste beste Gerichtshof eben so gut entscheiden könnte; es handelt sich vielmehr um Grundsätze, die, wie sie auch festgestellt werden mögen, von dem allerwesentlichsten Einfluß auf Deutschlands künftiges Schicksal seyn werden.

Von Preussen wird behauptet, daß es, in Einverständnisse mit Oesterreichs und Rußlands Absichten, seine Erklärung dahin abgegeben habe: „es werde sich von dem, sowohl in der vier und vierzigsten Sitzung des Bundestages, als auch in öffentlichen Bekanntmachungen aufgestellten Grundsatze, daß alles, was unter der Regierung des ehemaligen Königs von Westphalen gesetzlich vorgegangen, als rechtmäßig und gültig betrachtet werden müsse, nie entfernen."

Wenn diese Behauptung gegründet ist (woran sich übrigens um so weniger zweifeln läßt, da Preussen den eben erwähnten Grundsatz mit einer über alles Lob erhabenen, wahrhaft musterhaften, Gewissenhaftigkeit befolgt hat): so kann das Schicksal der hessischen Domänen-Käufer nicht ganz nachtheilig für dieselben ausfallen; aufs Wenigste muß ihnen das Verlorne ersetzt werden.

Allein man darf nicht vergessen, daß die rechtliche Ansicht, obgleich die erste und nächste in dieser Angelegenheit, keinesweges die einzige ist, die sich darbietet. Noch zwei andere kommen dabei in Betrachtung, nämlich die staatswirthschaftliche und die politische; und beide sind von einer solchen Beschaffenheit, daß der deutsche Bundestag sich ihnen durchaus nicht versagen kann, wenn er für noch etwas mehr gelten will, als für einen bloßen Gerichtshof, dessen ewige Grundlage das positive Gesetz ist.

Uns sey es vergönnt, die Gesichtspunkte aufzustellen, aus welchen sich die Angelegenheit der hessischen Domänen-Käufer betrachten läßt — nicht um dem Urtheile der Mitglieder des Bundestages auf irgend eine Weise vorzugreifen, sondern um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Gegenstand hinzuleiten, von welchem sich kühn behaupten läßt, daß er von allgemeiner, d. h. von eigentlich nationaler Wichtigkeit für die sämmtlichen Bewohner Deutschlands, und folglich der Theilnahme, die er bisher gefunden, durchaus würdig sey.

Der erste Gesichtspunkt, welcher sich darstellt, ist unstreitig der rechtliche.

Hierbei nun entsteht sogleich die Frage: „ob es

im Hessischen jemals ein Gesetz gegeben habe, welches den Ankauf von Domänen-Grundstücken verboten."

Sollte es ein solches Gesetz nicht gegeben haben, so würde es in der That tyrannisch seyn, den Erwerb von Domänen-Grundstücken für unrechtmäßig und ungültig zu erklären, bloß weil er unter Umständen Statt gefunden, wo er nicht verhindert werden konnte.

Es ist aber anzunehmen, daß es ein solches Gesetz im Hessischen nie gegeben habe; denn wozu hätte es nutzen sollen, da es nur Denjenigen beschränken konnte, von welchem es ausgehen mußte — den Fürsten selbst, der ein so starkes Interesse hatte, die Entstehung desselben zu verhindern!

Doch zugegeben, daß wir uns in dieser Voraussetzung irren —: welches waren die Umstände, unter denen der Verkauf der Domänen-Grundstücke im Hessischen erfolgte?

Hessen war sechs Jahre hindurch einer von den vielen Bestandtheilen des Königreichs Westphalen, und auf dem westphälischen Königsthron saß während dieser Zeit ein sogenannter Usurpator. Alle Grundsätze der Staatsverwaltung waren hierdurch verändert; sie mußten es seyn, wenn das Königreich Westphalen fortdauern sollte. Einem Bruder des Kaisers Napoleon mußte der Domänen-Besitz in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als einem deutschen Fürsten von altem Geschlechte, der die Fürstenwürde vorzüglich auf reichen Gutsbesitz stützet. Hätte jener aber auch den besten Willen gehabt, die auf ihn übergegangenen Domänen als ein Patrimonium sacrum zu behandeln: so würde er es doch nicht in seiner

Gewalt gehabt haben, einen solchen Vorsatz durchzuführen. Zweierlei verhinderte ihn daran: nämlich einmal, sein Verhältniß zu dem französischen Kaiser, welches ihm große Verbindlichkeiten auflegte — Verbindlichkeiten, denen er nur dadurch genügen konnte, daß er die Kräfte seiner Unterthanen von allen Seiten in Anspruch nahm; zweitens der Umstand, daß sein Bruder die Hälfte von den Domänen des Königreichs Westphalen für sich selbst in Beschlag genommen hatte, um sie zu Ausstattungen für seine Günstlinge und Creaturen zu benutzen. Dieser Umstand war von nicht geringer Wichtigkeit. Je größer nämlich der Ausfall war, welchen der König durch diese Anordnung Napoleons in seinen Einkünften litt, desto mehr mußten seine Finanz-Minister darauf bedacht seyn, wie sie Mittel und Wege zur Deckung desselben finden wollten. Wenn sie nun den Verkauf von Domänen-Grundstücken zu Hülfe nahmen, so lag, wie es uns scheint, ihre Rechtfertigung darin, daß nach den Grundgesetzen des Königreichs kein Besitz steuerfrei war, daß folglich bei dem Verkauf von Domänen-Grundstücken nur eine Verwandlung der Rente in eine Steuer erfolgte; denn jeder Käufer blieb Unterthan, und war, als solcher, einer seinem Vermögenszustande angemessenen Steuer unterworfen. Die Veräußerung von Domänen-Grundstücken war sogar zum Vortheil des ganzen Königreichs, in so fern sie die Masse der Eigenthümer vermehrte, was in jeder Hinsicht wünschenswerth ist. Doch hierüber unten mehr.

Vergeblich macht man die Forderung, daß die Hessen nicht hätten kaufen sollen, weil sie durch den Er-

werb von Domänen-Grundstücken die sogenannte Usurpation unterstützten. Eine solche Forderung ist deswegen nicht zulässig, weil sie etwas zur Pflicht macht, was nur in so fern einen Werth hat, als es aus dem freien Entschlusse hervorgeht. Hätten die Hessen ganz von selbst nach dieser Maxime gehandelt, so würde sich nichts dagegen einwenden lassen; sie hätten dadurch, wo nicht ihre Liebe für den ausgeschiedenen Kurfürsten, doch wenigstens ihre Achtung für die Eigenthümlichkeit desselben an den Tag gelegt, und so, wo nicht Lob, doch wenigstens keinen Tadel, verdient. Da sie es nicht gethan haben, so gebietet die Billigkeit, sie lieber zu entschuldigen, als sie zu verdammen. Ob sie mit dem Kurfürsten jemals wieder vereinigt werden würden, mußte ihnen, bei der Unsicherheit aller menschlichen Schicksale, um so ungewisser vorkommen, da sie diese Wiedervereinigung nicht durch eigene Kräfte bewirken konnten; und in welchem Lichte ihnen auch der König von Westphalen erscheinen mochte, so konnten sie sich doch nicht verhehlen, daß seine Existenz wenigstens in so fern eine gesetzliche war, als sie auf Friedens-Schlüssen beruhete. Was von Beidem sollten sie thun: sich der Regierung unterwerfen, welche der Tractat von Tilsit ihnen gegeben hatte? oder sich fortdauernd gegen dieselbe empören? Aber wo ist der Vernünftige, der das Letztere von ihnen zu fordern gewagt hätte! Wenn man nun nichts dagegen einwenden kann, daß sie in allen übrigen Dingen der Richtung folgten, welche die neue Regierung ihnen zu geben für gut befand; warum hätten sie derselben nicht auch in Ansehung des Ankaufs von Domänen-

Grundstücken folgen sollen? Waren diese Grundstücke in den Augen ihres neuen Fürsten nichts weniger, als ein Patrimonium sacrum, so waren sie es noch weit weniger in ihren Augen; und dachten sie über die wahre Beschaffenheit ihrer Lage nach, so mußten sie glauben, ihre Freiheit in eben dem Maaße zu bewirken, worin sie die herkömmliche Ausstattung der Fürstenwürde in Privat-Eigenthum verwandelten; das Beispiel Englands und Frankreichs mußte für sie von großem, ja unwiderstehlichem Einflusse seyn. Es war also alles da, was zum Erwerb von Domänen-Grundstücken antrieb. Nur Unvermögen konnte sie abhalten, darauf noch weit mehr einzugehen, als sie es wirklich gethan haben. Ihre Vaterlandsliebe blieb dabei so unbescholten, daß sie sich sogar in einem glänzenden Lichte zeigte. Was das Schicksal beschlossen hatte, konnten sie freilich nicht vorhersehen; aber selbst wenn sie sich die Wiedervereinigung mit dem Kurfürsten als möglich dachten, hatten sie, wie wir weiter unten zeigen werden, ihm nur als Privatmann, durchaus nicht als Fürsten, geschadet.

In welchem Lichte müssen überhaupt Domänen betrachtet werden?

Dem Preußischen Landrechte zufolge, sind Domänen: Grundstücke, Gefälle und Rechte, deren besonderes Eigenthum dem Staate, und deren ausschließende Benutzung dem Oberhaupte desselben zukommt. Nach dieser Definition nun sind Domänen so weit entfernt, das Eigenthum des Fürsten zu seyn, daß er immer nur als der Nutznießer derselben betrachtet werden kann: sie dienen im Allgemeinen nur zur Ausstattung der Fürstenwürde;

und wenn sie in früheren Zeiten Tafelgüter genannt wurden, so zeigt diese Benennung hinreichend, wie man sich ihre Bestimmung dachte.

Inzwischen sind Domänen nicht so sehr das Eigenthum des Staates, daß dem Oberhaupte desselben die Verfügung über Domänen unbedingt genommen wäre. Der Fürst kann sie bewirthschaften; er kann sie auf Zeiten verpachten; er kann sie in Erbpacht geben; er kann sie sogar veräußern, wofern der Staat nur eine Schadloshaltung dafür bekommt. Dies alles beruhet auf gesetzlichen Bestimmungen, und liegt so sehr in der Natur der Sache, daß sich dagegen schwerlich etwas einwenden läßt.

Entsteht also die Frage: ob der ehemalige König von Westphalen zum Verkauf von Domänen-Grundstücken berechtigt war; so läßt sich diese Frage, wie es uns scheint, nur mit Ja! beantworten. Nicht als Privat-Mann, sondern als Fürst, war der Kurfürst von Hessen im Jahre 1806 von Cassel abgereiset; und da das fürstliche Vorrecht, nach Vorschrift der Gesetze über Domänen zu verfügen, auf Denjenigen übergegangen war, der nach dem Frieden von Tilsit als König von Westphalen dastand: so war alles, was er in dieser Hinsicht that — vorausgesetzt, daß es auf eine rechtskräftige Weise geschah — über allen Tadel hinaus.

Wie sehr also auch den abwesenden Kurfürsten der Verkauf von Domänen-Grundstücken schmerzen mochte, weil er sich gewöhnt hatte, die Fürstenwürde als einem großen Besitze anklebend zu betrachten: so konnte doch hieraus nie irgend eine Berechtigung entspringen, diesen

Verkauf für ungültig zu erklären; denn unter denselben Umständen würde der Kurfürst, in Folge seiner staatsoberhauptlichen Vorrechte, dieselbe Maaßregel ergriffen haben.

Was hieraus folgt, begreift ein Jeder. Wer möchte es Sr. Königl. Hoheit verargen, daß, wenn sie die hergebrachte Ausstattung der Fürstenwürde als Etwas betrachtet, das keine Verminderung erfahren darf — daß, sag' ich, der Kurfürst die Integrität derselben so wiederherzustellen strebt, wie sie bis zum Jahre 1806 war! Doch giebt es für diesen Zweck ein anderes Mittel, als ehrlichen Rückkauf? Die Abwesenheit des Kurfürsten läßt sich nicht in eine Hypothese verwandeln; die ganze europäische Welt weiß, daß sie Statt gefunden und volle sieben Jahre gedauert hat. Wenn nun nicht Alles, was während dieser Zeit im Hessischen geschehen ist, als ungeschehen betrachtet werden kann, so läßt sich dies auch nicht von dem Verkaufe der Domänen-Grundstücke annehmen.

Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der die gewaltsame Zurücknahme verkaufter Domänen-Grundstücke gehässig machte. Dies ist der geringe Betrag derselben. Hätte die Abwesenheit des Kurfürsten, welche immer nur in so fern erfolgen konnte, als sie in dem Willen des Schicksals lag, zweimal sieben Jahre gedauert, so würde er nach seiner Zurückkunft alles noch weit mehr verändert gefunden haben; und nach dreimal sieben Jahren würde ihm unstreitig dasselbe begegnet seyn, was den Stuarts im siebzehnten, den Bourbons im neunzehnten Jahrhundert begegnet ist; nämlich die

Wiederherstellung des alten Zustandes gar nicht in seiner Gewalt zu haben. Je leichter ihm also der Rückkauf gemacht ist, desto weniger darf er denselben verweigern. Es würde zuletzt immer nur ein Eigensinn seyn, was ihn auf die Integrität der hergebrachten Ausstattung seiner Fürstenwürde dringen macht; doch die Fürstenwürde selbst gebietet, nichts zu verlangen, was eine offenbare Ungerechtigkeit in sich schließt, und alles zu vermeiden, was zu dem Argwohn führen kann, die Bestimmung des Fürsten sey, sich auf Kosten seiner Unterthanen zu bereichern.

Aus dem rechtlichen Gesichtspunkt betrachtet, kann also der vorschwebende Proceß, wie es scheint, schwerlich zum Vortheil des Kurfürsten von Hessen entschieden werden.

Es giebt aber einen zweiten Gesichtspunkt, der zu den ernstlichsten Betrachtungen einladet. Wir nennen ihn den staatswirthschaftlichen, und wollen versuchen, ihn nach unseren Kräften aufzuhellen.

Die Ausstattung der Fürstenwürde mit Domänen-Grundstücken ist in Europa zu einer Zeit erfolgt, wo eine andere Ausstattung derselben nicht wohl möglich war. Ihre unbedingte Nothwendigkeit ist durch nichts erwiesen; und in den letzten Jahrhunderten hat das Beispiel von England und Frankreich bewiesen, daß die auf die Erwerbfähigkeit der Unterthanen gestützte Fürstenwürde dieselbe, wo nicht eine vermehrte, Sicherheit in sich schließt. Jene Ausstattung ist nothwendig, wo die Staatswirthschaft noch in der Gestalt einer Wirthschaft mit Producten auftritt; sie hört aber in eben

dem Maaße auf nothwendig zu seyn, worin sich die Producten-Wirthschaft in eine Geldwirthschaft verwandelt. Ist diese Verwandlung erfolgt, und soll gleichwohl die Ausstattung der Fürstenwürde mit Domänen-Grundstücken fortdauern: so hemmt diese den National-Betrieb, und wirkt überall nachtheilig ein. Da nämlich der Fürst die Domänen-Grundstücke nicht selbst bewirthschaften kann, so ist er genöthigt, sie gegen eine gewisse Rente zu verpachten. Nun wird dies zwar unter den für ihn vortheilhaftesten Bedingungen geschehen; doch, wenn er nicht in eine unerträgliche Abhängigkeit von seinen Pächtern gerathen will, so wird er besondere Personen anstellen müssen, welche seinen Vortheil gegen den Eigennutz der Pächter vertheidigen. Der schwierigste Punkt hierbei ist, zu verhindern, daß diese Personen mit den Pächtern gemeinschaftliche Sache zum Schaden des Fürsten machen; und da es dazu nicht an Einladungen fehlen kann, so bleibt, zur Verhinderung des Unterschleifs, nichts anderes übrig, als Controle auf Controle zu setzen. Hierdurch nun wird zwar der gröbere Betrug abgewendet, aber der feinere wirkt fort; und was die Vorsicht auch leisten möge, so ist das ganze System nur so lange anwendbar, als der geringere Umfang des Staats eine wirksame Oberaufsicht gestattet.

Diese fällt nämlich in eben dem Maaße weg, worin sich das Gebiet des Fürsten erweitert; und die Folge davon ist, daß man darauf bedacht seyn muß, die ungewisse Rente in eine gewissere Steuer zu verwandeln. Daher die Erscheinung, daß man in allen größeren Reichen, wo Staatswirthschaft in der Gestalt von Geld-

wirthschaft möglich war, sich von dem Domänen-Besitz loszumachen gesucht hat. Den auffallendsten Beleg für diese Behauptung liefert das Königreich Preussen. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten konnte es für das Muster einer tüchtigen Domänen-Bewirthschaftung gelten; auch war sein Vorzug in dieser Hinsicht allgemein anerkannt. Zwar dauerte dieser Vorzug unter Friedrich dem Zweiten fort, weil die unter seinem Vorgänger getroffenen Einrichtungen beibehalten wurden; allein das ganze System war erschüttert, theils weil der Gebietsumfang des Königreiches sich erweitert hatte, theils weil man nicht verfehlen konnte, die Entdeckung zu machen, daß, bei gleicher Bevölkerung, gerade diejenige Provinz, welche die wenigsten Domänen-Grundstücke enthielt (ich meine Schlesien), die meisten und sichersten Einkünfte gewährte. Das Domänen-System wurde seit Friedrichs des Zweiten Tode noch weit mehr erschüttert durch den Zuwachs, welchen die Monarchie unter den beiden letzten Königen gewann; und dürfen wir uns nun wohl darüber wundern, daß Preussen aufgehört hat, einen hohen Werth auf Domänen-Besitz zu legen?

Das Nachtheilige eines solchen Besitzes ist offenbar doppelter Art. Einmal vermehrt es das Regierungs-Personal auf eine unnatürliche Weise, und bewirkt dadurch, daß die Ausstattung der Fürsten-Würde ihre Bestimmung verfehlt, nämlich die Steuern unnöthig zu machen. Zweitens ist das Product eines Ackerbaues, der auf Pacht beruhet, nothwendig geringer, als das Product eines auf freiem Besitze beruhenden, indem der Pächter bei allem Unternehmungsgeiste, der ihm eigen

seyn mag, durch seinen Contract gebunden ist, der Eigenthümer hingegen durchaus nicht. Wer könnte sich in unseren Zeiten noch dagegen verblenden, daß der Domänen-Besitz für die ganze Gesellschaft dadurch zu einer unerträglichen Last geworden ist, daß er die Erwerbfähigkeit, an welche so große Forderungen gemacht werden, vermindert! Man denke ihn sich weg; und alles ist auf der Stelle verändert: die Rente, in eine Steuer verwandelt, geht regelmäßiger ein, als das Pacht-Quantum; die Zahl der Eigenthümer ist vermehrt und dadurch das Product des Ackerbaues vergrößert; das Regierungs-Personal ist vermindert, und mit demselben die Steuer-Last erleichtert; die Regierung selbst ist auf ihre ewige Bestimmung zurückgeführt, die Gewerbthätigkeit zu beschützen — nicht dieselbe zu theilen.

Nur Einen Vortheil gewährt ein großer Domänen-Besitz; doch Schade, daß er von einer solchen Beschaffenheit ist, daß man in die Versuchung gerathen kann, ihn zu verabscheuen. Ein Fürst, dem es mehr darum zu thun ist, der Chef einer besonderen Classe der Gesellschaft, als das Oberhaupt eines großen Volkes zu seyn, kann freilich nichts Schlechteres thun, als den Domänen-Besitz im möglich-größten Umfange aufzugeben; denn gerade diese Art des Besitzes vermehrt die Zahl der Abhängigen, und drückt dem größten Theile der Staatsbürger das Siegel einer Unterthänigkeit auf, welche sich gegen die Willkür durch die List vertheidigt. Aber ist es nicht die Sache eines politischen Senats, zu untersuchen, was es mit diesem Vortheil in unseren Zeiten auf sich habe, und auszumitteln, in wie

fern er festgehalten werden kann, oder aufgegeben werden muß? Klar ist, daß die ganze Staats-Gesetzgebung hiermit in Verbindung steht, und daß es unmöglich ist, das Fürstenthum da zu einer ideellen Reinheit zu erheben, wo es noch störend in den National-Betrieb eingreift.

In allen größeren Staaten stellt sich die Veräußerung der Domänen ganz von selbst ein; denn, wenn sie auch jetzt noch die Krisis ausmachen sollte, worin einzelne dieser Staaten liegen, so kann man doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie diesen Charakter nicht lange behalten wird, da sie zugleich die Bedingung ist, unter welcher große Staaten allein Fortschritte in ihrer Ausbildung machen können. Ueber das, was in ihnen geschieht, kann man also außer Sorge seyn, und den Verlegenheiten der Finanz-Minister vertrauen. In wie fern nun dieselbe Veräußerung der Domänen auch als vortheilhaft für kleinere Staaten empfohlen werden könne, liegt zwar nicht außer allem Zweifel; doch möchte man glauben, daß bessere Verfassungen, die Herrschaft des Gesetzes und ein größeres Product der National-Betriebsamkeit in ihnen, wie in den großen Staaten, das letzte Ergebniß dieser Veräußerung seyn werde. Kann ein Fürst, der an der Spitze einer Bevölkerung von einer halben Million steht, auf dieselbe Weise Oberhaupt seyn, wie die Könige von England und Frankreich es sind: so ist es auch nicht länger zweifelhaft, daß, wenn er es wirklich wäre, die Summe der ihm zu Gebote stehenden Machtmittel das Doppelte und Dreifache von dem seyn würde, was sie gegenwärtig ist. Ludwig der

Vierzehnte pflegte zu sagen: Ich, ich bin der Staat. Nun ja, er war es; doch gerade, weil er es war, stand der Staat auf schwachen Füßen, und ein gegenwärtiger König von Frankreich hat keine Ursache, mit seinem Ahnen im siebzehnten Jahrhunderte zu tauschen. Als der Kurfürst von Hessen im Jahre 1806 von Cassel abgereiset war, fühlte sich der Staat todt, und alles ward Demjenigen leicht, der sich seiner bemächtigen wollte; aber ganz anders würden sich die Dinge im Hessischen gewendet haben, wenn die Bewohner dieses Kurfürstenthums in einem besseren politischen System gelebt hätten, als sich mit einem großen Domänen-Besitz verträgt: denn alsdann hätten sie — nicht das Eigenthum ihres Fürsten, sondern ihr Eigenthum vertheidigt, und die Usurpation, womit sie bedrohet waren, in einem ganz anderen Lichte betrachtet. Aufs Wenigste würden sie zur Abwehrung derselben nachhaltigere Kräfte gehabt haben; und dies läßt vermuthen, daß sie auch besseren Willen dazu gehabt haben würden.

Wenn man also in jeder anderen Beziehung gelten läßt, daß Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden könne: warum will man in Hinsicht der Veräußerung von Domänen das Gegentheil statuiren? Der Grund ist klar, wäre er nur so hinreichend, als er klar ist. Man will nämlich die Fürstenwürde lieber auf den Besitzstand als auf die Natur der Gesellschaft gründen. Hieran aber thut man deshalb Unrecht, weil der Fürst Das, was er ist, nur durch die Gesellschaft ist, und selbst das größte Eigenthum, als solches, nur zu einem reichen Privat-Manne, nicht zu einem Fürsten,

machen kann. Hat man erst den Vorurtheilen, die über diesen Gegenstand noch in Schwange sind, entsagt: so wird man auch den Domänen-Besitz besser würdigen, als bisher; und so ist zu glauben, daß, nach wenigen Generationen, kraft des Beispiels, welches England und Frankreich geben, das meiste Staats-Eigenthum auch in Deutschland sich in Privat-Eigenthum werde verwandelt haben *).

Der dritte und letzte Gesichtspunkt, aus welchem sich die Sache der hessischen Domänen-Käufer betrachten läßt, ist der politische; und wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir ihn den entscheidenden nennen.

Man hat gesagt: „um neuen Usurpationen zuvorzukommen, bedürfe es nur eines Gesetzes, welches den Domänen-Kauf verbiete.“ Allein hat man sich nicht geirrt? hat man dem Gesetz nicht eine höhere Kraft beigelegt, als es jemals haben kann? Der Zustand, worin Einer, so weit es angeht, Alles besitzen will, die Uebrigen aber nur so viel besitzen dürfen, als er ihnen

*) Diese Verwandlung wird sogar leicht seyn von dem Augenblick an, wo man den guten Willen dazu haben wird. Die Erbpacht kann nur als ein Annäherungsschritt betrachtet werden; denn warum den Begriff von Pacht nicht lieber ganz aufgeben, und völliges Eigenthum unter der Bedingung einer jährlichen Rente gestatten, welche als Steuer erhoben wird? Der Vortheil würde sehr bedeutend seyn, vorzüglich in Hinsicht der Ersparnisse, welche ein vermindertes Regierungs-Personal erlaubt. Nach und nach könnte man selbst Waldungen und sogar einzelne Theile des Bergbaues in Privat-Eigenthum verwandeln; und so würden die Regierungen, von einer lästigen Aufsicht über Besitzthum geschieden und mit der Erwerbfähigkeit der Regierten ausgestattet, nicht länger die Gesinnungen bloßer Privat-Personen haben dürfen.

zu gestatten für gut befindet; mit Einem Worte, der gesellschaftliche Zustand, den ein großer Domänen-Besitz in sich schließt, ist allzu unnatürlich, als daß er sich durch ein solches Gesetz beschützen ließe. Omne supervacuum pleno de pectore manat, ist in Dingen der Gesetzgebung eben so wahr, als in Dingen der Kunst und Wissenschaft. Man wende jenes Gesetz auf Großbritannien an, und es wird auf der Stelle lächerlich, weil in Großbritannien alles Staatseigenthum, so fern es in Domänen-Grundstücken besteht, in Privat-Eigenthum verwandelt ist. Hier beruhet die Lächerlichkeit auf der Ueberflüssigkeit. Würde aber diese Ueberflüssigkeit in Deutschland, d. h. in einem Lande, das in dieser, wie in so mancher andern Hinsicht, den Gegensatz von Großbritannien bildet, minder erwiesen seyn? Ich meine nicht. In ihren Wirkungen sind sich alle Extreme gleich. In Großbritannien würde der Usurpator keine Käufer finden, weil er, nachdem alle Domänen zu Privat-Eigenthum geworden sind, nichts zu verkaufen haben würde; in Deutschland würde der Usurpator, trotz allen verbietenden Gesetzen, Käufer finden, weil das Streben nach Eigenthum viel zu allgemein und viel zu heftig ist, als daß man nicht alle die Voraussetzungen machen sollte, welche der Erwerbung desselben günstig sind. Man verarge es doch den Deutschen nicht, wenn sie die Usurpation in einem ganz anderen Lichte betrachten, als diejenigen Völker, bei welchen die Fürstenwürde sich von dem Privat-Besitz getrennt hat; sie sind nur allzu sehr dazu berechtigt. Der Usurpator muß sogar eine willkommene Erscheinung für alle Diejenigen

seyn, welche einsehen, daß sie ihren staatsbürgerlichen Zustand nur durch ihn verbessern können.

Will man also Deutschland vor neuen Invasionen bewahren, so kann dies nicht dadurch geschehen, daß man den Domänen-Besitz als Ausstattung der Fürstenwürde durch Gesetze vertheidigt; man muß vielmehr das Gegentheil thun.

Es giebt in Wahrheit nichts, was noch mehr zu Invasionen reizt, als großer Domänen-Besitz. Auf eine doppelte Weise erleichtert er die Eroberung: nämlich einmal dadurch, daß er die Widerstandskraft des Angegriffenen schwächt, zweitens dadurch, daß er die Angriffskraft des Invasors verstärkt. Jenes bewirkt er durch die Gleichgültigkeit der Vertheidiger in einer Sache, von welcher sie nur allzu deutlich fühlen, daß sie nicht die ihrige ist; dieses durch die Fülle der Belohnungsmittel, welche er für die Werkzeuge des Angriffs in sich schließt. Darum war es zu allen Zeiten leicht, Reiche zu erobern, in welchen die Fürstenwürde mit großem Besitz in Ländereien ausgestattet war. Nie würde es Alexandern gelungen seyn, das große Persien zu unterjochen, wenn ihm der reiche Domänen-Besitz des Darius nicht zu Hülfe gekommen wäre; und nie hätte eine Handvoll Barbaren den Umsturz des weströmischen Reiches bewirkt, wenn dazu noch etwas mehr erforderlich gewesen wäre, als sich der Domänen in Italien, Gallien und Spanien und auf der langgestreckten Nordküste von Afrika zu bemächtigen. Ueber den politischen Werth seiner Domänen sollte Deutschland Einmal für allemal durch das Schicksal belehrt seyn, das es bis zum Jahre 1814

erfahren hat. Wie hätte Napoleon die Rolle, durch welche er so lästig geworden ist, spielen können, wenn ihn nicht ein reicher Domänen-Besitz in Italien, Spanien und Deutschland unterstützt hätte! Wo es nur auf Vertreibung eines Einzelnen ankommt, um zu dem Besitz von großen Ländermassen zu gelangen, da wird alles leicht; wo hingegen das Eigenthum in den Händen Vieler ist, da muß Schritt für Schritt erobert werden, da kostet die Eroberung Blut und Thränen, die man sich gern erspart. Der schlechtere Patriot ist der Pachter; der bessere ist der Eigenthümer. Jener fürchtet den neuen Herrn nicht, weil er durch ihn seine Umstände leicht verbessern kann; dieser hat alle Ursache, ihn zu fürchten, weil er durch ihn nur verlieren kann. Was hieraus für die Vertheidigung folgt, stellt sich ganz von selbst dar. Annehmen, daß das, was in dem Kriege von 1813 — 15 wieder gut gemacht werden, nicht noch einmal geschehen könne, heißt eine Voraussetzung bilden, die sich schwer vertheidigen läßt. Deutsche Domänen sind den Töpfen Aegyptens zu vergleichen, die man nie vergißt, nach denen man sich sogar instinktmäßig zurücksehnt; und soll Deutschland mit seinem westlichen Nachbar in irgend ein Gleichgewicht treten, so ist die Entäußerung des Domänen-Besitzes der Anfang und das Ende jeder inneren Politik, die ein solches Gleichgewicht beabsichtigt.

Hiermit aber steht die Einführung einer wirklichen Volksvertretung in Deutschlands Staaten in unzertrennlicher Verbindung. Denn man glaube doch ja nicht, daß diese, bei dem gegenwärtigen Stande des

Domänen-Besitzes möglich sey. In ihm liegt das größte Hinderniß wirklicher Volksvertretung, welche immer nur in so fern Raum gewinnt, als das weicht, was eine freie Bewilligung der Steuer erschwert. Nie wäre England zu seiner gegenwärtigen Verfassung gelangt, wenn seine Könige in dem Besitz der Domänen geblieben wären, welche Wilhelm der Eroberer auf sie vererbt hatte; und dasselbe läßt sich von Frankreich sagen, wie sehr es auch in mancher Hinsicht noch hinter England zurückstehen mag. Der Analogie zufolge, welche beide Reiche gewähren, muß sich die Zahl der freien Eigenthümer in Deutschland noch bedeutend vermehren, wenn die Staaten dieses Landes zu einer Verfassung gelangen sollen, welche der brittischen und der französischen entspricht. Eine Handvoll Edelleute, die ihr Interesse wohl gar von dem der übrigen Staatsbürger sondert, ist unfähig, eine Volksvertretung zu bilden; und eben deswegen möchte man über die Einfalt Derer lächeln, welche sich eingebildet haben, durch einen salto mortale zu einer Verfassung gelangen zu können. Wären die alten Ständeversammlungen auch nur in der Annäherung eine Volksvertretung gewesen, so würden sie niemals untergegangen seyn; und darum ist es wahrscheinlich, daß alles, was gegenwärtig in Deutschland jenen Ständeversammlungen nachgebildet und für Volksvertretung ausgegeben wird, in kurzer Zeit für ein inane simulacrum libertatis, wo nicht für etwas noch Schlimmeres, gehalten werden wird.

Doch genug von dem politischen Werth des Domänen-Besitzes!

In den von uns aufgestellten drei Gesichtspunkten scheinen alle die Momente enthalten zu seyn, auf welche der Bundestag bei Entscheidung des zwischen dem Kurfürsten von Hessen und den hessischen Domänen-Käufern obschwebenden Processes Rücksicht zu nehmen hat. Die Sache ist (um dies zu wiederholen) von der höchsten Wichtigkeit. Es handelt sich darin nur zunächst um Mein und Dein; und in so fern nur davon die Rede wäre, könnte die Entscheidung eben sowohl von dem ersten besten Gerichtshof, wie von dem Bundestage, ausgehen. Die bei weitem wichtigeren Fragen, welche dabei in Anregung kommen, sind: erstens, ob die deutsche Fürstenwürde im neunzehnten Jahrhunderte nach rein feudalistischen Begriffen aufgefaßt werden dürfe; zweitens, ob eine wahre und zweckmäßige Volksvertretung sich mit einem großen Domänen-Besitz vertrage; drittens, wie Deutschlands Zukunft, so weit sie aus der Natur der Dinge erkennbar ist, gesichert werde. Wer auf diese Gegenstände keine Rücksicht nehmen wollte, würde die Benennung eines Staatsmannes schlecht verdienen; und wer Bedenken trüge, die Bahn zu brechen, der würde zum Wenigsten Verzicht leisten auf die Ehre, unter den Weisen der Tapfere zu seyn.

Die Rolle, welche Preussen in diesem wichtigen Processe spielt, erscheint uns als eine höchst würdige: es vertheidigt das Beispiel, das es selbst gegeben hat. Aber ist dies Beispiel nicht in jedem Betracht groß und edel? Deutschlands Wohlfahrt beruhet darauf, daß es befolgt werde. Sollte dies nicht der Fall seyn, so würde sich viel dabei bedauern lassen, sowohl für Deutsch-

land, als für Preussen: für jenes, so fern es den Zustand seiner politischen Schwäche verlängerte; für dieses, sofern es genöthigt wäre, gegen die übrigen Staaten Deutschlands in eine eben so unvermeidliche, als bestimmte Opposition zu treten. Denn an ein feiges Bequemen ist von seiner Seite nicht zu denken; seine Bahn ist gezeichnet, und sein ganzer Zuschnitt ist von einer solchen Beschaffenheit, daß es nicht füglich umkehren kann. Es übereilt nichts; und daran thut es wohl. Aber es bereitet vor; und daran thut es noch besser.

Nach allem, was bisher bemerkt worden ist, kann der mehr erwähnte Proceß nicht zum Nachtheil der hessischen Domänen-Käufer ausfallen. Selbst indem sie sich hinter das gemeine Recht verschanzen, müssen sie den Sieg davon tragen. Es kommen ihnen aber noch ganz andere Dinge zu Statten, als sie für sich anzuführen gewagt haben. Mit Einem Worte: in ihrer Angelegenheit ist die größte Angelegenheit Deutschlands angeregt und ausgesprochen. Dies große Land ist dadurch an den Scheideweg der Jahrhunderte geführt. Der Kurfürst von Hessen kann den Proceß nicht gewinnen, ohne daß Deutschland jeder Gefahr bloßgestellt wird. Auf gleiche Weise aber kann er denselben nicht verlieren, ohne daß sich für Deutschland eine glänzende Zukunft eröffnet. Denn ist einmal festgestellt — und dies ist bei weitem die Hauptsache —, daß die deutsche Fürstenwürde durch den Verlust von Domänen-Grundstücken nicht verliert, sondern gewinnt, und daß sie, wie die Fürstenwürde überhaupt, nicht auf den Besitzstand, sondern auf die Natur der Gesellschaft gegründet wer-

den muß: so hebt eine ganz neue Entwickelung für Deutschland an, welche ihren Charakter darin hat, daß Volk und Fürst sich gegenseitig mehr als jemals beschützen und eine große Familie bilden, die in Eintracht und Frieden lebt, weil alles ausgeglichen ist, was zur Eigensucht und zur Feindschaft führte. Nun erst ist die Aussicht auf die wahre Volksvertretung eröffnet, deren Nothwendigkeit überall gefühlt wird, deren echte Grundlagen aber nur Wenige ahnen.

Geschehe übrigens was da wolle, und siege wer da könne: das Schicksal Deutschlands kann, nach Allem was in den letzten dreißig Jahren geschehen ist, im schlimmsten Falle nur aufgehalten, keinesweges aber aufgehoben werden. Und wie leicht ist es möglich, dasselbe durch Verblendung zu beschleunigen!

Neue Aufschlüsse über den Charakter und das Schicksal des Don Carlos von Oesterreich, Prinzen von Asturien.

(Aus Llorente's kritischer Geschichte der spanischen Inquisition.)

(Beschluß.)

Im Jahr 1565 unternahm Don Carlos eine Reise nach Flandern, gegen den Willen seines Vaters, ganz im Geheim. Er wurde in diesem Plan von dem Grafen von Gelbes und dem Marquis Tabara, seinen Kammerherren, unterstützt. Sein Vorsatz war, den Prinzen von Evoli, seinen Guvernör, mitzunehmen, wobei er nicht bedachte, daß dieser der vertraute Freund seines Vaters war; er verlangte seine Begleitung, damit es das Ansehn gewönne, als reise er mit Genehmigung seines Vaters. Seine Schmeichler verschafften ihm eine Summe von 50,000 Thalern, und vier vollständige Verkleidungen, um aus Madrid zu kommen. Sie waren überzeugt, daß der Prinz von Evoli, nachdem er die Reise einmal angetreten, dieselbe fortsetzen würde; wo nicht, so wollten sie sich seiner entledigen. Doch dieser gewandte Staatsmann vereitelte den ganzen Entwurf

durch die geschickten Mittel, von welchen Cabrera in seinem Leben Philipps des Zweiten spricht.

Der Bischof von Osma, ehemaliger Lehrer des Prinzen, von der schlechten Aufführung und den Ausschweifungen desselben unterrichtet, überdies aber von den geheimen Befehlen des Monarchen dazu aufgefordert, wollte sein unbestrittenes Uebergewicht benutzen, um ihn in die rechte Bahn zurückzuführen. Zu diesem Endzweck schrieb er ihm unter dem 10. May 1566 einen langen Brief, welcher von dem Niederländer Kircher abgedruckt worden ist: einen Brief, worin er ihm Belehrungen gab über sein Verhältniß zu den Ministern des Königs, zu seinem Vater u. s. w., und worin er ihn aufmerksam machte auf die nicht zu berechnenden Folgen, die ein entgegengesetztes Betragen nach sich ziehen würde. Dabei nahm er sich wohl in Acht, selbst nur indirect, zu erkennen zu geben, daß das Betragen des Prinzen diese Belehrungen nöthig machte. Dieser empfing das Schreiben des Bischofs mit derselben Achtung, die er für Alles hatte, was von diesem achtungswerthen Freunde kam; indeß befolgte er keine von dessen Lehren.

Don Carlos benutzte den Rath seines alten Lehrers so wenig, daß er sich den heftigsten Ausbrüchen seines Zornes überließ, als er im Jahre 1567 erfuhr, daß sein Vater den Herzog von Alba zum Guvernör von Flandern ernannt habe. Als dieser Herzog von dem Prinzen Abschied nahm, sagte Don Carlos ihm ins Gesicht, daß sein Vater übel daran gethan habe, ihn zu diesem Guvernement zu ernennen, welches für den

Thronerben sich weit besser geschickt haben würde. Der Herzog antwortete: der König habe ihn mit einem solchen Auftrage schwerlich in einer andern Absicht verschont, als um ihn gegen die Gefahren zu sichern, die er in den Niederlanden angetroffen haben würde mitten unter allen den Zwistigkeiten, welche sich unter den vornehmsten Personen erhoben hätten. Diese Antwort hätte den Don Carlos besänftigen sollen; aber sie setzte ihn nur in Wuth. Er zog seinen Dolch, ging auf den Herzog los, und sagte: „Sie sollen mir nicht nach Flandern gehen; das Herz will ich Ihnen durchbohren, ehe Sie dahin abreisen.“ Der Herzog wich dem ersten Stoße aus, indem er einige Schritte zurücksprang; da aber der Prinz den Angriff nicht aufgab, und der Herzog sich immer mehr gedrängt sah, so faßte er den Prinzen um den Leib, und schloß ihn so eng in seine Arme, daß er alle Beweglichkeit verlor. Als Don Carlos, dessen Wuth mit jedem Augenblicke zunahm, sich durchaus nicht geben wollte: machte der Herzog Lärm. Die Kammerherren eilten herbei. Der Prinz wurde aus des Herzogs Armen befreiet, und verschloß sich in sein Cabinet, um den Ausgang eines Auftritts abzuwarten, der, wenn sein Vater von dem Hergange unterrichtet wurde, nicht anders als unangenehm seyn konnte.

Die Laster des Don Carlos konnten in dem Herzen Maximilians des Zweiten, seines Oheims, der um diese Zeit deutscher Kaiser war, jene zärtlichen Gefühle nicht vertilgen, die dieser Monarch für ihn seit jenen Zeiten hegte, wo er ihn als Kind, d. h. als unschuldig,

gekannt hatte. Dasselbe war der Fall mit der Kaiserin Maria, seiner Tante. Beide wünschten, ihn mit ihrer Tochter Anna von Oesterreich zu vermählen. Don Carlos kannte diese Prinzessin seit seiner frühesten Jugend; denn sie war im Jahre 1549 zu Cigales in Spanien geboren worden. Philipp der Zweite willigte in diese Heirath, und unterrichte die Kaiserin davon. Fürchtend indeß, daß, wenn die Zeit nicht eine Veränderung in dem Charakter und den Sitten des Don Carlos bewirke, seine Nichte sehr unglücklich seyn werde, betrieb der spanische Monarch diesen Entwurf mit seiner gewöhnlichen Bedächtlichkeit; und es ist zu glauben, daß er sogar die Befürchtungen theilte, die man über des Prinzen Unfähigkeit zum Heirathen unterhielt. Umgekehrt verhielt es sich mit dem jungen Prinzen. Sobald er von dem Hergange der Sache unterrichtet war, äußerte er ein heftiges Verlangen, seine Muhme so bald als möglich zu heirathen.

Um zu seinem Zwecke zu gelangen, machte er aufs Neue den Plan, sich ohne die Genehmigung seines Vaters nach Deutschland zu begeben; denn er hoffte, daß seine Ankunft in Wien den Kaiser bestimmen würde, alle Schwierigkeiten auszugleichen. Voll von diesem Gedanken, beschäftigte er sich nur mit der Ausführung seines Vorhabens, bei welchem ihm der Prinz von Oranien, der Markgraf von Berg, die Grafen von Horn und Egmont und der Baron von Montigny, diese Häupter der flanderischen Verschwörung, ihren Beistand nicht versagten. Ich sehe mich also genöthigt, auch den Don Carlos unter die Zahl der Schlachtopfer dieser Verschwörung zu begreifen.

Dies Benehmen des Don Carlos, und die übrigen von mir erzählten Züge gaben dem Erzbischof von Rosano, päbstlichem Nuntius am Hofe zu Madrid, Veranlassung, dem Cardinal Alessandrino zu melden: „Der Prinz von Asturien sey von einer unerträglichen Anmaßung und Ausgelassenheit der Sitten; schwach am Geiste, zeige er nur Eigensinn und Halsstarrigkeit; mit Recht könne man sagen, er befinde sich nicht in dem vollen Besitze seiner moralischen Fähigkeiten, und habe Anfälle von Wahnsinn. Alle diese Thatsachen muß man gar nicht kennen, wenn man St. Real's und Mercier's Erzählungen von einem angeblichen Liebesverständniß zwischen der Königin und dem Prinzen seinen Glauben schenken will.

Der Marquis von Berg und der Baron von Montigny erschienen zu Madrid, als Abgeordnete der flanderischen Provinzen, um alles, was sich auf die Einführung der Inquisition in diesem Lande, und auf andere Gegenstände, die zu Unruhen geführt hatten, bezog, in's Reine zu bringen. Margaretha von Oesterreich, Prinzessin von Parma, und natürliche Schwester Philipps des Zweiten, war damals Regentin in den Niederlanden, und hatte ihre Einwilligung zu dieser Reise gegeben. Als nun die Abgeordneten sahen, womit Don Carlos umging, thaten sie alles, was in ihren Kräften stand, ihn in seinem Vorsatz zu bestärken. Sie erboten sich also, ihm behülflich zu seyn, wenn er seine Reise nach Deutschland antreten wollte. Um diese Anträge machen zu können, bedurften sie einer Mittelsperson. Zu diesem Endzweck wendeten sie sich an den Herrn von

Vendôme, Kammerherrn des Königs, und dieser verhieß dem Prinzen die Souveränetät der Niederlande, sobald er der Prinzessin Margaretha die Civil- und dem Herzog von Alba die Militär-Verwaltung abgenommen haben würde; die Bedingung war — Glaubensfreiheit. Gregorio Leti spricht von einem unter den Papieren des Herzogs von Alba gefundenen Schreiben von Don Carlos an den Grafen von Egmont, welches die Ursache war, weshalb der Guvernör ihn und den Grafen von Horn enthaupten ließ. Dem Prinzen von Oranien konnte Alba nicht beikommen, weil er die Flucht ergriffen hatte. Inzwischen bereitete man in Spanien dem Marquis von Berg und dem Baron von Montigny dasselbe Schicksal; denn beide waren bereits auf verschiedenen Festungen.

Obgleich die beiden Letzteren dem jungen Prinzen Reisegeld angeboten hatten, so hatte er es doch nicht angenommen, weil er glaubte, es sich selbst verschaffen zu können. Die Schritte nun, die er zu diesem Endzweck that, brachten die Verschwörung an den Tag. Er schrieb an beinahe alle Granden Spaniens, die er um Unterstützung seines Unternehmens ansprach. Die Antworten waren günstig; nur machte man fast allgemein die Bedingung, „daß dies Unternehmen nicht gegen den König, seinen Vater, gerichtet seyn sollte.“ Der Admiral von Kastilien, welcher in gerader Linie aus der königlichen Familie herstammte, blieb allein nicht bei dieser Vorsicht stehen. Das geheimnißvolle Schweigen, worein dies vorgebliche Unternehmen gehüllt war, so wie die Kenntniß, welche er von der Unüberlegtheit des

Prinzen hatte, brachte ihn zu dem Argwohn, daß etwas Verbrecherisches dabei im Spiele seyn könnte. Um alle Gefahr zu entfernen, übersandte er dem Monarchen das Schreiben seines Sohnes zu einer Zeit, wo Don Carlos dem Don Juan von Oesterreich Alles entdeckt und dieser dem Könige davon Anzeige gemacht hatte. Mehrere vermuthen, daß die Ermordung Philipps des Zweiten zu dem Plane der Verschwornen gehört habe; doch in den Briefen war nur von Schritten die Rede, welche gethan worden, um Geld zu bekommen. Sein ganzes Vertrauen hatte Don Carlos auf seinen Kammerdiener Garcia Alvarez Osario gesetzt; er war sein Genoß im Verbrechen. Sein Auftrag lautete dahin, daß er mündlich alles hinzufügen sollte, was zum Verständniß der Briefe gehörte, deren Ueberbringer er war. Die Absichten seines Herrn zu erfüllen, machte dieser Vertraute mehrere Reisen nach Valladolid, Burgos und anderen Städten Kastiliens; und da der Prinz die verlangte Summe nicht erhalten hatte, so schrieb er unter dem 1. Dec. 1568 einen von seinem Secretair Martin de Gaztelu gegengezeichneten Brief an Osorio, worin er meldete, daß er auf alle Verheißungen und Wechsel, die man in Castilien negocirt, nur 6000 Ducaten erhalten habe, daß er aber für das in Rede stehende Unternehmen 600,000 gebrauche. Und um sich dieselben zu verschaffen, schickte er demselben Kammerdiener zwölf von ihm unterzeichnete Briefe in Blanco, um die Namen und Zunamen derjenigen hinzuzufügen, denen sie eingehändigt werden sollten, wobei er ihm auftrug, sich nach Sevilla zu bege-

ben, um die angefangenen Schritte fortzusetzen, und von diesen Briefen Gebrauch zu machen *).

So wie Don Carlos die Hoffnung schöpfte, daß er das verlangte Geld erhalten und seine Reise antreten werde, gab er sich Entwürfen hin, welche noch verbrecherischer waren. Weihnachten desselben Jahres 1567 war noch nicht gekommen, als er den schrecklichen Gedanken faßte, seinem Vater das Leben zu nehmen. Hierbei handelte er ohne Vorsicht, ohne Plan, ohne Verstand, und bewies dadurch, daß sein Unternehmen mehr das eines Narren, als eines Bösewichts und Verschwörers war; denn er blieb nicht Herr seines Geheimnisses, und schützte sich auf keine Weise gegen die Gefahr, der er sich selbst dabei aussetzte.

Philipp der Zweite befand sich in Escurial; die ganze königliche Familie in Madrid. Hier wollte sie beichten und das Abendmahl nehmen, nach einem am Hofe hergebrachten Gebrauch, um das den Königen von Spanien von den Päbsten bewilligte Jubiläum zu gewinnen. Für diese Feierlichkeit war der 28ste December anberaumt. Den 27sten, es war ein Sonnabend, beichtete D. Carlos seinem gewöhnlichen Beichtvater, einem Dominikaner Namens P. Diego de Chaves, der in der Folge Beichtvater des Königs wurde. Bald darauf vertrauete er einigen Personen, daß sein Beichtvater ihm, auf das Geständniß, daß er damit umgehe, einer

*) Van der Hamen, im Leben des Don Juan von Oesterreich B. 1.

einer Person von hohem Range das Leben zu nehmen, die Absolution versagt habe, weil er seinen Vorsatz nicht habe aufgeben wollen. Don Carlos ließ andere Geistliche holen, und erfuhr dieselbe Weigerung. Er faßte hierauf den Entschluß, von dem P. Juan de Tobar, Prior des Dominikaner-Klosters von Atocha, eine nicht geweihete Hostie zu verlangen, damit es scheinen möchte, als habe er sich dem heiligen Tisch eben so genahet, wie D. Juan von Oesterreich, Alexander Farnese und die ganze übrige Familie des Königs. Der Prior merkte sehr bald, daß er es mit einem Unsinnigen zu thun hatte, und in dieser Ueberzeugung fragte er ihn: wer die Person sey, die er umbringen wolle; wobei er hinzufügte, „daß, wenn er den Rang derselben kenne, dies vielleicht hinreichen werde, nicht länger von ihm zu verlangen, daß er seinem Vorhaben entsagen solle.“ Von Seiten des Priors war dieser Vorschlag sehr gewagt; es kam ihm aber nur darauf an, daß der Prinz die Person nennen sollte, gegen welche sein Anschlag gerichtet war. Der Erfolg blieb nicht aus. Don Carlos nannte Den, dem er das Leben zu verdanken hatte, und erklärte sich darauf eben so gegen Don Juan von Oesterreich, seinen Oheim, wobei einer von den Thürhütern des Prinzen zugegen war.

Die Schritte des Garcia Alvarez Osorio zu Sevilla geschahen mit so ungemeiner Thätigkeit, daß er sich in sehr kurzer Zeit viel Geld verschaffte. Von diesem Erfolge unterrichtet, traf D. Carlos Anstalten, seine Reise um die Mitte des Januar 1568 anzutreten. Den Don

Juan, seinen Oheim, suchte er zu bereden, daß er ihn begleiten möchte, wie er es ihm Anfangs versprochen: denn Don Carlos hatte ihm sein Vorhaben, gleich bei der ersten Entstehung, mitgetheilt, ohne zu bedenken, daß dieser Oheim sein Geheimniß verrathen könnte und daß er sich folglich einer großen Gefahr aussetzte. Was er hätte befürchten sollen, erfolgte; denn Don Juan unterließ nicht, dem Könige Rechenschaft von allen Unterredungen zu geben, die er mit dem Prinzen hatte. Don Carlos machte seinem Oheim große Verheißungen; und dieser, seiner Seits, erwiederte: er sey bereit, alles zu thun; nur befürchte er, die Abreise werde wegen der damit verbundenen Gefahren nicht zur Ausführung kommen. Don Juan unterrichtete den König von diesem letzten Umstande. Der Monarch, welcher sich noch zu Escurial befand, zog mehrere Theologen und Rechtsverständige zu Rathe, um von ihnen zu erfahren, ob er mit gutem Gewissen die Verstellung fortsetzen und die Miene annehmen könne, als wisse er gar nichts. Martin d'Alpizcueta (berühmt unter dem Namen des Doctors Navarro, weil er im Königreich Navarra geboren war) gehörte zu Denen, welche der König zu Rathe zog. Seine Meinung war: man dürfe den Don Carlos nicht abreisen lassen; in den Pflichten des Monarchen liege, daß er bürgerliche Kriege zu verhindern suche: dergleichen aber könnte leicht die Wirkung einer solchen Reise seyn; die Geschichte liefere davon mehrere Beispiele, unter andern das Beispiel Ludwigs des Elften, Königs von Frankreich, der, als Dauphin und Erbe Karls des Siebenten, seines Vaters, den Hof verlassen und sich

zu dem Herzog von Burgund begeben habe. Cabrera sagt, daß auch Melchior Cano, vormaliger Bischof der canarischen Inseln, in dieser Angelegenheit zu Rathe gezogen worden; allein er irrt sich: denn Bruder Melchior war schon 1560 gestorben.

Der Prinz theilte seinen Entschluß auch seinem Beichtvater Diego de Chaves mit. Dieser suchte ihn, wiewohl vergeblich, davon abzubringen. Don Carlos machte der Frau des Don Luis de Cordova, Groß-Stallmeisters des Königs, einen Besuch; und als diese Dame aus einigen Ausdrücken, welche ihm entfuhren, schloß, daß er nächstens abreisen werde, so schrieb sie darüber an ihren Gemahl, welcher sich in Escurial beim Könige befand und dem Könige den Brief seiner Frau mittheilte. Endlich, den 17ten Jan. 1568 sandte Don Carlos dem General-Director der Posten, Don Ramon von Taxis, den Befehl, für die nächste Nacht acht Pferde für ihn in Bereitschaft zu halten. Taxis befürchtete, dieser Befehl möchte ein dem Dienste des Königs nachtheiliges Geheimniß in sich schließen; er kannte den Charakter des Prinzen, und wußte, welche Gerüchte zu Madrid in Umlauf waren. Dies alles bestimmte ihn, dem Prinzen zu antworten, daß alle Postpferde in Beschlag genommen wären; und so gewann er Zeit, den König wissen zu lassen, was vorging. Der Prinz überschickte inzwischen einen Befehl, welcher noch dringender war, als der erste. Taxis, der seine Heftigkeit fürchtete, ließ sogleich alle Postpferde von Madrid abgehen, und begab sich nach dem Escurial. Der König kam im Pardo, einem zwei Stunden von

Madrid gelegenen Schlosse, an. Dahin begab sich auch Don Juan von Oesterreich, sobald er die Ankunft des Königs vernommen hatte. Don Carlos, welchem die Ankunft des Königs in Pardo unbekannt geblieben war, wollte eine Unterredung mit seinem Oheim haben, und ging zu diesem Endzweck bis nach dem Retamar (in der Mitte zwischen Madrid und dem Pardo gelegen), von wo er sagen ließ, daß er zu ihm kommen möchte. Er theilte ihm die Anstalten zur Abreise mit, und sagte ihm, daß Garcias Alvaro Osorio mit 150,000 Thalern von Sevilla zurückgekommen wäre, und daß er den Ueberrest in Wechseln unterweges bekommen würde. Don Juan antwortete: er sey bereit, mit ihm abzureisen. Sobald er ihn aber verlassen hatte, ging er zum Könige zurück, um diesem von allem, was er gehört hatte, Nachricht zu geben. Der Monarch reisete nun nach Madrid, wo er wenige Augenblicke nach Don Carlos anlangte *).

Die Ankunft des Königs in der Hauptstadt störte den Plan des Don Carlos. Da er für die nächste Nacht keine Postpferde erhalten konnte, so verschob er sein Unternehmen bis auf den folgenden Tag. An diesem Tage (es war ein Sonntag) wohnte der König, begleitet von Don Carlos und Don Juan, der Messe bei. Nach derselben that der Prinz an Don Juan mehrere Fragen, die unerwartete Ankunft seines Vaters betreffend. Unstreitig waren die Antworten des Oheims nicht

*) Cabrera, Buch 7 Kap. 22. und Van der Hamen, im Leben des Don Juan von Oesterreich B. 1.

sehr befriedigend; denn bald sah er sich genöthigt, den Degen zu ziehen, um sich gegen seinen Neffen zu vertheidigen. Zugleich schrie er um Hülfe; und da es nicht an Leuten in der Nähe fehlte, so wurde ein Auftritt, der leicht tragisch werden konnte, schnell beendigt.

Der König sah nunmehr, daß er Maaßregeln der Strenge nicht länger verschieben konnte. Er besprach sich mit mehreren Personen seines geheimen Raths, und es wurde beschlossen, daß man die nächste Nacht den Prinzen verhaften wollte, um sich seiner Papiere, seiner Waffen und seines Geldes zu bemächtigen.

Diese Verhaftung fand wirklich Statt. Ueber dieselbe giebt eine nie gedruckte Handschrift, deren Urheber der Thürsteher des Prinzen ist, Auskunft. Sie scheint wenige Tage nach der Verhaftung des Prinzen aufgesetzt zu seyn, und enthält folgende sehr merkwürdige Züge:

„Um elf Uhr Abends, sagt der Thürsteher, sah ich den König die Treppe herunter kommen. Er war begleitet von dem Herzog von Feria, General-Capitän der Leibwache, von dem Großprior des Malteser-Ordens, von dem General-Lieutenant der Leibwache, und von zwölf Officieren. Der Monarch war unter seinem Anzuge bewaffnet und trug einen Helm auf dem Kopfe. So näherte er sich meiner Thür, und ich erhielt den Befehl, sie zu verschließen und sie Keinem zu öffnen, wer es auch seyn möchte. Alle diese Personen waren bereits in dem Zimmer des Prinzen, als er ausrief: Wer da? Die Officiere hatten sich seinem Bette genähert und sich seines Degens und seines Dolches bemächtigt; und auch der Herzog von Feria hatte eine mit zwei Lu-

geln geladene Büchse an sich genommen. Als nun der Prinz in Drohungen ausbrach, antwortete man ihm: der Staatsrath ist hier. Er wollte sich seiner Waffen bemächtigen, und war so eben von dem Bette aufgesprungen, als der König in's Zimmer trat. Der Prinz fragte: „Was will Ew. Majestät von mir?" „Das wirst du sogleich erfahren," antwortete der König. Man schloß hierauf Thüren und Fenster zu, und der König sagte zu Don Carlos, er möchte ruhig in seinem Zimmer bleiben, bis er ihm andere Befehle zufertigen werde. Hierauf rief er den Herzog von Feria, und sagte zu ihm: „Ich übergebe Ihnen die Person des Prinzen, um Sorge für ihn zu tragen und ihn zu bewachen." Dann wendete er sich zu Luis Quijada, zu dem Grafen von Lerma und zu Don Rodrigo de Mendoza, mit den Worten: „Ich befehle Euch, dem Prinzen zu dienen und zu gehorchen; aber thut nichts von Dem, was er Euch befehlen wird, ohne mir vorher davon Nachricht gegeben zu haben. Ich befehle, daß Alle ihn treu bewachen, bei Strafe, für Verräther erklärt zu werden." Bei diesen Worten schrie der Prinz laut auf und sagte: „Ew. Majestät würden besser daran thun, mich zu tödten, als mich gefangen zu halten. Das letztere ist für das Königreich ein Gegenstand des Aergernisses. Wenn Ew. Majestät mich nicht tödten wollen, so werd' ich es selbst thun müssen." Der König antwortete: Das möchte er unterlassen; denn solche Handlungen paßten sich nur für Narren. Der Prinz aber sagte: „Ew. Majestät behandelt mich so schlecht, daß sie mich zwingen wird, das Aeußerste zu thun, nicht

als ein Narr, sondern als ein Verzweifelnder.“ Mehr wurde von beiden Seiten nicht gesprochen. Der König zog sich zurück, und der Herzog nahm die Thürschlüssel an sich, schickte die Diener des Prinzen fort, und stellte als Schildwache vier Monteros von Espinosa, vier spanische Hellebartiere und vier Deutsche mit ihren Lieutenants vor das Cabinet. Er begab sich darauf an die Thür, die in mein Zimmer führte, stellte daselbst vier andere Monteros und vier Garden an, und befahl mir, auszuziehen. Man bemächtigte sich darauf der Schlüssel zu den Schränken und Koffern des Prinzen, welche der König mit sich nahm. Die Betten der Dienerschaft wurden fortgeschaft, und der Herzog von Feria, der Graf von Lerma und Don Rodrigo wachten diese Nacht bei dem Prinzen. Später wurde er von zwei Kammerherren bewacht, die sich von sechs zu sechs Stunden ablöseten. Sieben waren von dem Könige dazu beauftragt, nämlich der Herzog von Feria, Ruy Gomez de Sylva, der Prior Don Antonio de Toledo, Luis Quijada, der Graf von Lerma, Don Fadrique und Don Juan de Velasco. Keiner von ihnen trug Waffen in diesem Dienste. Die Wachen ließen uns weder bei Tage noch bei Nacht ein. Zwei Kammerherren deckten den Tisch; die Majordomen holten das Mittagsessen vom Hofe. Kein Messer durfte in das Zimmer des Prinzen. Die Messe wurde ihm nicht gelesen, und erst nach anderthalb Monaten durfte er sie wieder hören.“

„Am folgenden Tage (19. Jan.) berief der König alle Behörden mit ihren Vorständen in sein Zimmer. Indem er jeder einzelnen von der Verhaftung seines

Sohnes Nachricht gab, fügte er hinzu, daß sie Statt gefunden, weil der Dienst Gottes und das Königreich dieselbe nothwendig gemacht hätten. Augenzeugen haben mir versichert, daß der Monarch bei dieser Erklärung Thränen vergossen habe. Am Dienstage rief Se. Majestät auch die Mitglieder des Staatsraths in seine Zimmer. Sie blieben von 1 Uhr bis 9 Uhr Abends beisammen. Womit man sich beschäftigt hat, ist unbekannt geblieben. Der König läßt eine Untersuchung halten; Pedro del Hoyo führt das Protocoll. Der Monarch ist gegenwärtig bei der Aussage jedes Zeugen; sie wird niedergeschrieben, und alle bilden einen Stoß von sechs Daumen Höhe. Er hat dem Staatsrathe die Privilegien der Majorate *) übergeben, so wie die des Königs und des Prinzen von Castilien, um davon Kenntniß zu nehmen. Die Königin und die Prinzessin Juana (Schwester des Königs) schwimmen in Thränen. Alle Abende kommt Don Juan an den Hof, mit unter in Trauer. Der König hat ihm darüber Vorwürfe gemacht, und ihm befohlen, nicht anders zu erscheinen, als sonst. Am Montage haben alle Kammerdiener des Prinzen sich in ihre Heimath begeben müssen; der König hat aber versprochen, daß er sie versorgen wolle. Die Majordomen des Don Carlos (Don Juan de Velasco und Don Fadrique, Bruder des Admirals von Castilien) sind in den Dienst der Königin getreten."

Hier endigt die Erzählung des Thürstehers.

---

*) Das heißt der erstgebornen Söhne, welche das Recht der Erbfolge haben; denn die Krone ist ein Majorat.

Wohl begriff Philipp der Zweite, daß eine Begebenheit dieser Art nicht verborgen bleiben und die Neugierde des Publikums vielseitig beschäftigen werde; es war ihm klar, daß er, sowohl in Spanien als an den auswärtigen Höfen, Veranlassung zu allerlei Vermuthungen und Gesprächen geben werde. Er hielt es also für schicklich, ein so unangenehmes Ereigniß nicht bloß den Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und Kapiteln der Kathedral-Kirchen, sondern auch den königlichen Gerichtshöfen, den Civil- und Militär-Guvernören der Provinzen, und selbst den Städten und ihren Corregidoren bekannt zu machen. Dies war um so unvermeidlicher, da Don Carlos von den Cortes des Königreiches als Thronerbe anerkannt war. Zugleich meldete er den Vorfall dem Pabste, dem Kaiser, mehreren Suveränen Europa's, der Königin von Portugal, Wittwe Johanns des Dritten, Schwester Karls des Fünften, Tante und Schwiegermutter Philipps des Zweiten, Großmutter des unglücklichen Gefangenen, Großmutter zugleich von jener Anna von Oesterreich, welche Don Carlos heirathen sollte. In dem Schreiben an den Pabst vom 20. Jan. sagte der König, daß er bei allem Kummer, der ihn zu Boden drücke, den Trost hege, nichts verabsäumt zu haben, was seinem Sohne eine gute Erziehung habe geben können. Nachsichtig gegen alles, was von der physischen Organisation desselben herrühren könne, habe er, ohne sich an Gott und an seinen Regentenpflichten zu versündigen, das Betragen dieses Undankbaren nicht länger dulden können; er werde nicht unterlassen, Se. Heiligkeit von dem Fortgange dieser Angelegenheit zu

unterrichten und bitte indeß, ihm mit Gebet um einen glücklichen Ausgang beizustehen. An demselben Tage schrieb der König eigenhändig an die Königin von Portugal; und in diesem Briefe sprach er zwar von einem Schmerz, der sein Vaterherz zerreiße, zugleich aber erinnerte er die Königin an so manche Auftritte, welche ein solches Ereigniß angedeutet hätten; übrigens solle die Verhaftung des Prinzen mit keinen anderweitigen Strafen verbunden seyn, und nur dazu dienen, seinen Ausschweifungen eine Gränze zu setzen. Das Schreiben an die Kaiserin war beinahe in denselben Ausdrücken abgefaßt. In dem Schreiben an die Städte sagte der König, daß er, wenn er nur Vater gewesen wäre, sich nie zu einer solchen Maaßregel entschlossen haben würde, daß aber seine Eigenschaft als König ihm nicht gestattet habe, anders zu handeln; denn nur auf diesem Wege hätte er den Uebeln steuern können, welche seine Nachsicht dem Staate verursacht haben würde. Diego de Colmenares hat in seine Geschichte von Segovia das Schreiben eingerückt, welches diese Stadt von Philipp erhielt. Alle übrigen Städte erhielten ähnliche; welche in Briefe an die Corregidoren eingeschlossen waren. Vor mir liegt das Schreiben an den Corregidor von Madrid, worin Philipp sagt, daß, wenn die Municipalität auf den Gedanken fallen sollte, zum Vortheil seines Sohnes Abgeordnete zu schicken oder Vorstellungen zu machen, er (der Corregidor) dergleichen abwenden möchte, weil es bei einem Vater nicht der Verwendung bedürfe, um gnädig zu seyn; auch schrieb er vor, daß, wenn von einer Antwort die Rede

wäre, dieselbe so abgefaßt würde, daß man nicht in das Einzelne einginge, sondern sich damit begnügte, zu sagen: daß, wenn ein Vater sich entschlösse, einen so großen Schlag zu thun, nur sehr dringende und gerechte Beweggründe ihn dazu vermocht haben könnten.

Alle Diejenigen, welche Briefe von dem Könige erhalten hatten, antworteten darauf, wiewohl auf ganz verschiedene Weise, wie man leicht glauben wird Nachdem Philipp diese Antworten gelesen hatte, schrieb er auf die der Stadt Murcia: „Dieser Brief ist mit Verstand und Mäßigung geschrieben.“ Man sieht hieraus, daß er ihm am meisten gefallen hatte; und da dieser Brief nie bekannt gemacht ist, so mag er hier eine Stelle einnehmen, wäre es auch nur, um Philipps Sinnesart in einem so herzzerreißenden Falle kennen zu lernen. Der Brief lautet von Wort zu Wort:

„Heilige, katholische und königl. Majestät! Die Municipalität von Murcia hat den Brief erhalten, den Ewr. Majestät ihr geschrieben, und daraus entnommen, was Allerhöchstdieselben in Ansehung der Einsperrung unseres Prinzen beschlossen. Die Municipalität küßt Ewr. Majestät tausendmal die Füße für die ausnehmende Gnade, welche Sie ihr durch besondere Mittheilung dieses Ereignisses erzeigt haben; sie ist vollkommen überzeugt, daß die Ursachen und Beweggründe, welche Ew. Majestät geleitet haben, so wichtig, so von der allgemeinen Wohlfahrt geboten sind, daß Sie nicht anders haben handeln können. Ew. Majestät haben ihr Königreich so gut regiert, Ihre Unterthanen so bei Frieden erhalten und der Religion so viel Zuwachs gegeben,

daß nichts natürlicher ist, als zu glauben: Sie haben sich in einer Sache, die Sie so nahe berührt, zu dieser neuen Maaßregel nur deshalb entschlossen, weil sie den Dienst Gottes und die Wohlfahrt Ihres Volkes zum Gegenstande hatte. Inzwischen kann diese Stadt nicht anders, als den lebhaftesten Schmerz über die Ursachen empfinden, die Ewr. Majestät diesen neuen Kummer gemacht haben; sie kann nur mit gerührtem Herzen daran denken, daß sie einen König und Suverän besitzt, welcher gerecht und dem allgemeinen Wohl des Königreiches ergeben genug ist, um dasselbe überall vorzuziehen und selbst die zärtliche Zuneigung für den eigenen Sohn darüber zu vergessen. Ein so auffallender Beweis von Liebe muß die Unterthanen Ewr. Majestät verpflichten, Ihnen durch Unterwerfung und Treue Erkenntlichkeit zu beweisen; und diese Stadt, welche sich zu allen Zeiten durch ihren Eifer ausgezeichnet hat, muß in diesem Augenblick eine noch größere Probe davon ablegen, indem sie sich bemühet, allem zu gehorchen, was Ew. Majestät ihr zu befehlen geruhen werden. Gott erhalte die katholische und königliche Person Ewr. Majestät. Im Municipal-Rath von Murcia, den 16. Feb. 1568."

Der Pabst Pius der Fünfte und alle übrigen Suveräne, an welche Philipp der Zweite geschrieben hatte, antworteten mit Verwendungen für seinen Sohn; sie meinten, es lasse sich hoffen, daß ein so auffallendes Ereigniß ein Zügel für den Prinzen seyn, und ihn zur Veränderung seines Betragens bestimmen werde. Am dringendsten war Maximilian der Zweite; ganz natürlich,

weil er seine Tochter mit Don Carlos zu vermählen wünschte. Er schrieb nicht bloß, sondern sandte auch den Erzherzog Karl nach Madrid. Doch Philipp blieb unbeugsam bei seinem einmal gefaßten Entschluß. Nicht genug, daß er den Prinzen noch immer gefangen hielt, äußerte er sogar die Absicht, seine Gefangenschaft zu verlängern. Den 2. März unterzeichnete er einen königlichen Befehl, die Behandlung des Don Carlos in seinem Gefängnisse betreffend. Die Vollziehung desselben übertrug er dem Ruy Gomez de Sylva, Prinzen von Eboli, welchen er zu seinem General-Lieutenant in allem, was den Prinzen betraf, bestellte. Der Secretär Hoyo las diesen Befehl allen bei dem Prinzen Angestellten vor, und jeder mußte schwören, ihm Folge zu leisten in allem, was er enthielt.

Es ist oben bemerkt worden, daß Philipp Anstalten zu einem förmlichen Proceß gegen seinen Sohn getroffen. Als das Zeugenverhör durch Pedro del Hoyo vollendet war, setzte der König eine Special-Commission zur Entscheidung der großen Angelegenheit nieder. Sie bestand aus dem Cardinal Diego Espinosa, Bischof von Siguenza, Staatsrath, Groß-Inquisitor und Präsidenten des Raths von Castilien; aus Ruy Gomez de Sylva, Prinzen von Eboli, Herzog von Francavilla und Pastrana, Grafen von Melito, Staatsrath und Ober-Kammerherrn des Königs; und aus Don Diego de Briviesca de Muñatones, Rath von Castilien, so wie auch Mitglied des geheimen Raths des Königs. Den Vorsitz führte Philipp selbst; und da er dem Verfahren den Anstrich eines Processes wegen Majestäts-Verbrechen geben

wollte, so ließ er aus den königlichen Archiven von Barcellona die Acten des Processes holen, welchen Johann der Zweite, König von Aragon und Navarra, gegen seinen ältesten Sohn, Prinzen von Viana und Girone, von den Unterthanen bereits als Nachfolger anerkannt, anhängig gemacht hatte. Des besseren Verständnisses wegen wurde dieser Proceß aus dem Catalonischen in das Spanische übersetzt.

Die Verordnung des Königs, die Gefangenschaft des Don Carlos betreffend, wurde mit so viel Strenge beobachtet, daß, als die Königin und die Prinzessin Juana dem Unglücklichen einen Besuch abstatten wollten, der König seine Erlaubniß versagte. So weit ging sein Mißtrauen gegen alles, was ihn umgab, daß er selbst in einer Art von Gefangenschaft lebte. Er hörte gänzlich auf, die gewohnten Reisen nach Aranguez, dem Pardo und dem Escurial zu machen; und indem er in seinem Zimmer verweilte, konnte er nicht das geringste Geräusch vernehmen, ohne sogleich ans Fenster zu gehen, um die Ursachen und Folgen davon zu erfahren. Fortdauernd fürchtete er einen Aufruhr, und am meisten verdächtig waren ihm die Niederländer und einige andere Personen, die er für Anhänger des Prinzen hielt.

Inzwischen konnte der unglückliche Don Carlos, welcher seine Leidenschaften nie mäßigen gelernt hatte, auch nicht die Mittel finden, sein Elend erträglich zu machen. Unaufhörlich gab er seiner Erbitterung Raum. Er weigerte sich sogar, am Palmsonntage zu beichten, wie sehr dies auch der Familien-Gebrauch seit langer Zeit

war. Sein alter Lehrer, der Bischof von Osma, war am 30sten Julius 1566 gestorben. Der König gab also dem Doctor Suarez von Toledo, seinem ersten Almosenier, den Auftrag, zu ihm zu gehen und ihn zur Theilnahme an dieser Feierlichkeit zu bereden. Indeß Don Carlos, wiewohl er diesen Geistlichen immer mit Auszeichnung behandelt hatte, blieb unbeweglich. Darüber schrieb ihn Suarez am Ostertage (den 18 April) einen langen und beweglichen Brief, worin er ihm klar zu machen suchte, daß er nicht die rechten Mittel brauche, seine Sache zu verbessern, ja, daß er dieselbe nur verschlimmere. Er stellte dem Prinzen vor, daß er weder Freunde noch Anhänger habe, und führte ihm die anstößigen Auftritte zu Gemüth, welche die Zahl seiner Feinde hätten vermehren müssen. „Ew. Hoheit — so schloß der Almosenier sein Schreiben — kann sich leicht vorstellen, was die Leute thun und sagen werden, wenn sie erfahren, daß Sie nicht zur Beichte gehen, und wenn sie noch andere schreckliche Dinge von Ihnen vernehmen. Wirklich sind einige so schrecklich, daß, wenn sie jemand Anderem, als Ewr. Hoheit zur Last fielen, das heil. Officium berechtigt seyn würde, zu untersuchen, wie es um das Christenthum stehe. Ich erkläre endlich mit aller Wahrheit und Treue, daß Ew. Hoheit sich der Gefahr aussetzen, ihren Stand und (was noch weit schlimmer ist) Ihre Seele zu verlieren. Mit dem bittersten Schmerze bin ich genöthigt, Ihnen zu sagen, daß es kein Rettungsmittel mehr giebt, und der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann, ist, daß Sie zurückkehren zu Gott und zu Ihrem Vater, der ihn auf Er-

den vorstellt. Wollen Ew. Hoheit diesem Rathe folgen, so wenden Sie sich an den Präsidenten und an andere tugendhafte Personen, welche nicht ermangeln werden, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und Sie in die rechte Bahn zurückzuführen." Dies Schreiben hatte eben so wenig Erfolg, als alle anderweitigen Versuche, welche gemacht wurden, den Prinzen zum Beichten zu bewegen.

Die Verzweiflung, in welche Don Carlos nicht lange darauf gerieth, war die Ursache, daß er aus seinem Essen und Trinken, so wie aus seinem Schlummer, alle Regelmäßigkeit verbannte. Der Grimm, in welchem er lebte, entzündete sein Blut in einem so hohen Grade, daß das Eiswasser, welches er beständig trank, es nicht mehr abzukühlen vermochte. Um die Trockenheit seiner Haut zu mäßigen, ließ er sich Eis in's Bett legen. Nackt und ohne Fußbekleidung ging er auf den Fliesen seines Gefängnisses, und brachte ganze Nächte in diesem Zustande zu. Im Monat Junius verwarf er alle Nahrung, und genoß elf Tage lang nur Eiswasser, wodurch er sich so abschwächte, daß man glauben konnte, er werde nicht lange mehr leben. Von seinem Zustande unterrichtet, besuchte ihn der König, und sprach ihm einigen Trost zu. Die Wirkung davon war, daß er bei weitem mehr genoß, als sich mit seiner Schwäche vertrug. Es fehlte seinem Magen aber an der zum Verdauen nöthigen Hitze; und hieraus entstand ein bösartiges Fieber, welches mit Ausleerungen der Galle und mit einem gefährlichen Durchfall verbunden war. Der Prinz erhielt den Beistand des Doctors Olivarez, ersten Arztes

des

des Königs; ganz allein kam er zu dem Kranken, und wenn er das Zimmer verlassen hatte, berathschlagte er in Gegenwart des Prinzen von Eboli mit den übrigen Aerzten des Königs.

Die von Don Diego Bribiesca de Muñatones angestellte Untersuchung war im Monat Julius so weit vorgerückt, daß ein summarisches Urtheil Statt finden konnte, ohne den Schuldigen zu hören, oder auch, um einen Procurator des Königs zu ernennen, der, als Fiscal, den Prinzen jener Verbrechen anklagte, die aus der vorbereitenden Instruction hervorgingen. Dem Prinzen wurde keine richterliche Anzeige gemacht; man hatte nur Aussagen von Zeugen, Briefe und andere Papiere. Das Ergebniß von Allem war, daß man den Don Carlos zur Todesstrafe verurtheilen mußte: er war des Verbrechens beleidigter Majestät überwiesen, Einmal, weil er damit umgegangen war, seinen Vater zu ermorden, und dann, weil er die Suveränetät von Flandern hatte usurpiren wollen. Hierüber sowohl, als über die Strafen, welche das Gesetzbuch für Verbrecher dieser Art festsiellt, stattete Muñatones dem Könige Bericht ab. Indeß verfehlte er nicht, den König darauf aufmerksam zu machen, daß besondere Umstände, so wie auch der Stand des Verbrechers, Se. Majestät bestimmen könnten, kraft suveräner Gewalt zu erklären, daß die allgemeinen Gesetze nicht von den ältesten Söhnen der Könige sprächen, weil Diese Gesetzen anderer Art unterworfen wären: Gesetzen, welche mit der Politik, dem Staatsgrunde oder dem öffentlichen Besten in Verbindung ständen. Kurz, Muñatones meinte, der

König könne, zum Besten seiner Unterthanen, die Strafen verwandeln, welche von den allgemeinen Gesetzen verhängt würden.

Der Cardinal Espinosa und der Prinz von Eboli erklärten, daß sie derselben Meinung wären. Philipp der Zweite, der jetzt entscheiden mußte, leiß sich auf folgende Weise vernehmen: „Sein Herz bestimme ihn, der Meinung seiner Räthe zu folgen; doch sein Gewissen erlaube es ihm nicht. Er könne sich nicht vorstellen, daß für Spanien irgend etwas Gutes aus seiner Verzeihung hervorgehen werde; er glaube vielmehr, das größte Unglück, das seinem Königreiche begegnen könne, werde dann eintreten, wenn es von einem Monarchen ohne Einsicht, ohne Talent, ohne Beurtheilung, ohne Tugend regiert würde, von einem Monarchen voll Laster und Leidenschaften, die ihn jähzornig und blutdürstig machten. Alle diese Betrachtungen zwängen ihn, trotz der Liebe für seinen Sohn, und trotz den zerreißenden Gefühlen, die ein so fürchterliches Opfer ihm verursache, dem Verfahren gegen den Prinzen, in der von den Gesetzen vorgeschriebenen Form, freien Lauf zu lassen. Indem er aber bedächte, daß die Gesundheit seines Sohnes durch unregelmäßige Lebensart bereits so zerrüttet sey, daß man die Hoffnung, ihn zu retten, aufgeben müsse, glaube er, es werde zur Verminderung seiner letzten Leiden dienen, wenn man ihn nicht verhindere, so viel zu essen und zu trinken, als er wolle; denn bei der Verwirrung seines Kopfes müsse er Ausschweifungen begehen, die ihn schnell in's Grab stürzten. Das Einzige, was ihn (den König) noch härmte, wäre,

wie man seinen Sohn von der Unvermeidlichkeit seines Todes, folglich von der Nothwendigkeit der Beichte zur Sicherung seines ewigen Heils, überzeugen wollte; denn hierauf beruhe der stärkste Beweis von Liebe, den er seinem Sohne und dem spanischen Volke geben könne *).

Die Actenstücke des Processes schweigen von diesem Entschlusse des Königs. Eine förmlich unterzeichnete Sentenz hat man darin nicht gefunden; nicht einmal eine

*) So fern Philipp der Zweite solche Gesinnungen wirklich ausgesprochen hat, liegt in dem Schicksal des Don Carlos der Stoff zu einer unendlich edleren Tragödie, als Schiller, Alfieri und Andere daraus gemacht haben. Denn was verhindert nun, den König von Spanien in Eine Klasse zu setzen mit jenem Brutus, der seine Söhne hinrichten läßt, um Rom von der Tyrannei der Tarquinier frei zu erhalten? Ueberhaupt dürfte es Zeit seyn, die Tragödie von dem demokratischen Geiste zu befreien, welchem sie in Griechenland ihren ersten Ursprung verdankte, und welcher ihr seitdem immer eigen geblieben ist. Tragödien, von Fürsten und Staatsmännern geschrieben, müßten einen ganz anderen Charakter annehmen, als diejenigen, die man jetzt dafür ausgiebt: Produkte, welche nur dadurch eine Wirkung hervorbringen, daß die menschliche Natur gemißhandelt wird. Philipp der Zweite, so wie er auf der Bühne erscheint — was ist er? Weder König, noch Vater, noch Mensch, sondern ein sittliches Zerrbild, wie die Einbildungskraft es gerade schaffen mag, um den Helden eines Stücks in dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. Und an das wirkliche Daseyn solcher Zerrbilder sollen wir glauben, weil das Vermögen des Dichters nicht ausreichte, eine menschliche Nothwendigkeit in die Begebenheit zu bringen, die den Stoff zu seinem Trauerspiele gab!

Das Merkwürdigste an Philipp ist, wie sein starrer Glaube an die Lehren der römisch-katholischen Kirche seine Grundsätze und seine Gefühle bestimmt.

Anmerk. des Herausg.

niedergeschriebene: man stößt nur auf eine kleine Bemerkung des Secretärs Pedro del Hoyo, worin er sagt: „die Procedur sey bis zu diesem Punkt gediehen gewesen, als der Prinz an seiner Krankheit gestorben, weshalb man kein Urtheil abgefaßt habe.“ Aber der Beweis der Thatsache findet sich in anderen Papieren, welchen die Züge und Anekdoten des Augenblicks anvertrauet worden sind. Wiewohl nun diese Denkmähler nicht authentisch genannt werden können, so verdienen sie doch allen Glauben, theils weil sie von Personen herrühren, welche im Palaste des Königs angestellt waren, theils weil sie genau mit Dem übereinstimmen, was einige Schriftsteller zu verstehen gegeben haben.

Als der Cardinal Espinosa und der Prinz von Eboli die mündliche Sentenz des Königs vernommen hatten, glaubten sie die wahren Absichten desselben dadurch am besten zu erfüllen, daß sie den Tod des Don Carlos beförderten. Der Arzt sollte den Prinzen über seinen Zustand aufklären, ohne irgend etwas hinzuzufügen, was ihm Aufschluß geben könnte über den Unwillen des Königs, und über die Procedur, welche seine Verhaftung bewirkt hatte. Zugleich sollte der Arzt ihn geneigt machen, Ermahnungen anzuhören, welche sich auf sein Seelenheil bezögen; denn auf diesem Wege hoffte man ihn dahin zu bringen, daß er beichtete und sich zum Tode vorbereitete. Der Prinz von Eboli hatte eine Unterredung mit dem Doctor Olivarez, und sprach in dem wichtigen und geheimnißvollen Tone, den Personen, die in der Politik der Höfe bewandert sind, anzuwenden wissen, so oft die Absichten des Suveräns

oder ihre eigenen Entwürfe es erfordern. In dieser Kunst war Ruy Gomez de Sylva Meister, laut dem Urtheil des Antonio Perez, der, als Staats-Secretär und Freund des Prinzen von Eboli, von allem, was vorging, unterrichtet war. Es giebt in einem von seinen Briefen zu verstehen, daß nach dem Tode des Prinzen von Eboli nur Er (Antonio Perez) in diese Geheimnisse eingeweihet seyn dürfte *).

Der Doctor Olivarez merkte leicht, daß die Vollziehung des vom Könige ausgesprochenen Todesurtheils ihm übertragen wurde, daß man dieselbe auf eine für die Ehre des Prinzen unnachtheilige Weise bewirkt haben wollte, und daß es das Ansehn haben sollte, als sey der Tod des Prinzen herbeigeführt durch die letzte Periode der Krankheit. Er suchte sich gegen den Prinzen von Eboli dahin zu erklären, daß er seine Absicht vollkommen verstanden habe und daß er dieselbe als einen Befehl des Königs betrachte, dessen Vollziehung ihm anvertrauet werde.

Den 20ten Julius verordnete der Doctor Olivarez ein Arzneimittel, welches Don Carlos nahm. Die

*) Ich habe die Denkwürdigkeiten des Staats-Secretärs Antonio Perez nicht bei der Hand, um das nachlesen zu können, was er über den Tod des Don Carlos sagt. Irre ich aber nicht sehr, so giebt er nicht undeutlich zu verstehen, daß Don Carlos durch Gift hingerichtet worden sey. Ueberhaupt sind die Relaciones des Antonio Perez kein Ehrendenkmahl für den Hof Philipps des Zweiten; nur darf man nicht vergessen, daß dieser Staats-Secretär, als er seine Geschichte aufsetzte, mit dem Könige zerfallen war und in Frankreich lebte.

Anmerk. des Herausg.

beinahe allgemeine Voraussetzung ist, daß es Gift gewesen sey. Selbst Schriftsteller, wie Cabrera, van der Hamen und Strada geben dies nicht undeutlich zu verstehen; und durch das Manifest des Prinzen von Oranien gegen Philipp den Zweiten ist die Vergiftung des Don Carlos zu einem Gegenstand des Volksglaubens geworden. Indeß die Rechte der Wahrheit verjähren nicht; sie kommt früher oder später an den Tag. Nach zweihundert und funfzig Jahren entdecken wir so viele einzelne Thatsachen über diese Begebenheit, daß aus ihrer Vereinigung die Ueberzeugung entsteht, Don Carlos sey eines natürlichen Todes gestorben, sogar in seinem eigenen Gefühl *).

---

*) Wir haben, um dem Leser die lange Weile zu ersparen, hier alles weggelassen, wodurch der Verfasser die Meinung zu schwächen sucht, daß Don Carlos Gift erhalten habe. Wir selbst glauben dies nicht; doch glauben wir es aus ganz anderen Gründen nicht, als Llorente. Die Krankheit des unglücklichen Prinzen war von einer solchen Beschaffenheit, daß man sie nur ihrem Laufe zu überlassen brauchte, damit sie tödtlich würde. Gab also Olivarez nur nicht das rechte Heilmittel, so beschleunigte er den Tod immer, auch wenn er kein Gift verordnet hatte. Und was ist denn Gift? Ist es denn nicht auch Arzneimittel, und kommt dabei nicht alles auf die Dosis an, welche gegeben und genommen wird? Die ganze Sache scheint uns höchst gleichgültig zu seyn, da Don Carlos einmal sterben sollte, und es wünschenswerth wurde, daß die Natur selbst einer förmlichen Hinrichtung zuvorkam. Olivarez, so scheint es uns, würde ein sehr ungeschickter Arzt gewesen seyn, wenn er Gift als Förderungsmittel des Todes gebraucht hätte. Daß er es nicht gethan hat, geht auch daraus hervor, daß Don Carlos noch zwei Tage lebte, nachdem er die von dem Arzte verordnete Medicin genommen hatte. Uebrigens war im sechzehnten Jahrhundert nichts gewöhnlicher, als Hinrichtungen durch Gift.

Anmerk. des Herausg.

Durch Olivarez von der Unheilbarkeit seiner Krankheit und von seinem nahen Tode unterrichtet, ließ denn Don Carlos seinen gewöhnlichen Beichtvater, den Bruder Diego de Chaves, rufen. Sein Befehl wurde den 21. Jul. erfüllt. Der Prinz trug diesem Mönch auf, seinen Vater in seinem Namen um Verzeihung zu bitten, und dieser ließ ihm zurücksagen: er verzeihe ihm von ganzem Herzen, gebe ihm seinen Segen, und hoffe, daß er durch aufrichtige Reue auch Vergebung bei Gott finden werde. An demselben Tage nahm er mit größter Andacht das Abendmahl und die letzte Oehlung; auch dictirte er, mit Genehmigung des Königs, ein Testament, welches von Martin de Gaztelu, seinem Secretär, niedergeschrieben wurde. Der 22ste und 23ste verstrichen im Todeskampf; und in diesem Zustande hörte er die Ermahnungen des Bruders Diego de Chaves und des Doctors Suarez von Toledo ruhig an. Die Minister schlugen dem Könige vor, seinen Sohn zu besuchen und ihm seinen Segen zum zweiten Male in eigener Person zu geben; sie meinten, dies werde zum vollen Troste des Sterbenden gereichen. Philipp der Zweite zog die beiden eben genannten Geistlichen zu Rathe; und als diese äußerten, Don Carlos sey in einer so guten Stimmung, daß man befürchten müsse, der Anblick seines Vaters könnte ihn in seinen Ideen stören: so ließ sich der König einen Augenblick dadurch zurückhalten. Als er aber in der Nacht vom 23. auf den 24. erfuhr, daß sein Sohn in den letzten Zügen liege, begab er sich in dessen Zimmer; und indem er seinen Arm zwischen den Schultern des Prinzen von Eboli

und des Großpriors ausstreckte, gab er ihm zum zweiten Male seinen Segen, ohne bemerkt zu werden. Als dies geschehen war, ging er weinend zurück. Bald darauf erfolgte der Tod des Don Carlos, welcher den 24. Jul., Morgens um 4 Uhr am Vorabend des Festes des heil. Jacob, Schutzherrn von Spanien, starb.

Es geschah nichts, um den Tod dieses Prinzen zu verheimlichen; man bestattete ihn vielmehr mit dem seinem Range gebührenden Pomp in der Kirche des Nonnen-Klosters St. Dominico el Real von Madrid; nur wurde keine Leichenrede gehalten. Philipp der Zweite machte den Tod des Don Carlos allen Personen und Körperschaften bekannt, denen er seine Verhaftung angezeigt hatte. In einem Schreiben des Staats-Secretärs Francisco de Eraso an Don Diego de Zuñiga, Corregidor von Toledo, ist die Rede von dem Anfang und den Fortschritten der Krankheit des Don Carlos, so wie von seiner Ergebung und Frömmigkeit an den drei letzten Tagens seines Lebens. Die Stadt Madrid feierte den 14ten August die Obsequien, und die Predigt wurde von Juan de Tobar gehalten, d. h. von demselben Prior des Dominicaner-Klosters von Atocha, der, wie ich erzählt habe, den Prinzen in der Nacht vom 27. Dec. betrog, um zu erfahren, wen er tödten wollte. In demselben Jahre druckte man einen ausführlichen Bericht von der Krankheit, dem Tode und der Leichenbestattung des Prinzen. Die Municipalität von Madrid ließ ihn abfassen durch Juan Lopez del Hoyo, Professor der lateinischen Sprache in der Hauptstadt.

Spanien beweinte den Tod des Don Carlos nicht

bloß wegen der Leiden, welche demselben vorangegangen waren, sondern auch, weil es dem Könige an männlichen Erben fehlte. Don Carlos war nämlich die einzige Frucht seiner ersten Ehe mit Maria von Portugal. Aus seiner zweiten Ehe mit Maria von England hatte der König keine Kinder, und die dritte Ehe mit Isabella von Frankreich gewährte ihm nur zwei Töchter, nämlich Isabella Clara Eugenia, geboren den 12ten Aug. 1566, und Catharina, geboren den 10. Oct. 1567. Alle Hoffnungen stützten sich auf die dritte Schwangerschaft der Königin, welche um eben die Zeit angekündigt wurde, wo Don Carlos starb; aber die Erwartung des Volks wurde betrogen, indem die tugendhafte Isabella den 23. Oct. desselben Jahres an einer allzufrühen Niederkunft starb.

Dies Unglück und die schlechte Meinung, welche Europa von Philipp dem Zweiten hegte, gab Veranlassung zu der, erst von dem Prinzen von Oranien, dann aber auch von vielen Anderen gemachten Beschuldigung, daß Philipp den Tod der Königin veranstaltet habe. In Frankreich hatte man Beweise vom Gegentheil; denn Karl der Neunte schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Madrid, um dem Könige sein Beileid zu bezeigen. Der Monarch selbst war untröstlich, als er sich ohne männliche Erben sah. Juan Lopez del Hoyo, dessen ich oben erwähnt habe, machte im Jahre 1569 einen treuen Bericht von der Krankheit und dem Tode der Königin Isabella bekannt, und einzelne von ihm angeführte Umstände passen durchaus nicht zu dem Gifte, woran sie gestorben seyn soll. Gewiß ist, daß der Prinz

von Oranien sich von Haß und Rachsucht hat fortreißen lassen: man kann an die Wirklichkeit eines Verbrechens nicht glauben, wenn man weder Zweck noch Beweggrund dabei absieht; und man weiß, daß Philipp Ursache hatte, die Folgen der Niederkunft seiner Gemahlin abzuwarten. Die übrigen Schriftsteller haben das Verbrechen als begangen vorausgesetzt und dann die Ursachen desselben zu entdecken gesucht; und so hat es nicht an Roman-Schreibern gefehlt, welche dieselben in dem vorgeblichen Liebeshandel des Don Carlos zu finden glaubten. Vorausgesetzt, daß es damit seine Richtigkeit hatte, so fehlt es doch nicht an historischen Beweisen, daß dieser Liebeshandel erst nach seiner Rückkehr von Alcala hätte anheben können. Um diese Zeit aber wünschte Don Carlos aufs Heftigste, Anna von Oesterreich, seine Muhme, zu heirathen. Diese Prinzessin wurde in der Folge die vierte Gemahlin Philipps des Zweiten und Mutter Philipps des Dritten, seines Nachfolgers. Es scheint also, als habe das Schicksal gewollt, daß dieser Monarch alle seinem unglücklichen Sohne bestimmten Prinzessinnen heirathen sollte.

Um ein Andenken von der Gerechtigkeit, womit die Angelegenheit des Don Carlos behandelt war, zu bewahren, ließ Philipp der Zweite alle Acten-Stücke des Processes, so wie auch das Original und die Uebersetzung von demjenigen, der dem Prinzen von Viana und Girone gemacht worden war, vereinigen und aufheben. Es ist bekannt, daß Don Francisco de Mora, Marquis von Castel Rodrigo, und Vertrauter des Königs, nach dem Tode des Ruy Gomez de Sylva, im

Jahre 1592 diese drei Sammlungen in einen grünen Koffer that, welchen der König, nachdem er ihn verschlossen, in den königlichen Archiven von Simancas niederlegen ließ. Hier muß er sich noch jetzt befinden, wenn er nicht, wie das Gerücht in Spanien hat verbreiten wollen, auf Befehl des Kaisers Napoleon nach Paris gebracht worden ist.

Summum jus, summa injuria.

Der Geh. Justiz-Rath Herr F. A. F. von Grevenitz hat unter dem Titel: Der Bauer in Polen, ein Büchlein herausgegeben, das für den gefühlvollen Leser eben so anziehend ist, als für denjenigen, der die Ursachen erfahren möchte, wodurch die Schicksale der Polen bisher bestimmt worden sind.

Wir geben hier einen Auszug aus diesem Büchlein.

Nicht zu allen Zeiten war das Loos des polnischen Bauers so traurig, wie es in den beiden letzten Jahrhunderten geworden ist.

Zwar gab es, so weit die Geschichte reicht, einen Unterschied zwischen dem eingewanderten deutschen Bauer, der den Acker unter selbstgewählten Bedingungen bestellte, und nur zinsete, nicht frohnte, und zwischen dem polnischen Bauer, vorzüglich dem auf den Gütern des Adels und der Geistlichkeit lebenden; doch selbst für den letzteren waren die Bedingungen seines Daseyns in früheren Zeiten weit minder hart, als sie es in den letzten Jahrhunderten geworden sind.

Dem Adel stand im 13ten Jahrhunderte nicht einmal Gerichtsbarkeit über seine eigenen Leute zu, und durch oberherzogliche Castellaneien erhielt der Bauer Schutz und Rechtspflege, welche von dem Throne selbst ausgingen. Als Lech der Schwarze im Jahr 1286 dem Kloster Tynie eine große Güterschenkung machte, behielt er sich die Rechtspflege in allen Streitigkeiten über Grundeigenthum vor, und verordnete, daß die Leute nicht anders vorgeladen werden sollten, als im Namen des Oberherzogs.

Das gegenwärtige Verhältniß des Unterthanen zu dem Gutsbesitzer, Edelmann genannt, nahm seinen Anfang, als die Fürsten einzelnen Edelleuten, zur Belohnung für deren Verdienste entweder um's Vaterland oder um ihre Person, die Gerichtsbarkeit über ihre

Bauern verliehen. So gab Boleslaus, genannt der Schamhafte, dem Grafen Clemens von Ruszczyn, Woiwoden von Krakau, einen erblichen Freibrief, Recht zu sprechen zwischen seinen Leuten nach dem Gesetz und in Form des oberherzoglichen Gerichtshofes.

Da dieser Freibrief vom Jahr 1252 ist, Kasimir der Große in seinem Statut vom Jahre 1347 aber verordnet: „daß beim kinderlosen Ableben eines Bauers dessen unbewegliches und bewegliches Eigenthum ohne irgend eine Erschwerniß den nächsten Verwandten anheim fallen soll:" so geht daraus hervor, daß im vierzehnten Jahrhunderte die Gutsbesitzer sich noch nicht einfallen ließen, die Scholle des Bauers für die ihrige auszugeben.

Noch im Jahre 1420 schrieb ein Statut Vladislaus Jagello's vor: „daß, wenn ein Bauer den Hof widerrechtlich (absque culpa domini) verlassen sollte, derselbe oberrichterlich drei-, nach Umständen sogar viermal zur Rückkehr in sein Eigenthum aufgerufen werden solle; und erst wenn er hierauf ausbliebe, sollte der Gutsherr ermächtigt seyn, den Hof an einen Anderen auszuthun."

Ein Gesetz von Johann Albert, im Jahr 1496 gegeben, beschränkt den Luxus des Bauers, und verordnet, daß kein Bürger den Gerichtsstand des Bauers vorbeigehen, sondern die Schuld bei den Gerichten des Erbherrn in Form Rechtens einklagen soll: ein Gesetz, welches bei noch unbestrittenem Eigenthum die zunehmende Abhängigkeit des Bauers von dem Gutsherrn beweiset.

Die Frohnen des polnischen Bauers waren einen langen Zeitraum hindurch sehr erträglich; noch im Jahre 1520 wurde auf einen in Thorn versammelten Reichstage fest gesetzt: daß alle und jede Kmethonen (dienstpflichtige Bauern) sowohl auf den königlichen Domänen, als auf adeligen und geistlichen Gütern, welche bis dahin wöchentlich nicht Einen Spanntag geleistet von jedem Lahn (Hufe) wöchentlich einen Spanntag zu dienen verpflichtet seyn sollten, Die ausgenommen, welche, nach Verhältniß des größeren Umfanges ihrer Ländereien, mehr als Einen Spanntag gethan hätten."

Persönlich frei war nur der Bauer des deutschen Rechts; der Bauer des polnischen Rechts hingegen durfte

Haus und Hof ohne Willen des Herrn nicht verlassen. Es gab also nicht sowohl Leibeigenschaft in Polen, als vielmehr Schollenpflichtigkeit, die aus dem Arbeitsbedürfnisse des herrschaftlichen Gutes entsprang. Diese Schollenpflichtigkeit erstreckte sich zwar auch auf die Kinder des Bauers, doch mit mancherlei Beschränkungen, vermöge deren die Freizügigkeit nicht bloß erlaubt, sondern zum Theil sogar geboten war. Gänzlich unbeschränkt waren die Heirathen der Töchter, und von mehreren Söhnen konnte der Vater wenigstens Einen zum auswärtigen Dienst oder für Wissenschaften und Künste bestimmen. Eigenthum an Haus, Hof und Feld, menschlich begränzte Schollenpflichtigkeit und billig ausgemessene Dienstleistungen, so wie mäßige öffentliche und geistliche Belastung, waren also, einen langen Zeitraum hindurch, das Loos des polnischen Bauers.

Sehr merkwürdig ist die Art und Weise, wie der polnische Bauer seine Rechte eingebüßt hat und das Werkzeug der Willkühr geworden ist.

Die Epoche seines Elends beginnt mit dem Jahre 1572; und da dies Jahr die Epoche des Umsturzes der erblichen Thronfolge ist, so darf man sagen: mit dem Untergang der erblichen Königswürde in Polen habe das Schicksal begonnen, welches seit etwa dritthalb Jahrhunderten über dieses Land gekommen ist.

Wer möchte die ungemeinen Fähigkeiten bestreiten, welche sich in dem Polen finden! Aber diese Fähigkeiten haben zuletzt doch nur dazu gedient, die Möglichkeit, ein in Einheit und Kraft gehaltenes Volk zu werden, immer weiter zu entfernen, bis es zu einer Theilung kam.

Und wie hat sich dies gemacht?

Nie ist eins von den, die Freiheit und das Eigenthum beschützenden, Gesetzen in Beziehung auf den Bauernstand zurückgenommen worden; dagegen hat man es zu einem Verfassungs-Grundsatz erhoben: „daß dem Bauer vor keinem weltlichen Gericht irgend ein rechtliches Gehör zu Theil werden solle, seine Klage betreffe Güter, Ehre oder Leben."

Hierin liegt die Barbarei der polnischen Acker-Aristokratie; und wenn man nicht leugnen kann, daß auf diesem Gesetz alle ihre Vorzüge beruhen, so muß man auf der andern Seite eingestehen, daß die Urheber dieser Gesetze

sich, durch ihre Verblendung gegen alles Recht, der Mittel beraubt haben, ein gesichertes Daseyn zu genießen. Es wird und muß eine Zeit kommen, wo man über die letzten Theilungen Polens anders urtheilen wird, als es bisher geschehen ist; und wird man dies können, ohne die lautesten Klagen gegen Polens Aristokratie zu erheben? wird man ihr nicht den Vorwurf machen müssen, Königthum und Volksthum gleich sehr vernichtet zu haben?

Jenes Grundgesetz entstand nicht plötzlich; es war das langsame Ergebniß der immer heftiger um sich greifenden Aristokratie. Schon Kasimir der Große soll einem über erlittene Mißhandlungen jammernden Bauer den Rath gegeben haben, sich durch Feuerstahl und Stein gegen den ungerechten Herrn Recht zu verschaffen. Alexander sah sich genöthigt, den Ständen zu versprechen, daß er dem Bauer gegen seinen Herrn keine Geleitsbriefe ausfertigen lassen wolle; doch wurde damals (1505) noch hinzugefügt, daß dem Bauer, wie jedem Andern, richterlicher Schutz werden sollte. Es war Sigismund der Erste, welcher kurz vor Ende seiner Regierung, 1513, unbedingt das Gelübde ablegen mußte, niemals Schutz- und Geleitsbriefe gegen Adelige ausreichen zu lassen; und dieses Gelübde wurde in der Wahlverfassungs-Urkunde Sigismunds des Dritten von 1588 wiederholt. „Von hier ab,“ sagt Herr von Grevenitz, „verstummt die polnische Gesetzgebung über den Bauer; er war der ungezügelten Willkür überliefert, mit seinen Lebensfreuden auf das Heil in einer besseren Welt und auf die Traumbilder beschränkt, die ihm der Genuß berauschender Getränke in dieser Welt zuführte.“ Selbst die Umwälzungen, welche mit dem Jahre 1791 für Polen eintraten, brachten keine Rettung; Preussen ging allzu schonend, Frankreich nur listig zu Werke, und so blieb die Lage des polnischen Bauers im Wesentlichen unverändert.

Höchst wichtig ist das Ergebniß der von dem Herrn von Grevenitz angestellten Untersuchung. Wir geben dasselbe mit den eigenen Worten des Verfassers an. „Wahr ist, sagt er, daß seit zwei Jahrhunderten von Eigenthums- oder von anderen erblichen Rechten des Bauers in Polen nirgends mehr die Rede gewesen ist,

und daß die Belastung lediglich von der Willkür des Herrn abgehangen hat; streng erweislich aber ist auch, daß in jenen zwei Jahrhunderten dem Bauer jedes rechtliche Gehör bei jedem weltlichen Gerichtshofe gegen seinen Herrn ist versagt worden; und eine in allen Gesetzbüchern anerkannte Wahrheit ist: daß gegen Den, der nicht klagen kann, keine Verjährung anfängt, keine Rechte erworben werden."

In diesem wichtigen Ergebniß wäre demnach die Rettung für jene unglückliche Classe gegeben, die mitten im aufgeklärten Europa nie erfährt, was Gesetz ist, und, in einem endlosen Kampfe mit der Willkür, des Menschen höchstes Vorrecht, sich durch die Vernunft zu bestimmen und in der freien Achtung vor dem Rechte Anderer sich selbst Zweck zu seyn, entbehrt. Es wird allerdings nicht wenig Mühe kosten, einen mehr als zweihundertjährigen Callus zu sprengen, um dem polnischen Adel die Ueberzeugung einzuimpfen, daß sein höchstes Recht nichts weiter ist, als das vollkommenste Unrecht, und daß eine Aristokratie, die sich auf Rechtlosigkeit stützet, kein Fundament hat. Aber sollen Polen, oder dessen ehemalige Bestandtheile, jemals mit den übrigen Staaten Europa's in irgend ein Gleichgewicht treten: so muß der Anfang mit einer Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse gemacht werden; wo nicht, so setzt man sich der Gefahr einer fortdauernden Unruhe aus. Die Sache einer einsichtsvollen Regierung ist es, die besten Mittel für diesen Endzweck zu erdenken; und da in dem bisherigen Verhältniß der Unterthanen zu der Herrschaft in Polen alles auf Mißverstand, Vorurtheil und verkanntem Vortheil beruhet: so ist so gar zu glauben, daß die Bekehrung etwas sey, woran man nicht verzweifeln dürfe.

Verbesserungen im vierten Heft.

Seite 509 Zeile 4 von unten lies, statt: 1558, 1559; und Zeile 1 von unten, statt: April, November.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Von den Umwälzungen, welche das oströmische Reich und Persien am Schlusse des sechsten und im Anfange des siebenten Jahrhunderts erfahren.

Die Eroberung Italiens durch die Longobarden stand in dem innigsten Zusammenhange mit Begebenheiten, von welchen diese Barbaren nicht das Mindeste ahneten; und diese Begebenheiten sind um so merkwürdiger, weil sie den Grund zu einer Umwälzung legten, die im achten Jahrhunderte die ganze europäische Welt zu verändern und, mit dem Christenthum, den germanischen Geist zu verdrängen drohete.

Vier Jahre vor Justinians Tode wurde, nach einem zwanzigjährigen Kriege, dessen Hauptgegenstand die Suveränetät von Colchis gewesen war, zwischen dem oströmischen Reiche und Persien ein Friedensvertrag geschlossen, der funfzig Jahre dauern sollte. Die Gränzen

beider Reiche blieben unverändert; Chosroës Nuschirvan leistete Verzicht auf die Souveränetät von Colchis, und erhielt dafür ein Jahrgehalt von dreißigtausend Goldstükken; freie Religionsübung und freier Handel, von beiden Seiten bedungen, wurden auf die Verbündeten des römischen Imperators und des großen Königs ausgedehnt; der Vertrag selbst wurde in griechischer und persischer Sprache aufgesetzt, und durch die Siegel von zwölf Dolmetschern bestätigt.

Es war unstreitig die Absicht der beiden Monarchen, den Rest ihres Lebens in Frieden hinzubringen; doch die großen Erinnerungen, welche zwischen Griechen und Persern in der Mitte standen, vermochten mehr, als Vorsätze und Verträge. Wenn jene nicht vergessen konnten, was einem Alexander gelungen war, so waren diese eben so unfähig, nicht zu gedenken, daß die Herrschaft des älteren Cyrus sich bis an den Hellespont erstreckt hatte; denn große Anstrengungen, die der Erfolg gekrönt hat, drücken sich der Erinnerung so tief ein, daß sie selbst zur Wiederholung Bereitwilligkeit geben.

Nach der Angabe der Morgenländer erstreckte sich die Herrschaft Nuschirvans von Ferganah in Transoxiana bis nach Yemen oder dem glücklichen Arabien; er unterjochte die Empörer von Hyrkanien, brachte die Provinzen Cabul und Jablestan an den Ufern des Indus unter seine Botmäßigkeit, brach die Macht der Euthaliten, und beendigte den türkischen Krieg durch einen ehrenvollen Frieden, in Folge dessen er eine von den Töchtern des großen Chan unter die Zahl seiner rechtmä-

ßigen Frauen aufnahm. Siegreich und geachtet von den Fürsten Asiens, gab er in seinem Palast zu Ktesiphon den Abgesandten aller Reiche Gehör; ihre Geschenke oder Tribute — Waffen, reiche Kleider, Edelsteine, Sklaven und Gewürze — wurden am Fuße des Thrones demüthig überreicht; und zu den vielen Fürsten, die sich um seine Freundschaft bewarben, gehörte auch der König von Indien.

Wie groß aber auch Nuschirvans Reich seyn mochte, so wünschte er doch, es durch die Eroberung von Yemen zu vergrößern; und die Aufforderung dazu lag unstreitig in den Schicksalen, welche dies den Eroberern Asiens, wo nicht unbekannte, doch sehr lange von ihnen verschonte Land seit etwa funfzig Jahren gehabt hatte. Von diesen Schicksalen muß zunächst die Rede seyn.

Yemen oder das glückliche Arabien, durch eine große Wüste von dem übrigen Asien getrennt, ward von den Homeriten regiert, als es zu Anfang des sechsten Jahrhunderts den Juden gelang, einen Fürsten von dem homeritischen Stamme für sich zu gewinnen, daß er ihren Glauben annahm und sich zu einer Verfolgung der Christen entschloß, die sich seit etwa drei Jahrhunderten in Yemen niedergelassen hatten und als Kaufleute den Juden vielleicht einigen Abbruch thaten. Es wurden einige römische Kaufleute gemißhandelt, und mehrere Christen von Nagran erwarben in der Verfolgung die Martyrer-Krone. Dies würde indeß ohne allen Erfolg geblieben seyn, wenn nicht das Christenthum sich seit Constantins des Großen Zeiten nach Aethiopien verbreitet gehabt hätte

Unter den Königen Abreha und Azbeha — etwa um das Jahr 330 — landete ein Kaufmann aus Tyrus mit zwei Söhnen Frumentius und Adesius. Sie wurden Anfangs zu Gefangenen gemacht; da sie aber das Glück hatten, den Königen bekannt zu werden, so erhielten sie, um ihrer Talente willen, leicht die Freiheit, und ihre Geschicklichkeit im Schreiben brachte sie bald an die Spitze des Archivs und des Rechnungswesens. Das Vertrauen, welches sie sich unter den beiden Königen, und während der Minderjährigkeit ihres Nachfolgers, erwarben, war so groß, daß man um ihrentwillen das Christenthum, zu welchem sie sich bekannten, zu schätzen begann. Sobald sie dies bemerkt hatten, begab sich Frumentius nach Alexandrien, um sich daselbst von dem Patriarchen Athanasius zum Bischof weihen zu lassen; und kaum war dies geschehen, so wurde nach seiner Rückkehr nichts unterlassen, was zur schnellen Verbreitung des Christenthums beitragen konnte. Von aegyptischen Priestern und Mönchen unterstützt, ward Frumentius in kurzer Zeit der Bekehrer des ganzen äthiopischen Volkes, und, wie man leicht denken kann, gerade dadurch auch der Gebieter desselben. Die weitere Geschichte dieses großen Unternehmens ist unbekannt; genug, daß nach etwa zwei hundert und funfzig Jahren das ganze Königreich Aethiopien oder Abyssinien bis auf den Stamm Fataschа, welcher dem Mosaismus treu blieb, zum Christenthum bekehrt war, und mit den christlichen Gemeinden anderer Reiche in derjenigen Verbindung stand, welche das christliche Priesterthum allenthalben bildete. Als also die arabische Kirche, von einem

zum Judenthum bekehrten Homeriten verfolgt, bei dem Patriarchen von Alexandrien und bei dem oströmischen Imperator um Schutz und Beistand flehete, bedurfte es nur der Verwendung Beider bei dem Könige von Aethiopien, um ihn zu einem Unternehmen gegen Yemen zu bewegen.

Der Name dises Königs war Caleb oder Al Ezbah. Seine Hauptstadt Axume, gegenwärtig ein Dorf von etwa hundert Wohnungen, war groß und volkreich. Ueber die Bevölkerung des ganzen Königreiches, so wie über den gesellschaftlichen Zustand in demselben, läßt sich wenig sagen; nur daß jene nicht gering gewesen seyn kann, wenn man berechtigt ist, Calebs Heer zum Maaßstabe derselben zu nehmen. Die Aethiopier selbst waren eine Colonie der Araber; Farbe, Gesichtsbildung und Sprache verriethen dies zu einer Zeit, wo jede Erinnerung an ihren Ursprung in ihnen ausgestorben war. Durch das rothe Meer von den Arabern getrennt, standen sie mit ihnen in allen Berührungen, welche die schwache Gewerbfähigkeit südlicher Völker durch den Handel verursacht. Die Könige von Axume leiteten übrigens ihren Ursprung von dem hebräischen Könige Salomo ab, indem sie jene Königin von Saba, von welcher auch in den National-Büchern der Juden die Rede ist, zu ihrer Urmutter machten, sagend, sie sey aus Aethiopien nach Jerusalem gereiset, um die Weisheit Salomo's zu erforschen, und gleich nach ihrer Rückkehr (990 v. Ch.) mit Menilehet oder David niedergekommen, der, von dem Volke „Alhakim" (der Sohn des Weisen) ge-

nannt, der Stammvater aller nachfolgenden Könige geworden sey *).

Auf hundert und drei und zwanzig Schiffen ließ Caleb unter seinem Statthalter Abreha (einem Gliede der königlichen Familie) hundert und zwanzig tausend Mann an der arabischen Küste landen; und dieses Heer war mehr als hinreichend, die Herrschaft der Homeriten zu vernichten und Yemen in kurzer Zeit zu unterjochen. Mekka wurde nicht erobert. Der Sage nach entging der Tempel dieser Stadt nur durch ein Wunder der Zerstörung; das Wahre an der Sache aber war unstreitig, daß man einer Einrichtung schonen mußte, auf welcher nicht bloß der Caravanen-Handel dieser Gegenden, sondern auch die Nationalität der sämmtlichen Araber beruhete, welche in der Kaaba ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt eben so hatten, wie die Juden in dem Tempel zu Jerusalem. Nichts desto weniger nannte der König von Aethiopien seine Eroberung einen Sieg des Evangeliums; und als solcher wurde sie in Constantinopel und Alexandrien gefeiert.

Justinian, welcher um diese Zeit auf dem oströmischen Throne saß, freuete sich nicht wenig über die Unterjochung des glücklichen Arabiens durch die Aethiopier; denn indem er die Verbreitung des Christenthums in Arabien als eine unvermeidliche Folge derselben betrach-

*) Da diese Dynastie noch immer fortdauert, so muß sie für die älteste erklärt werden, welche es giebt. Sie war 340 Jahre verdrängt, nämlich von 960 — 1400 n. Chr.; allein sie kam, obgleich mit vermindertem Glanze, wieder empor.

tete, rechnete er mit Zuversicht auf den Beistand der Bewohner dieses Landes gegen die Feueranbeter, seine Feinde. Er wünschte also dem Könige von Aethiopien Glück zu seinem Siege, und sandte, außer dem Patriarchen, um welchen dieser gebeten hatte, eine förmliche Gesandtschaft an ihn ab, welche auf ein Bündniß antragen mußte. Caleb war demselben nicht abgeneigt; doch ehe er dem oströmischen Imperator gegen die Perser beistehen konnte, mußte er darauf denken, die Araber für sich zu gewinnen. Es zeigte sich indeß nur allzu bald, daß es viel leichter ist, Eroberungen zu machen, als sie zu behaupten. Unzufrieden mit ihrem Schicksal, und abgeneigt von jedem Kriege mit den Persern, wünschten die Araber, ihr Joch wieder abzuschütteln; und mitten unter diesen Bemühungen gelang es einem gewissen Abrahah, einem Sklaven aus Adulis (der Hafenstadt von Aethiopien), das Scepter der Homeriten an sich zu reißen. Justinian, dem es gleichgültig war, wer in Yemen regierte, wofern er nur nicht die Aussicht auf den Beistand der Araber verlor, trug kein Bedenken, sich um die Freundschaft des Usurpators zu bewerben; doch gewann er dadurch nur Versprechungen. Abrahah's Lage war allzu abhängig, als daß sie sich mit großen Anstrengungen vertragen hätte. Seine äthiopischen Soldaten reichten hin, die Bewohner Yemens in Zaum zu halten, aber gegen Perser waren sie nicht zu gebrauchen, und die Folge davon war, daß Abrahah, seine ganze Regierung hindurch, sich nicht aus den Gränzen des glücklichen Arabiens hervorwagte. Welche Fortschritte das Christenthum während dieser Regierung in Ara-

bien machte, läßt sich nicht genau bestimmen; groß konnten sie indeß nicht seyn, weil die Verfassung der Araber im Wesentlichen fortdauerte.

Nimmt man das Jahr 522 als dasjenige an, worin die Aethiopier das glückliche Arabien zuerst eroberten: so dauerte ihre Herrschaft gerade acht und vierzig Jahre. Justinian war seit fünf Jahren gestorben; Abrahah aber regierte noch, als Chosroës Nuschirvan, entweder aus Eroberungssucht, oder weil er die Gefahren, womit Persien durch die Verbreitung des Christenthums bedrohet war, fürchtete, einen Feldzug nach Arabien unternahm, und ihn, wie es scheint, noch im Jahre 570 beendigte. Die Hauptschlacht erfolgte unter den Mauern von Mekka; und da Abrahah in derselben blieb, so wurde es dem Könige von Persien leicht, die Aethiopier über das rothe Meer zurückzujagen und die Homeriten in den Besitz ihrer Herrschaftsrechte zurückzuführen. Unstreitig waren sie die Urheber dieser neuen Umwälzung gewesen. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: Arabien verlor seine Unabhängigkeit, indem die Homeriten zu Statthaltern oder Vasallen des großen Königs wurden, und persische Besatzungen die Treue der Araber sicherten. Die bisherigen Verhältnisse hatten sich umgekehrt: was als Kraft gegen Persien berechnet gewesen war, stand jetzt als Bestandtheil dieser nur allzu furchtbaren Monarchie da. Nur als solcher wurde Arabien von dem Hofe von Constantinopel gefürchtet; denn daß aus diesem neuen Verhältnisse sich eine der furchtbarsten Umwälzungen entwickeln würde, ließ sich schwerlich ahnen. Muhamed, welcher der Anfangspunkt die-

ser Umwälzung werden sollte, wurde erst 571, folglich ein Jahr nach der Wiedereinsetzung der Homeriten, geboren.

Wenn Justinian's Nachfolger, Justin der Zweite, gleich auf die erste Nachricht von der Unterjochung der Araber durch Nuschirvan erklärte, daß er seinen Bundesgenossen Abrahah rächen wolle: so hatte er dazu unstreitig noch andere Bewegungsgründe, als ein so unfruchtbares Verhältniß zu geben vermochte. Jener jährliche Tribut, der den Persern bezahlt werden mußte, erinnerte unaufhörlich an Abhängigkeit. Dazu kam, daß die Kirchen von Persarmenien durch den unduldsamen Geist der Magier erdrückt wurden, ohne daß Nuschirvan es zu verhindern vermochte, und daß Justin es für Regentenpflicht hielt, sich ihrer anzunehmen, selbst nachdem eine Ermordung der Satrapen von ihnen ausgegangen war. Aus der Ferne boten die Türken, welche zu erobern, wenigstens zu rauben wünschten, den Griechen ihren Beistand gegen Persien an. Es war unter den gegebenen Umständen nicht unmöglich, ein Bündniß zu Stande zu bringen, kraft dessen Persien zugleich von Europa, Aethiopien und Scythien aus angegriffen wurde. In der Möglichkeit dieses Bündnisses lag die Entschlossenheit zu einem neuen Kriege mit Nuschirvan, nachdem der letzte Friedensvertrag gerade elf Jahre gedauert hatte. Unablässig wurde an den Zurüstungen gearbeitet, als Nuschirvan, um eine nicht unbedeutende Gefahr von Persien abzuleiten, gegen das oströmische Reich losbrach. Er war, als dies geschah, in einem Alter von siebzig Jahren; doch die Unvermeidlichkeit des

Krieges, und die bedeutenden Vortheile, welche er durch sein Zuvorkommen zu gewinnen hoffte, gaben ihm die Munterkeit der Jugend zurück. Während er selbst gegen Dara zog, ließ er einen seiner vorzüglichsten Generale — sein Name war Adarman — von Babylon durch die Wüste nach Antiochien aufbrechen. Adarman äscherte Apamea ein, und zerstörte die Vorstädte von Antiochien. Inzwischen beschäftigte sich Nuschirvan mit der Bezwingung von Dara, welches fünf Monate hindurch den Elephanten, Bogenschützen und Maschinen des großen Königs widerstand, bis es endlich durch Mangel an Lebensmitteln zur Ergebung gezwungen wurde. Am Hofe zu Constantinopel fühlte man, welchen Fehlern man diese Verluste verdankte; und da die Kränklichkeit des Imperators Justin sich mit neuen Maaßregeln vertrug, so wurde es nicht schwer, durch die Erhebung des Tiberius einen Waffenstillstand von drei Jahren zu Stande zu bringen: einen Waffenstillstand, auf welchen der alte Nuschirvan unstreitig um so lieber einging, weil er sich auf einen Einbruch der Türken gefaßt machen mußte, wenn der Krieg mit den Römern fortdauerte.

Der Imperator Tiberius benutzte den Waffenstillstand zur Herbeischaffung aller der Mittel, durch welche er dem Könige von Persien das Gleichgewicht zu halten hoffen konnte. Jenes Verhältniß, worein man mit den Türken getreten war, wurde nicht aufgegeben. Zugleich war der neue Imperator auf die Schöpfung eines Heeres bedacht, das etwas Großes zu leisten vermöchte. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß die römische

Reiterei bis auf 150,000 Mann verstärkt werde; und sobald dieses Gerücht den Hof von Ktesiphon erreicht hatte, brach Nuschirvan auf, um den Kampf auf römischen Grund und Boden zu versetzen. Die Abgesandten des Tiberius entlassend, ertheilte er ihnen den Befehl, seine Ankunft in Cäsarea, der Hauptstadt von Cappadocien, abzuwarten. Bei Melitene stießen die beiden Heere auf einander. Oberfeldherr des römischen war Justinian. Während die Perser in der Ebene von Melitene ihre beiden Flügel ausdehnten und die Römer in fester Masse fochten, drang ein scythischer Anführer, welcher den rechten Flügel befehligte, den Persern in den Rükken, griff ihre Nachhut im Angesicht des Chosroës an, drang bis in die Mitte des Lagers, plünderte das königliche Zelt, entheiligte das ewige Feuer, und kehrte, mit der Beute Asiens beladen, unter Siegesgesängen durch das persische Heer zu seinen Freunden zurück, welche den ganzen Tag, ohne Fortschritte zu machen, gekämpft hatten. Chosroës benutzte die Nacht zu einem neuen Angriff auf einen Theil des römische Lagers; doch unmittelbar darauf beschloß er den Rückzug, durch nichts so sehr dazu bewogen, als durch die Größe des erlittenen Verlustes. Auf dem Rücken eines Elephanten schwamm er durch den Euphrat. Ihm folgte sein Heer, so gut es konnte. Es fand eine allgemeine Zerstreuung Statt, welche den römischen Feldherrn in den Stand setzte, seine Fahnen an dem Araxes aufzupflanzen. Mit dem nächsten Frühling stieg er herab in die fruchtbaren Ebenen Assyriens. Die Flamme des Krieges näherte sich der Hauptstadt des Königs von Persien. Dieser, von

Alter und Gram erschöpft, stieg in's Grab, und überließ es seinem Nachfolger, das Reich von den Zerstörungen erbitterter Feinde zu befreien.

Hormisdas der Dritte war sein Nachfolger. Wie dieser sich mit den Römern verglich, ist ungewiß. Darf der Erfolg entscheiden, so gab er höchstens Das zurück, was Justinian an Chosroës Nuschirvan abgetreten hatte. Seine Regierung dauerte elf Jahre. Der Anfang versprach eine glückliche Zukunft. Von dem Großmobet Buzurch geleitet, spielte Hormisdas zu Ktesiphon ungefähr dieselbe Rolle, welche Nero zu Rom gespielt hatte, so lange Seneca sein Vertrauen besaß. Alles verwandelte sich, sobald Buzurch sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte. Ein nicht unbedeutender Aufschluß über die Regierung des neuen Königs wird dadurch gegeben, daß man ihn den Sohn einer Tochter des türkischen Khacan nennt. Als solcher konnte er nicht beliebt seyn bei einem Volke, das, nach uralten, durch den Feuerdienst begründeten Begriffen, die nördlichen Nomaden-Völker für unheilig hielt. War Hormisdas vermöge seiner Geburt ein Gegenstand des Anstoßes, so begreift man den Haß und die tyrannische Gesinnung, welche, in seiner Brust waltend, in seine Handlungen überströmten. Es mag also vollkommen gegründet seyn, was von seinen an Raserei gränzenden Gewaltthätigkeiten erzählt wird; denn ein König, der, von der Liebe seiner Unterthanen verlassen, seine Bestimmung nur durch Schrecken erfüllen kann, wird nothwendig zu einem Unhold. Durch anhaltende Unterdrückung erbittert, steckten die Provinzen Babylon, Susa und Carama-

nien die Fahne der Empörung auf; und auf ihr Beispiel versagten die Fürsten von Arabien, Indien und Scythien Gehorsam und Tribut. Die Römer glaubten, solche Umstände zu ihrem Vortheil benutzen zu müssen; und sie benutzten sie zu Belagerungen von Städten und zu häufigen Einfällen in Mesopotamien und Assyrien. Bald zeigten sich auch die Türken unter der Anführung ihres Khacan. Zwar versicherten sie, ihre Absicht sey, dem großen Könige Beistand zu leisten, und in dieser Voraussetzung erhielten die Städte von Khorasan und Bactriana den Befehl, ihre Thore zu öffnen: doch ihr Zug nach dem Gebirge von Hyrkanien verrieth ihr Einverständniß mit den Römern, und unter den Angriffen von Beiden mußte Sassans Thron erliegen. Die Vereinigung der Türken mit den Römern zu verhindern, nahm Hormisdas seine Zuflucht zu einem der ausgezeichnetsten Krieger, welche sein Vater auf ihn vererbt hatte. Dies war Bahram mit dem Beinamen Tschubin (die Stange). Er verdankte diesen Beinamen zunächst seinem hohen Wuchse; aber schon seit langer Zeit galt er bei dem Heere für tapfer, und was seinem Ansehn in dieser Hinsicht abging, wurde durch seine Abkunft von einer jener sieben persischen Familien ersetzt, welche vermöge ihrer Vorrechte über den Adel hervorragten und als Scepterträger (σκηπτουχοι) in den sieben Wahlfürsten des deutschen Reiches fortdauerten. Bahram, von seinem Patriotismus geleitet, übernahm das schwierige Geschäft, die Türken zum Rückzug zu zwingen. Sein guter Verstand erleichterte ihm dasselbe. Da der Pule Rudbar oder hyrkanische Fels den schmalen Eingang beherrscht,

durch welchen man in das Gebiet von Rui und die Ebenen von Medien zu gelangen pflegt: so wählte ihn Bahram als den Punkt, wo er die Türken erwarten wollte. Er hatte nicht mehr als zwölf tausend Mann zu seiner Verfügung; allein diese reichten auch hin, das zahlreichste Heer aufzuhalten und zur Rückkehr zu nöthigen. Als nun die Türken anlangten, empfing Bahram sie mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen, den sie durch nichts erwiedern konnten. Ihre Niederlage entsprach den Nachtheilen ihrer Stellung. Sobald der Khacan und sein Sohn gefangen waren, kehrten die Uebriggebliebenen um. Aus dem Rückzuge ward bald eine unverstellte Flucht; und was Bahrams Soldaten nicht leisteten, das leistete das erbitterte Landvolk, um sich wegen erlittener Bedrückungen zu rächen.

Bahram hatte den herrlichsten Sieg davon getragen; nur daß sein Verhältniß zu Hormidas dadurch nicht verbessert war. Als ein Regent, der nur allzu deutlich fühlte, wie sehr er verabscheuet wurde, haßte der König seinen größten Wohlthäter auch wegen der vermehrten Achtung, welche dieser durch den Sieg über die Türken gewonnen hatte. Gern glaubte Hormisdas, daß Bahram sich von der den Türken abgenommenen Beute den besten Theil zugeeignet hätte; doch so lange die Römer noch aus der Nähe droheten, war es nicht Zeit, ein solches Vergehen zu rächen. Bahram erhielt also den Auftrag, die Römer eben so zu vertreiben, wie er die Türken vertrieben hatte; und schwerlich gab es ein Mittel, sich demselben zu entziehen. Ein Strom trennte die Römer von den Persern; und Bahram,

dessen Heer sich ansehnlich verstärkt hatte, ging in seiner Kühnheit so weit, daß er die Römer auffordern ließ, den Tag der Schlacht zu bestimmen, und daß er es in ihre Wahl stellte, ob sie selbst über den Fluß gehen oder den Waffen des großen Königs einen freien Uebergang gestatten wollten. Der römische Feldherr war allzu vorsichtig, als daß er das erstere hätte thun sollen. Nach Bahrams Uebergange waren alle Nachtheile auf seiner Seite; und die natürliche Folge davon war, daß er die Schlacht verlor und seinen Rückzug nicht ohne großen Verlust bewerkstelligte. Für das Reich entstand dadurch keine Gefahr; um so weniger, weil Bahram seine Leute zusammenhielt, um eine Macht zu bleiben. Nichts desto weniger sandte der längst erbitterte Hormisdas dem einzigen Feldherrn, auf welchen er sich verlassen konnte, eine Spindel und einen vollständigen Weiberanzug, um ihm anzudeuten, daß er nicht an der Spitze eines Heeres zu bleiben verdiene. Bahram, folgsam dem erhaltenen Befehl, zeigte sich den Soldaten in dieser Verkleidung. Es entstand ein allgemeiner Unwille, der sich nur allzu bald in der Gestalt einer Empörung weiter bildete. Das Versprechen treuer Anhänglichkeit wurde von den Soldaten gegeben, und von Bahram angenommen. Ein zweiter Bote des Königs, der den Empörer in Ketten nach der Hauptstadt bringen sollte, hatte das traurige Schicksal, von einem Elephanten zertreten zu werden, den man zum Nachrichter machte. Manifeste forderten das persische Volk auf, seine Freiheit gegen einen eben so verhaßten als verächtlichen Tyrannen zu vertheidigen; und diese Mani=

feste blieben nicht ohne Wirkung. Der Abfall von Hormisdas ward allgemein; und wer ihm treu bleiben wollte, setzte sich der Gefahr aus, ein Opfer der öffentlichen Wuth zu werden. Alle Truppen schlossen sich an Bahram an, und alle Provinzen begrüßten ihn als den Befreier des Vaterlandes. Der Augenblick der Krisis war gekommen.

In den Kerkern der Hauptstadt schmachtete unter anderen vornehmen Personen Bindu, ein Sassanide. Dieser, in der allgemeinen Verwirrung durch den Muth seines Bruders in Freiheit gesetzt, führte dieselbe Wache, der er bis dahin anvertrauet gewesen war, in den verlassenen Palast des Hormisdas; und weil niemand sich des Geächteten annahm, so war nichts leichter, als den großen König in denselben Kerker zu schleppen, welchen Bindu so eben verlassen hatte. In der ersten Verwirrung, die hieraus entstand, entfernte sich Chosroës, der älteste von den Söhnen des Hormisdas, aus der Hauptstadt; er kehrte aber dahin zurück, sobald Bindu versprochen hatte, ihn auf den Thron seines Vaters zu erheben. Ueber Hormisdas wurde förmlich Gericht gehalten; und da seine Rechtfertigung den Richtern nicht genügte, so erfolgte eine Verdammung, welche allerdings nicht zu vermeiden war, wenn man keine Rücksicht nahm auf den Urkeim der tyrannischen Handlungen dieses unglücklichen Regenten. Er selbst unterschrieb seine Verdammung durch die Bitte, seinem zweiten Sohne das Scepter anzuvertrauen; doch er bewirkte dadurch nur, daß Mutter und Sohn gleichzeitig hingerichtet wurden. Ihm selbst stach man mit einer heißen Nadel

die Augen aus. In diesem Zustande wurde er seinem Nachfolger übergeben, der ihn aus dem Kerker in den königlichen Palast zurückführte und durch Sinnengenuß für die verlorne Tiara zu entschädigen suchte.

Die Umwälzung schien beendigt; sie war es nicht, weil die Erhebung Chosroës des Dritten ohne die Einwilligung Bahrams zu Stande gebracht war. Das Verhältniß eines Scepterträgers zu dem Könige von Persien scheint, nach einmal entstandenem Bruche, jede Aussöhnung ausgeschlossen zu haben. Vergeblich bot Chosroës Verzeihung und den zweiten Rang im Königreiche an. In einem Schreiben, worin Bahram sich den Freund der Götter, den Bezwinger der Menschen, den Feind der Tyrannen, den vornehmsten Satrapen, den Anführer des persischen Heeres u. s. w. nannte, forderte er den jungen König auf, das Beispiel und Schicksal seines Vaters zu fürchten, die von ihren Ketten befreieten Verräther wieder einzusperren, das usurpirte Diadem an einem heiligen Orte niederzulegen und aus der Hand seines gnädigen Wohlthäters Verzeihung und die Regierung einer Provinz zu empfangen. Zu Bahram's Verfügung stand die bewaffnete Macht, welcher Chosroës nur die Sklaven seines Palastes, und den Pöbel der Hauptstadt entgegenstellen konnte. Er führte beide in's Feld, doch nur, um geschlagen zu werden. Leben und Freiheit waren das Einzige, was er rettete; und er benutzte Beides, um in's Ausland zu gehen. Die Satrapen welche den Hormisdas abgesetzt hatten, machten ihren Frieden mit Bahram, oder wurden hingerichtet; der unversöhnliche Bindu aber eilte in

den Palast zurück, wo er den geblendeten Hormisdas mit einer Bogensehne erwürgte.

Mit seinen Beischläferinnen und unter einer leichten Bedeckung ging Chosroës, längs dem Ufer des Euphrat, nach der Wüste, und machte Halt in einer kleinen Entfernung von Circesium. Von seiner Ankunft benachrichtigt, führte der römische Präfekt den Fremdling mit Tages-Anbruch in die Festung, und von hier aus nach Hierapolis, damit er bequemer wohnen möchte. Zwischen Chosroës und dem römischen Imperator Mauritius entstand ein Briefwechsel, dessen Gegenstand die Zurückführung des ersteren nach Ktesiphon war. Es mochte dem letzteren schmeicheln, Nuschirvans Enkel und Artaxerxes Nachfolger in einer so bedrängten Lage zu sehen. Abgelehnt wurde sein Besuch in Constantinopel; dagegen schickte der oströmische Imperator dem flüchtig gewordenen Fürsten ein reiches Diadem und Edelgesteine. Bald erfolgte auch das Versprechen, daß an den Grenzen von Syrien und Armenien ein Heer versammelt werden sollte, dessen Bestimmung keine andere sey, als den Usurpator Bahram zu stürzen. Zum Oberfeldherrn wurde der tapfere Narses ernannt, der, wie es scheint, ein geborner Perser war; und Narses erhielt den Befehl, über den Tigris zu gehen und das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, als bis er den Enkel Nuschirvans auf den Thron seiner Ahnen gesetzt habe.

Das Unternehmen war glänzend; aber es war minder schwierig, als es aus der Ferne scheinen mochte. Persien war zur Besinnung gekommen über die verhäng-

nißvolle Eile, womit es den Erben des Sassan dem Ehrgeitze eines Rebellen aufgeopfert hatte. Die Weigerung der Magier, das Werk der Usurpation zu heiligen, fand einen allgemeinen Beifall, auf welchen Bahram unstreitig nicht gerechnet hatte. Genöthigt, den Gesetzen des Reiches und den Vorurtheilen des Volkes zu trotzen, sah sich der neue König bald in derselben Lage befangen, durch welche Hormisdas zu einem Tyrannen geworden war. Nur scheußliche Hinrichtungen konnten den Verschwörungen in seinem Palaste, und den aufrührerischen Auftritten in der Hauptstadt und in den Provinzen eine Gränze setzen. Unter solchen Umständen erschien Narses an den Ufern des Tigris; und kaum hatte Nuschirvans Enkel seine Fahnen entfaltet, als die Mißvergnügten von allen Seiten herbeiströmten, seine Sache vertheidigen zu helfen. Vergebens bemühte sich Bahram, die Vereinigung des römischen Heeres zu verhindern. In zwei Schlachten, von welchen die eine an den Ufern des Zab, die andere an den Gränzen Mediens geliefert wurde, unterlag er; und der bedeutende Verlust, den er in beiden litt, gestattete ihm keine andere Wahl, als in die östlichen Provinzen zu entfliehen, wo er sich mit den Türken versöhnte, um sie gegen Persien zu benutzen. Er starb, ehe er seinen Plan zur Ausführung bringen konnte.

Inzwischen war Chosroës der Dritte in seiner Hauptstadt angelangt. Rückwirkungen, an welchen es nie gefehlt zu haben scheint, blieben auch dies Mal nicht aus; und unter die Vielen, welche das Opfer der neuen Umwälzung wurden, gehörte auch Bindu, weil er seine

Hand an Hormisdas gelegt hatte. Gegen den römischen Imperator athmete Chosroës nur Dankbarkeit: die befestigten Städte Martyropolis und Dara wurden zurückgegeben und ganz Persarmenien bis zu den Ufern des Araxes und dem Caspischen Meere zu dem römischen Reiche geschlagen. Beide Monarchen tauschten ihre Leibwachen gegen einander aus, so daß Chosroës tausend Griechen, Mauritius tausend Türken erhielt. Man träumte in diesen Zeiten sogar von Abschaffung des Feuerdienstes, und Einführung des Christenthums in Persien; doch dieser Traum, der sich auf gewisse, dem heil. Sergius zu Antiochien bewiesene Aufmerksamkeiten des Königs Chosroës, und auf den Umstand stützte, daß seine Lieblings-Beischläferin eine Christin war, verflog sehr bald. Wollte Chosroës König von Persien bleiben, so durfte er es nicht mit der Priesterschaft verderben; die so schöne als talentvolle Schirin (Serena) aber liebte den König nicht so ausschließend, daß sie es für wünschenswerth gehalten hätte, ihn zu einem Christen zu machen. Und nur allzu bald kam man dahin, den Feuer-Anbetern ihre Eigenthümlichkeit zu verzeihen, weil man sich genöthigt sah, die eigene zu vertheidigen.

Elftes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Die Anstrengungen des oströmischen Reiches zum Besten des Hauses Sassan bewirkten nicht bloß, daß die Longobarden in ungestörtem Besitz desjenigen Theils von

Italien blieben, der seit dem Jahre 568 von ihnen war erobert worden; eben diese Anstrengungen gaben auch Raum für die Fortschritte, welche die Avaren gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts in Erweiterung ihres Machtgebietes thaten, und wurden auf diese Weise Veranlassung zu einer Umwälzung, welche, wenn gleich nur auf kurze Zeit, das oströmische Reich beinahe gänzlich vernichtete und die persische Herrschaft bis zum Hellespont ausdehnte.

Seit der Auswanderung der Longobarden nach Italien blieben die Avaren in dem ungestörten Besitze von Pannonien. Jene Jahrgelder, welche Justinian ihnen bewilligt hatte, um sie zum Kriege gegen die hunnischen (ungarischen) Stämme aufzumuntern, wurden von seinem nächsten Nachfolger versagt; und hierin lag unstreitig die Ursache ihrer Feindschaft gegen die Römer, welche sich wohl in Acht nahmen, sie zu beleidigen. In dem rohen Palaste Attila's wiederholte ihr Chagan die Rolle, welche der Hunnen-König gegen Theodosius den Zweiten gespielt hatte. Bald forderte er das Eine, bald das Andre, was die Regierung von Constantinopel nicht versagen zu können glaubte, wenn sie den Frieden erhalten wollte; und so brachte er es dahin, daß das Jahrgehalt von 80,000 Goldstücken auf 120,000 vermehrt wurde. Als Nachfolger der Lombarden behauptete der Chagan rechtmäßige Ansprüche auf Sirmium, das Bollwerk der Illyrischen Provinzen, zu haben; Meineid und eine hartnäckige Belagerung brachten ihn in den Besitz dieser Festung, so wie in den von Singidunum. Von jetzt an bewegte er sich mit der höchsten Freiheit auf

der langen Linie, welche von Singidunum nach Constantinopel führt. Nur Städte wie Diokletianopolis und Beräa, Philippopolis und Adrianopel vermochten seinen Angriffen zu widerstehen: alles Uebrige wurde von ihm verheert; und mit Beute beladen, kehrte er gegen den Winter nach Pannonien zurück, um in seinem bäuerischen Palast neue Plane zu entwerfen. Seine Herrschaft erstreckte sich über Ungarn, Polen und Preußen, von der Mündung der Donau bis zur Mündung der Oder; und in diesem weiten Gebiete bewirkte er Veränderungen, von welchen noch jetzt bedeutende Spuren übrig geblieben sind. Die östlichen Gegenden Deutschlands, von Vandalen verlassen, erhielten durch ihn sklavonische Colonisten; und daher kommt es, daß man dieselben Stämme in der Nachbarschaft des adriatischen und baltischen Meeres wiederfindet, und daß die illyrischen Städte Neyß und Lissa in Schlesien angetroffen werden. Die ursprünglichen Avaren bildeten in diesem großen Reiche eine Art von Adel. Sie waren die Anführer; und erst, wenn das Schwert der Feinde sich an ihren Unterthanen abgestumpft hatte, kam die Reihe des Angriffs oder der Vertheidigung an die Avaren.

Zehn Jahre hindurch hatte Mauritius den Uebermuth des Avaren-Chagan ertragen, als er nach der Rückkehr seines Heeres aus Persien den festen Entschluß faßte, künftige Beleidigungen abzuwenden. Eingedenk der Feldzüge, die er in Persien gemacht hatte, wollte er in eigener Person gegen die Ueberlästigen zu Felde ziehen, als die ernsten Vorstellungen des Senats, der furchtsame Aberglaube des Patriarchen, und die Thränen

seiner Gemahlin Constantina diesen heilsamen Entschluß erschütterten. Er übertrug den Oberbefehl seinem Bruder Peter; und als dieser, von einer kindischen Furcht beherrscht, eben so sehr vor den Barbaren als vor seinen eigenen Soldaten floh, wurde der Oberbefehl einem Günstlinge Namens Commentiolus anvertrauet, um dessen Muth es nicht besser stand. Der Drang der Umstände brachte einen gewissen Priscus empor; doch kaum hatte dieser den Avaren die eine und die andre Niederlage beigebracht und sie in ihre alten Wohnsitze zurückgejagt, als man am Hofe von Constantinopel die Rache des Avaren-Königs zu fürchten begann und den glücklichen Feldherrn aus dem Herzen Daciens abberief. Mauritius selbst legte hierdurch den Grund zu dem Verderben, das erst über ihn und die Seinigen, bald genug aber auch über das ganze oströmische Reich kommen sollte.

Von seinem Palaste aus glaubte der Imperator eine Umbildung bewirken zu können, welche das Militär betraf. Ueberzeugt, daß der Mangel an Zucht und Unterordnung in nichts so sehr gegründet sey, als in der Nachsicht der Regierung gegen die Forderungen der Soldaten; überzeugt zugleich, daß die Kosten, welche das Heer verursachte, nicht mehr in einem erträglichen Verhältnisse zu dem ständen, was durch dasselbe geleistet wurde: glaubte er, eine heilsame Veränderung hervorzubringen, wenn er die Löhnung verminderte und den Preis der Waffen und der Bekleidung von derselben abzöge. Doch kaum war ein Edikt zu diesem Endzweck erschienen, als allenthalben ein Unwille sichtbar wurde, dessen Gefährlichkeit sich nicht verkennen ließ. Um einer

allgemeinen Empörung zuvorzukommen, mußte sich der Imperator zu einer Zurücknahme seines Edikts entschließen; und mit Undank empfing das Heer, was es lieber seiner Furchtbarkeit, als der Großmuth seines Herrschers, verdanken wollte. Das Uebelwollen der Soldaten vermehrte sich indeß, als sie erfuhren, daß der Imperator, um nicht ein Lösegeld von sechstausend Goldstücken zu bezahlen, zwölftausend Gefangene, die sich in den Händen des avarischen Chagans befanden, habe niederhauen lassen; man schloß hieraus, daß er Truppen zerstören wollte, die er nicht hätte umbilden können. Ein neuer Befehl verstärkte diesen Verdacht. Mauritius befahl nämlich, daß die Donau-Armee ihre Vorräthe verschonen und ihre Winterquartiere in dem feindlichen Lande der Avaren nehmen sollte. Was mit Bereitwilligkeit würde vollzogen worden seyn, wenn der Imperator noch an der Spitze des Heeres gestanden hätte, fand den lebhaftesten Widerspruch, weil es sich aus dem Cabinet herschrieb; und indem die Soldaten sich nicht bloß verkannt und zurückgesetzt, sondern auch verachtet und verrathen glaubten, wählten sie, wie es wohl noch jetzt in der Türkei geschieht, einen aus ihrer Mitte zu ihrem Anführer, und gingen gerades Weges auf Constantinopel los. Mit dem Imperator Mauritius wollten sie nichts mehr zu schaffen haben; doch, eine gesetzliche Erbfolge ehrend, unterhandelten sie mit Theodesius, dem ältesten Sohn des Mauritius, und mit Germanus, dem Schwiegervater des Jünglings. Erst als keiner von beiden in ihren Plan eingehen wollte, bekleideten sie ihren Anführer, den Centurio Phokas, mit dem Purpur.

In Constantinopel selbst war man mit der Regierung des Mauritius nicht so zufrieden, daß man den Sturz desselben nicht hätte begünstigen sollen. Die grüne Faction des Circus, welche von dem Imperator zurückgesetzt wurde, knüpfte Einverständnisse mit den Rebellen an; und indem die Gährung mit jedem Augenblicke zunahm und Ein bedenklicher Auftritt den andern verdrängte, sah der unglückliche Monarch sich genöthigt, seinen Palast zu verlassen und auf einem Fischerkahn mit seiner Gemahlin und seinen neun Kindern nach der asiatischen Küste zu entweichen. Ein Sturm zwang ihn, bei der Kirche des heil. Autonomus in der Nähe von Chalcedon zu landen. Von hier aus sandte er seinen ältesten Sohn Theodosius nach Persien, um die Freundschaft und Dankbarkeit des großen Königs anzusprechen. Er selbst, von Brustwassersucht gequält und von Aberglauben geängstigt, wollte sein Schicksal in Chalcedon erwarten, und betete nur, daß die Strafe für seine Sünden lieber in dieser Welt, als in der zukünftigen, erfolgen möchte. Inzwischen stritten die beiden Factionen zu Constantinopel um die Ehre, den neuen Imperator zu ernennen; und da die Eifersucht der Grünen den Liebling der Blauen verwarf, so wurde selbst Germanus fortgerissen, die Majestät des Centurio Phokas anzubeten. Vergeblich machte man diesen aufmerksam auf die Gefahren des Throns; er verachtete dieselben. Senat und Geistlichkeit folgten seiner Aufforderung; und sobald der Patriarch von der Rechtgläubigkeit des Usurpators versichert war, segnete er ihn in der Kirche des heil. Johannes des Täufers ein. Der Tod des Mauritius er-

folgte, sobald Phokas durch die blaue Faction (er selbst hatte sich für die grüne erklärt) daran erinnert ward, daß Jener noch lebe. Zu Chalcedon erschienen die Todesboten des Phokas, und schleppten den abgelebten Imperator mit fünf von seinen Söhnen aus geweiheter Stätte in's Freie. Hier mußte der Vater seine Söhne sterben sehen, ehe die Reihe an ihn selbst kam. Seine Gemahlin und seine drei Töchter blieben für den Augenblick verschont; doch hielt die Menschlichkeit des Phokas nicht länger vor, als bis der junge Theodosius auf seiner Reise nach Ktesiphon aufgefangen und zu Nice enthauptet war: denn jetzt wurde auch die Mutter mit ihren drei Töchtern, nach einem verunglückten Versuche zur Flucht, an eben der Stätte hingerichtet, die das Blut ihres Gemahls und ihrer fünf Söhne getrunken hatte.

Ohne Einsichten, ohne Kenntnisse, bestieg Phokas den oströmischen Thron; mit der Rohheit eines gemeinen Kriegers verwaltete er denselben. Wie hätte seine Regierung nicht tyrannisch seyn sollen, da Unrechtmäßigkeit ihr erster Charakter war! Man denke sich einen kleinen mißgebildeten Mann mit rothem Haar, in einanderfließenden Augenbraunen, bartlosem Kinn und einer zerfetzten Wange; man setze diesen Unhold, dem alles, was Wissenschaft genannt zu werden verdient, fremd ist, auf einen Thron; man sehe ihn diesen Thron zur Befriedigung der zügellosesten Begierden mißbrauchen: und man hat ein angemessenes Bild von der Regierung des Phokas. Nach der Hinrichtung der Familie seines Vorgängers verachtete er alle Schranken. Sei-

nen Verurtheilungen ging keine Untersuchung voran, und ein Uebermaaß von Grausamkeit begleitete die Bestrafung: ausgestochene Augen, ausgerissene Zungen, abgehauene Hände und Füße waren Schauspiele, an welchen sich die Seele dieses Barbaren am meisten ergetzte; und indem er einen schnellen Tod als eine Gnade betrachtete, ließ er bald verbrennen, bald zu Tode peitschen, bald mit Pfeilen erschießen. Nichts desto weniger wurden die Bildnisse des Phokas und seiner Gemahlin Leontia im Lateran als Gegenstände der Verehrung für die Römer aufgestellt; und wenn man etwas von dem Verhältnisse der Kirche zum Staat in diesen Zeiten begreifen will, so muß man die Lobsprüche lesen, welche der heil. Gregor jenem Abschaum der Menschheit machte, um den Vorrang vor dem ökumenischen Patriarchen von Constantinopel zu gewinnen. Willkür und Grausamkeit scheinen zu allen Zeiten liebliche Erscheinungen für eine Geistlichkeit gewesen zu seyn, welche, Herrschaftszwecke verfolgend, diese nur dadurch erreichen konnte, daß sie den scheinbaren Gegensatz von jenen bildete. Gregor erreichte seinen Zweck; doch werden die Glückwünsche, womit er die Thronbesteigung des Phokas begleitete, immer zur Warnung dienen und eine Gesinnung verdächtig machen, die das Unmenschliche als etwas Gottgefälliges preiset.

Nur Henkersknechte konnten die Nähe des Phokas ertragen. Des Imperators eigener Schwiegersohn, der Patricier Crispus, trat der Verschwörung bei, die gegen ihn angezettelt wurde. Da man fremder Hülfe bedurfte, um den Tyrannen zu stürzen, so wendete man sich an

Exarchen von Afrika. Sein Name war Heraklius. Als ein bejahrter Mann weigerte er sich zwei Jahre hindurch, der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Endlich entschloß er sich, seinem Sohn Heraklius und dem Nicetas, einem Sohne seines Freundes und Stellvertreters Gregorius, das ehrenvolle Unternehmen anzuvertrauen. Afrika's Macht wurde in die Hände dieser beiden Jünglinge gelegt; und während Heraklius die Flotte von Carthago nach Constantinopel führte, ging Nicetas an der Spitze eines Heeres durch Aegypten und Asien nach Chalcedon. Ein dumpfes Gerücht von diesem Unternehmen verbreitete sich bis in den Palast des Imperators; doch Crispus verstand die Kunst, dessen Befürchtungen zu beschwichtigen und jede Gegenanstalt zu vereiteln. Plötzlich erscheint die afrikanische Flotte im Hellespont, und auf ein gegebenes Zeichen versammeln sich alle Mißvergnügten um die Fahnen des Heraklius. Phokas, der von seinem Palast aus die Flotte durch die Propontis segeln sieht, fängt an vor seinem Schicksale zu zittern. Die grüne Faction soll ihn retten; es werden Geschenke und Versprechungen an dieselbe verschwendet. Doch Volk und Leibwache werden durch den Patricier Crispus zum Abfall bewogen; und, ehe der Imperator es ahnet, wird er in seinem Palast überfallen, seines Diadems und Purpurs beraubt und, mit Ketten belastet, in einem Boote nach der Galeere des Heraklius gebracht, der ihm seine Verbrechen vorwirft. „Wirst du besser regieren?" dies sind die letzten Worte des verzweifelnden Phokas. Erst foltert man ihn; dann wird er enthauptet, und der blutige Auftritt endigt sich damit, daß

man seinen verstümmelten Leichnam, so wie seine Statuen und die Fahne der grünen Faction, in die Flammen wirft. Heraklius besteigt mit Genehmigung der Geistlichkeit, des Senats und des Volkes den Thron; Nicetas, welcher anlangt, als bereits alles entschieden ist, wird mit einer Bildsäule zu Pferde und mit der Tochter des Imperators belohnt. Crispus erhält Anfangs den Oberbefehl über das Heer in Cappadocien; da er sich aber anmaßend beweiset, so wird er abberufen und von dem Senat zum Klosterleben verurtheilt.

So endigte sich die Regierung des Phokas. Doch die Folgen derselben hörten nicht mit seinem Leben auf, und es war dem Heraklius vorbehalten, die Schmach einer Unterjochung zu rächen, welche, auf die Nachricht von der Hinrichtung des Mauritius, sich von Persien aus über die asiatischen Provinzen verbreitete und das ganze östliche Römerreich an den Rand des Verderbens führte.

Die Höfe von Constantinopel und Ktesiphon waren seit Jahrhunderten gewohnt, sich gegenseitig die Veränderungen bekannt zu machen, welche an ihnen vorgingen; und, diesem Herkommen gemäß, meldete auch Phokas dem Könige von Persien den Tod des Mauritius, und seine Erhebung auf den Thron der Cäsarn. Sein Abgesandter war derselbe Libius, der ihm die Köpfe des Mauritius und seiner Söhne überreicht hatte. Was dieser nun auch thun mochte, um das Scheußliche der Ermordung zu verstecken, so wendete sich Chosroës doch mit Abscheu von ihm. Unmittelbar darauf erfolgten

entscheidendere Schritte. Der vorgebliche Abgesandte wurde eingekerkert, und Chosroës erklärte: daß er den Usurpator niemals anerkennen, seinen Wohlthäter und Vater aber rächen würde. Das letztere erleichterte ihm Phokas dadurch, daß er den General Narses, der an der Gränze zurückgeblieben war, zum Abfall zwang, und, nachdem er sich seiner durch triegerische Verheißungen bemächtigt hatte, auf dem Markt von Constantinopel verbrennen ließ. Jenes Heer, welches Narses befehligt hatte, verschwand in zwei Ueberfällen der persischen Reiterei, welche so zerstörend waren, daß von den Soldaten des Mauritius kaum der eine und der andere übrig blieb. Der freie Spielraum, welchen Chosroës jetzt gewonnen hatte, führte zur Eroberung von Merdin, Dara, Amida und Edessa. Alle diese Festungen wurden zerstört; und in diesem Betragen zeigte sich zuerst, daß es dem Könige von Persien auf noch etwas mehr, als bloße Rache, ankam. Er ging alsdann über den Euphrat, und besetzte Hierapolis, Chalcis und Berrhäa oder Aleppo, und schloß Antiochien ein. Der Verlust dieser, durch Erdbeben, inneren Aufruhr und feindliche Gewalt gleich oft erschütterten Stadt, war die erste Nachricht, welche Heraklius nach seiner Thronbesteigung aus dem Osten erhielt. Mit gleichem Glück bemächtigten sich die Perser der Hauptstadt Cappadociens, und, dem Süden nachgehend, rasteten sie in dem Paradiese von Damaskus, ehe sie die Hügel des Libanon erstiegen und die Städte der phönicischen Küste angriffen. Jerusalem, dieser Mittelpunkt der christlichen Welt, wurde von Nuschirvans Enkel erobert, die Weihgeschenke von drei

Jahrhunderten in Einem Tage geraubt, die stattlichen Kirchen, welche Helena und Constantin erbauet hatten, in Brand gesteckt und der Patriarch Zacharias mit dem wahren Kreuze nach Persien versetzt. Das Merkwürdigste bei diesem Ereignisse war, daß sich in dem Heere des Chosroës sechs und zwanzigtausend Juden befanden, welche die Hauptstadt ihres ehemaligen Reiches empfindungslos zerstören halfen, und gemeinschaftlich mit den Arabern 90,000 Christen mordeten. Wer sich aus Palästina rettete, floh nach Aegypten, und wendete sich an den Patriarchen Johannes, der in dieser verhängnißvollen Zeit den Beinamen des Almosenspenders erwarb, und den Armen aller Länder und Benennungen einen Schatz zurückgab, welcher ihnen ursprünglich gehörte. Doch auch Aegypten blieb nicht unberührt von den Waffen der Perser. Pelusium, der Schlüssel dieses unzugänglichen Landes, wurde von der Reiterei der Perser überrascht, die, nachdem sie einmal in das Land der Pharaonen eingedrungen war, das lange Nil-Thal, von den Pyramiden an bis zu den Gränzen Aethiopiens, durchstreifte. Durch eine Flotte hätte Alexandrien gerettet werden können; doch der Erzbischof und der Präfekt schifften sich nach Cyprus ein, und Chosroës kam in den Besitz der zweiten Hauptstadt des Reiches, welche noch immer Ueberbleibsel des Handels und der Gewerbthätigkeit aufzuweisen hatte. Nicht zu Carthago, wohl aber in der Nachbarschaft von Tripolis, pflanzte der persische König seine Trophäen auf; die griechischen Colonieen von Cyrene wurden gänzlich zerstört und durch den Sand der lybischen Wüste fand man den Rückweg.

Dies geschah im Jahre 616; und damit der Erfolg dieses kühnen Feldzuges gesichert bliebe, brach von den Ufern des Euphrat ein zweites Heer auf, das sich dem thracischen Bosporus näherte. Chalcedon ergab sich nach einer langen Belagerung, und das persische Heerlager blieb zehn Jahre lang im Angesicht von Constantinopel. Die Seeküste von Pontus, die Stadt Ancyra und die Insel Rhodus werden zu den letzten Eroberungen des großen Königs gezählt.

Nichts förderte diese Eroberungen so sehr, als das Vorgeben, daß sie zum Vortheil des rechtmäßigen Erben der Monarchie, d. h. zum Vortheil des jungen Theodosius gemacht würden, den Chosroës in seinem Lager zu haben betheuerte. Wären die Absichten des Perser-Königs rein gewesen, so würde er nach dem Tode des Phokas das Erobern eingestellt haben. Daran aber fehlte so viel, daß er einen von seinen Generalen lebendig schinden ließ, weil er eine Unterredung mit Heraklius gehabt und die Friedensvorschläge desselben angenommen hatte. Das Reich des großen Cyrus sollte wiederhergestellt werden, und was Persien bei diesem Unternehmen litt, kam eben so wenig in Betrachtung, als alle die Zerstörungen, welche jenem Traum allein eine vorübergehende Wirklichkeit geben konnten. Durch das Christenthum war eine unausfüllbare Kluft zwischen den Oströmern und den Persern befestigt: jenen war die Anbetung des Feuers eben so anstößig, wie die Lehre von zwei Principien; was sie aber am meisten fürchteten, war die Unduldsamkeit der Magier, die, nachdem sie sich in auffallenden Bestrafungen apostatischer Perser gezeigt

zeigt hatte, sehr leicht die Quelle einer allgemeinen Verfolgung werden konnte. Der christliche Priesterstand vertrat in diesen Zeiten alle Volksthümlichkeit. Behielt das Perserreich die Gränzen, welche Chosroës ihm zu geben gedachte, so waren alle im Lauf der Jahrhunderte erworbenen Vortheile verloren; und eben deswegen durfte diese Priesterschaft kein Bedenken tragen, die letzte Habe aufzuopfern, um ihren Wirkungskreis zu retten. Es kam noch dazu, daß, wie viel auch seit Diocletians Zeiten von dem Geiste der persischen Monarchie auf die Römer übergegangen war, dennoch der alte republikanische Geist nicht gänzlich hatte vertilgt werden können. Nicht genug, daß er in den Schriften der Griechen und Römer fortdauerte, zeigte er sich selbst in der Mäßigung, womit sich die römischen Fürsten über ihr Verhältniß zu ihren Unterthanen aussprachen: eine Mäßigung, vermöge deren sie nie mit Allmacht prahlten, nie unumschränkte Herrscher zu seyn begehrten, nie ihre Befehle durch grausame und unverschämte Drohungen unterstützten. Dies alles ließ vermuthen, daß die Herrschaft der Perser sehr vorübergehend seyn werde; und was dieser Vermuthung in dem Urtheil der Verständigen besonderen Nachdruck gab, war der Umstand, daß der große König die Welt gleich einem Räuberhauptmann durchzog, nur zerstörte, nicht gründete, und überhaupt keinen höheren Genuß zu kennen schien, als die Schätze und Seltenheiten der von ihm eroberten Welt in seiner Hauptstadt Artemita oder Dastagerd anzuhäufen. In der persischen Geschichte führt Chosroës der Dritte den Beinamen „Parwiz;" und wenn dieses

Wort eben so viel bezeichnet, als das deutsche Wort „aberwitzig:" so läßt sich schwerlich daran zweifeln, daß es auch im siebenten Jahrhunderte Vernünftige gegeben hat, welche begriffen, daß es für Reiche natürliche Gränzen giebt, die nicht ohne Gefahr überschritten werden können. Die ganze Umwälzung, welche von Chosroës ausging, war das Werk seiner gefahrvollen Lage auf der Einen, und der Raubsucht des Militärs auf der andern Seite; die Magier unterstützten dies Werk aus keinem anderen Grunde, als weil sie noch immer die Fortschritte des Christenthums fürchteten.

Inzwischen war die Lage des Heraklius die unangenehmste, in welche ein Monarch gerathen kann. Während Syrien, Aegypten und die asiatischen Provinzen den Waffen der Perser unterlagen, drangen die Avaren von den Gränzen Istriens bis zur langen Mauer von Thracien vor; und bald genug erschienen sie vor den Mauern von Constantinopel. An den Verlust der Hauptstadt war nicht zu denken; sie wurde durch nichts so sehr vertheidigt, als durch ihre glückliche Lage, worin sie, selbst bei geringen Widerstandsmitteln, jedem Angriff der Barbaren Trotz bot. Doch außerdem, daß sich das oströmische Reich, wenn man wenige Küstenstädte in Afrika, Italien, Griechenland und Asien ausnahm, sich auf ihre Ringmauern beschränkte, litt sie auf das Empfindlichste durch den Mangel an Zufuhr. Hungersnoth und ansteckende Krankheiten waren die Folgen davon, und ein gefühlvoller Mann, der an der Spitze stand, war nur allzu bald berechtigt, zur Verzweiflung überzugehen. Es ist zu glauben, daß Heraklius, indem er sich

anhaltend mit Rettungsentwürfen beschäftigte, gerade in dieser Zeit jene Gedanken und Plane entwickelt habe, welche er in der Folge mit so auffallendem Glück zur Ausführung brachte. Indeß hörte der Augenblick nicht auf, sein Recht zu behaupten; und wollen wir uns darüber wundern, daß der geängstigte Imperator, als alle seine Bemühungen, sich Luft zu machen, vergeblich waren, den schnellen Entschluß faßte, das Diadem niederzulegen und nach Karthago zurückzugehen? Schon waren seine Schiffe gerüstet, schon wollte er an Bord gehen, als der Patriarch ins Mittel trat, die Macht des Kirchenthums zur Vertheidigung des Vaterlandes geltend machte, und sich am Altare der St. Sophienkirche von dem Imperator schwören ließ, daß er mit dem, ihm von Gott anvertrauten, Volke leben und sterben wolle. Unstreitig war noch etwas Anderes im Spiel, als bloße Ceremonie: derselbe Mann, der sich lange nicht hatte entschließen können, die Kirchenschätze zu öffnen, war über die gefahrvolle Lage der Kirche selbst endlich zur Erkenntniß gekommen. Nicht genug, daß das Kirchengut zur Vertheidigung des Reiches bestimmt wurde, kamen jetzt auch verborgene Schätze zum Vorschein, die zum Theil von bedeutendem Belange waren. Man hatte nun die Mittel, mit den Avaren in Unterhandlung zu treten; und diese gediehen bald dahin, daß man es nur noch mit den Persern zu thun hatte. Von seinen Bundesgenossen verlassen, ward auch Chosroës anderen Sinnes. Ueberzeugt, daß er Constantinopel nicht erobern werde, ließ auch er sich eine Unterhandlung gefallen, welche sich dahin endigte, daß Heraklius einen

jährlichen Tribut von tausend Talenten Gold, eben so vielen Talenten Silber, tausend Pferden und tausend Jungfrauen zu zahlen versprach. Vermöge dieses Vertrages hatte das oströmische Reich seine Unabhängigkeit so sehr verloren, daß es nur als ein Bestandtheil von Persien betrachtet werden konnte. Doch die Absicht des Heraklius ging nur auf Zeitgewinn: durch einen kühnen und verzweiflungsvollen Angriff auf das persische Reich hoffte er die verlornen Vortheile wieder zu gewinnen.

Es war unstreitig nicht leicht, sich in den Besitz aller der Mittel zu setzen, welche die Ausführung eines so keck gedachten Unternehmens heischte. Selbst als die Kirche ihre Schätze geöffnet hatte und die nöthigen Aushebungen geschehen waren, hatte Heraklius nur einen Haufen, nicht ein Heer, zu seiner Verfügung; denn von den Soldaten des Phokas waren so wenig übrig geblieben, daß sie gar nicht in Anschlag gebracht werden konnten. Hätte der Imperator diesen Haufen gegen das bei Chalcedon stehende Perserheer anführen wollen, so würde er Alles gewagt haben, und ein Sieg der Perser im Angesicht von Constantinopel unstreitig der letzte Tag des römischen Reiches geworden seyn. Er würde aber eben so unvorsichtig gehandelt haben, wenn er auf einem geringen Umwege in die asiatischen Provinzen eingedrungen wäre und der persischen Reiterei Gelegenheit gegeben hätte, seinen Troß abzuschneiden und seine Nachhut zu beunruhigen. Der große Vortheil der Griechen bestand darin, daß sie Herren der See waren; und diesen Vortheil zu benutzen, legte Heraklius, nachdem er

seine Kinder der Treue des Volkes empfohlen und die Civil- und Militär-Gewalt den Würdigsten anvertrauet hatte, nach dem Osterfeste des Jahres 622 den Purpur ab, und ging als einfacher Krieger an Bord der von ihm ausgerüsteten Flotte. Was er beabsichtigte, war Wenigen bekannt. Ein lebhafter Wind führte ihn und seine Begleiter durch den Hellespont. Die West- und Südküste von Klein-Asien blieb zur Linken, und nach einem Sturme der gefährlich zu werden drohete, landete Heraklius in dem Meerbusen von Skanderon an den Gränzen von Syrien und Cilicien, wo die Küste sich südlich wendet.

In der Nähe von Issus, gerade da, wo Alexander das Heer des Darius schlug, befestigte er sein Lager, um den zerstreuten Besatzungen der griechischen Seestädte und Festungen die Vereinigung mit seinen Truppen zu erleichtern. Die natürlichen Festungswerke Ciliciens deckten und verbargen sein Lager; und indem der Winkel, den er besetzte, in einem großen Halbzirkel von asiatischen, armenischen und syrischen Provinzen einzahnte: wurde es ihm leicht, seinen Bewegungen jede beliebige Richtung zu ertheilen, und eben so leicht, den Bewegungen des Feindes zuvorzukommen. Die Hauptsache in dem Lager von Issus war, Kriegeszucht und taktische Fertigkeit zu bewirken; und Heraklius brachte es in kurzer Zeit dahin, daß seine Truppen in dieser zwiefachen Hinsicht den Persern überlegen waren. Das Heer zu begeistern, wurde das wunderthätige Bild Christi entfaltet, und Rache an den Feueranbetern wegen Entheiligung der Altäre als gemeinsame Pflicht vorgestellt; da-

mit aber die Soldaten die Sache des Imperators zu der ihrigen machen und wie für ihre Freiheit streiten möchten, stellte sich Heraklius ihnen in allen Genüssen und Entbehrungen gleich, und lehrte sie auf diese Weise, ihrer Tapferkeit und der Weisheit ihres Führers zu vertrauen. Die Folgen dieses überlegten Verfahrens blieben nicht lange aus. Cilicien war bald von persischen Waffen umschlossen; indem aber die persische Reiterei die Engpässe des Taurus fürchtete, wurde sie von dem Fußvolk des Heraklius umwickelt, welches ihr in den Rücken drang Durch eine Bewegung, welche Armenien zu bedrohen schien, brachte Heraklius die Perser zu einer allgemeinen Schlacht; und als sie sich in dieselbe einließen, waren alle Umstände ihnen so nachtheilig, daß sie, trotz ihrer Standhaftigkeit, geschlagen wurden. Heraklius erstieg nach diesem Siege den Taurus, durchzog die Ebenen von Cappadocien, und wies seinen Truppen die Ufer des Halys zu bequemen Winterquartieren an.

So endigte sich der erste Feldzug gegen Persien. Heraklius, der einen Theil des Winters in Constantinopel zubrachte, weil seine Gegenwart daselbst nothwendig war, um den unruhigen Geist der Avaren zu besänftigen, ging mit dem Anfange des Frühlings, in der Begleitung von 5000 auserlesenen Kriegern, zu Wasser nach Trapezunt, versammelte seine Truppen zwischen der Mündung des Phasis und dem Caspischen See, überschritt den Araxes, und brach auf derselben Bahn, welche Marcus Antonius vor ihm gewählt hatte, nach Tauris oder Gandzaba, der Hauptstadt Mediens, auf. Chosroës, der von einer entfernten Expedition zurückgekommen war,

um sich den Fortschritten der Römer entgegen zu stellen, trug dies Mal Bedenken, eine Schlacht anzunehmen; und Heraklius, zufrieden mit der Plünderung von Tauris, ging mit dem Eintritt der ungünstigen Jahreszeit nach Albanien zurück, wo er seine Zelte wahrscheinlich in den Ebenen von Mogan aufschlug. Im nächsten Jahre, dessen Begebenheiten am meisten im Dunkeln liegen, scheint er, von Albanien aus, der hyrkanischen Gebirgskette gefolgt zu seyn, um in die Provinz Medien oder Irak herabzusteigen und bis nach den Städten Casbin und Ispahan vorzudringen, welche bis dahin von den römischen Waffen unberührt geblieben waren. Ueber den Ausgang dieses Unternehmens läßt sich nur so viel sagen, daß Heraklius, von drei persischen Heeren eingeschlossen, sich aufs Tapferste vertheidigte, daß er gegen den Eintritt des Winters die persischen Generale zum Rückzug in die befestigten Städte Mediens und Assyriens zwang, daß er sie selbst in diesen beunruhigte, und bei der Rückkehr des Frühlings in sieben Tagen über die Gebirge von Curdistan ging, und über den Tigris hin bis nach Amida vorrückte, unter dessen Mauern sein beutebeladenes Heer ausruhete. Hinter dem Euphrat erwarteten ihn die Perser. Die Brücken dieses Flusses waren abgebrochen. Sobald der Imperator eine Furt gefunden hatte, eilten jene, die Ufer des Sarus in Cilicien zu vertheidigen. Auch hier geschlagen und zerstreuet, gaben sie den Widerstand auf; Heraklius setzte nun seinen Zug nach Sebaste in Cappadocien fort, und ruhete an der Küste des Pontus Euxinus aus.

Anstatt den Frieden anzunehmen, welchen Heraklius

anzubieten nicht aufhörte, dachte Chosroës nur darauf, wie er seinen Gegner noch einmal in das Verhältniß eines Abhängigen und Steuerpflichtigen zurückdrängen wollte. Die Kräfte seines ganzen Königreiches wurden zu diesem Endzweck verwendet. Nicht weniger als drei Heere sollten die Aufgabe lösen; und indem das eine zur Belagerung von Constantinopel bestimmt war, das andere aber aufgestellt wurde, die Vereinigung des Imperators mit seinem Bruder Theodosius zu hindern, zog das letzte gegen Heraklius selbst aus. Dieses bestand aus 50,000 Mann auserlesener Truppen, welche die goldenen Speere genannt wurden. Seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, hatte Chosroës den alten Chacan der Avaren in Bewegung gesetzt, der mit nicht weniger als 80,000 Mann Avaren, Gepiden, Russen, Bulgaren und Slavoniern vor Constantinopel erschien und vom 31. Jul. 626 an, die Stadt von Pera und Galata bis zu den Blachernen und den sieben Thürmen einschloß. Der Augenblick der Krisis blieb nicht lange aus. Vergebens suchte die Obrigkeit von Constantinopel die Rückkehr des Avaren-Fürsten zu erkaufen; er war unerbittlich. Zehn Tage hindurch wurde die Hauptstadt von den Avaren angegriffen, denen es dies Mal nicht an den nöthigen Werkzeugen fehlte; doch sey es ihre Unerfahrenheit oder die Geistesgegenwart der Vertheidiger, was den Ausschlag gab: genug, sie machten keine Fortschritte; und als der Avaren-Fürst sah, daß er seine Leute vergeblich aufopfere und durch längeres Verweilen seine Lage verschlimmern würde, brach er plötzlich auf, um nach Pannonien zurückzukehren. Das persische Heer,

welches bei Chalcedon aufgestellt war, beschränkte sich darauf, Vorstädte und Dörfer abzubrennen, um so die Verheerungen zu rächen, welche von den Römern in Persien waren verübt worden. Des Imperators Bruder trug im Kampf mit den Persern den Sieg davon. Heraklius selbst wußte den Fürsten der Chazaren zu einem Bündniß zu bestimmen, welches sein Heer durch 14,000 Pferde verstärkte und eine starke Diversion von dem Oxus aus verhieß. Während jene 50,000 goldenen Speere, welche den Imperator mit seinem Heere vernichten sollten, sich zurückzogen, versammelte dieser bei Edessa nicht weniger als 70,000 Mann, mit welchen er die Städte Syriens, Mesopotamiens und Armeniens in dem kurzen Zeitraum von einigen Monaten wiedereroberte. Inzwischen fiel Sarbar, welcher die wichtige Stellung von Chalcedon inne hatte, von dem König ab, entweder weil Heraklius ihn dazu verführte, oder weil er sich durch die Eifersucht des Chosroës bedroht glaubte. In dem Lager dieses Satrapen wurde einmüthig beschlossen, daß Chosroës das Scepter verwirkt habe. Ein Tractat mit der Regierung von Constantinopel stellte auch von dieser Seite den Frieden wieder her; und ob sich gleich nicht erwarten ließ, daß sich Sarbar an den Heraklius anschließen werde, so durfte dieser doch versichert seyn, daß der persische Satrap ihn auf keine Weise in seinen Entwürfen stören würde.

Unter den günstigsten Umständen brach Heraklius von den Ufern des Araxes nach dem Tigris auf. Furchtsam folgte ihm Rhazates durch ein zerstörtes Land, bis er den Befehl erhielt, das Schicksal Per-

siens in einer entscheidenden Schlacht zu versuchen. Diese wurde in derselben Ebene geliefert, in welcher einst Ninive geblühet hatte. Sie dauerte von Tagesanbruch bis zur elften Stunde, und endigte sich mit der Niederlage der Perser, welche nicht weniger als acht und zwanzig Fahnen verloren. Auch Rhazates blieb; wie byzantinische Geschichtschreiber melden, von den Händen des Heraklius zu Boden gestreckt. Den eigenen Verlust verbergend, verweilten die Sieger auf dem Schlachtfelde; diesmal so gerecht gegen die Perser, daß sie eingestanden, es sey leichter gewesen, sie zu tödten, als zu besiegen.

Bis zur siebenten Stunde der Nacht blieb die persische Reiterei in der Entfernung eines Bogenschusses von dem römischen Heere stehen; und als sie sich endlich zum Rückzuge entschloß, rettete sie das Fuhrwesen. Heraklius benutzte seinen Sieg zu einem Eilmarsch, durch welchen er sich der Brücken des großen und kleinen Zab bemächtigte. Von jetzt an konnte er ungehindert in Assyrien eindringen. Bald fiel Dastagerd, die Hauptstadt dieses Königreiches, und der Lieblingsaufenthalt des Chosroës in seine Hände; und die Schätze, welche er darin fand, waren groß. Was nicht fortgeschafft werden konnte, wurde verbrannt oder auf andere Weise zerstört, damit der große König die Wunden fühlen möchte, die er dem oströmischen Reiche geschlagen hatte. Dreihundert römische Fahnen wurden in Dastagerd gefunden und zurückgenommen; noch theurer aber war dem Herzen des Heraklius die Befreiung von vielen tausend Gefangenen, welche aus Syrien und Aegypten waren

entführt worden. Von dem Palaste zu Dastagerd aus, setzte er seinen Marsch bis auf wenige Meilen von Ktesiphon fort. An den Ufern der Arba durch die Schwierigkeiten des Ueberganges, durch die Strenge der Jahrszeit, und durch den Anblick von starken Festungswerken aufgehalten, ging er über Scherzaur und das Gebirge Zara nach Gandzaca oder Tauris zurück, dessen Bewohner seine Soldaten und deren Pferde gastfreundschaftlich unterhalten mußten.

Chosroës hatte der Schlacht von Ninive in einer solchen Entfernung beigewohnt, daß sein Leben und seine Freiheit nicht in Gefahr gekommen waren. Von dem Ausgange derselben unterrichtet, war er nach Dastagerd zurückgegangen, um zu retten, was noch zu retten war. Bei der Ankunft des römischen Imperators hatte er, fortgerissen durch die allgemeine Bestürzung, kein Bedenken getragen, mit seiner Gemahlin und drei Beischläferinnen durch eine in der Mauer befindliche Oeffnung zu entwischen, und seinen Harem, nebst einem großen Theil seiner Schätze, Preis gegeben. Jener zwar war mit Mühe in ein entferntes Schloß gebracht worden; doch hatte sich die öffentliche Meinung bereits so entschieden gegen Chosroës erklärt, daß er selbst die Nothwendigkeit begriff, jedem Anspruch auf Herrschaft zu entsagen. Er hatte es noch in seiner Gewalt, mit Heraklius Frieden zu schließen; denn dieser hörte nicht auf, ihn mit Anträgen dieser Art zu bestürmen. Da er aber seine persönliche Lage durch einen Friedensschluß nicht verbessern konnte, so zog er es vor, die Tiara zum Vortheil des Merdaza abzulegen, dem er den Vorzug

vor seinen übrigen Söhnen gab. Doch in unbeschränkten Monarchieen werden die unschuldigsten Handlungen des Fürsten zu Verbrechen, sobald ihr Ansehn einmal verscherzt ist. Schiruyeh, sein ältester Sohn, fand selbst im Kerker Mittel, die Großen des Reichs für sich zu gewinnen, und zweiundzwanzig Satrapen, welche sich Patrioten nannten, übernahmen das Werk, den Sohn der Sira auf den Thron zu setzen. Den Soldaten wurde vermehrte Löhnung, den Christen freie Gottesverehrung, den Gefangenen Freiheit, dem ganzen Volke Friede und Verminderung der Steuern versprochen. Nach dem Plane der Verschwörer sollte Schiruyeh mit den Zeichen der Königswürde in dem Lager bei Arba erscheinen, und wenn das Unternehmen fehlschlüge, sich nach Constantinopel retten. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Der allgemeine Beifall, womit Schiruyeh empfangen wurde, war für Chosroës das Zeichen zur Flucht; doch aufgehalten und verhaftet, hatte der alte König zunächst das grausame Schicksal, achtzehn Söhne vor seinem Angesicht ermordet zu sehen, damit die Thronfolge unbestritten bleiben möchte. Man warf ihn hierauf in einen Kerker, wo er nach fünf leidenvollen Tagen starb.

Dem Frieden zwischen Persien und dem oströmischen Reiche stand von jetzt an nichts im Wege. Schiruyeh nannte den Heraklius seinen Bruder, wälzte den von ihm begangenen Vatermord auf den unwiderstehlichen Willen der Gottheit ab, und trug auf Frieden und Bündniß an, welche dauernder wären, als Eisen und Marmor. Heraklius nahm diesen Antrag an. Ohne

Bedauern gab der Sohn des Chosroës die Eroberungen seines Vaters auf, und der oströmische Imperator war allzu einsichtsvoll, um die Schwäche des Reiches durch erweiterte Gränzen vermehren zu wollen. Die Eigenthümlichkeit der Zeiten offenbarte sich in nichts so sehr, wie darin, daß, statt der im Kriege eingebüßten Adler, das wahre Kreuz zurückgegeben wurde, welches Chosroës von Jerusalem nach einer von seinen persischen Hauptstädten hatte versetzen lassen. Die Kriegsgefangenen wurden ausgewechselt, und was von persischen Besatzungen in Syrien und Aegypten zurückgeblieben war, erhielt freien Abzug. Die Rückkehr des Heraklius von Tauris nach Constantinopel war ein anhaltender Triumphzug; und nachdem der Imperator in der Hauptstadt angelangt war, ermangelte er nicht, das wahre Kreuz dem heiligen Grabe zurückzugeben, und dieser Feierlichkeit in eigner Person beizuwohnen, wobei die Priesterschaft es ihm zur Pflicht machte, Diadem und Purpur abzulegen. Die Echtheit des Kreuzes wurde von dem verständigen Patriarchen von Jerusalem genau untersucht, und das Andenken an die ganze Ceremonie dauert in der jährlichen Feier der Kreuzeserhöhung für die römisch-katholische und für die griechische Kirche fort.

Schiruyeh genoß die Früchte seines Verbrechens kaum acht Monate; er starb sogar vor der Vollziehung des von ihm abgeschlossenen Friedensvertrages. Sein Sohn Ardschir, sollte ihm folgen; doch diesen wollte Scheheriar, welcher gegen Heraklius gefochten hatte, nicht anerkennen. Unbekannt sind die Ursachen dieser Weigerung, wie so vieles, was die Begebenheiten Per-

siens während dieses Zeitraums aufzuhellen vermöchte. Als Ardschir erschlagen war, folgte Scheheriar auf dem persischen Thron; doch nur auf kurze Zeit. Nicht weniger als neun Regenten verdrängten sich binnen vier Jahren. Ihre Namen hier anzuführen würde überflüssig seyn, und wir wollen bloß bemerken, daß unter ihnen zwei Königinnen, Töchter des letzten Chosroës, waren. Das Reich war durch den letzten Krieg erschöpft. Jede Provinz, jede Stadt war eine Bühne des Aufruhrs und der Zwietracht; und nachdem die Anarchie noch acht Jahre gedauert hatte, brachte das Joch der arabischen Kaliphen die Factionen zum Schweigen.

Nicht viel besser standen die Sachen im oströmischen Reiche. Die Unerbittlichkeit, womit die christliche Priesterschaft ihre Darlehne zurückforderte, ließ dem Heraklius keine andere Wahl, als seine Unterthanen durch Auflagen zu erschöpfen und die schwachen Ueberreste der Betriebsamkeit zu zerstören. Was die Bevölkerung, durch den Verlust von etwa zweimal hundert tausend Mann, die das Opfer eines sechsjährigen Kampfes geworden, gelitten hatte, kam in keine Betrachtung gegen den Verfall des Ackerbaues und der Künste, der mit jedem Tage überhand nahm. Während nun Heraklius zu Constantinopel oder Jerusalem triumphirte, wurde an den Gränzen Syriens eine unbedeutende Stadt von den Saracenen geplündert; und dies war für das oströmische Reich der erste Anfang jener Revolution, welche um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts damit endigte, daß Constantinopel und die westlichen Provinzen von den Türken erobert wurden.

Wir haben uns durch diese beiden Kapitel in den Stand gesetzt, die große Umwälzung, welche durch Muhamed über die asiatische und die europäische Welt ausging, in einem anderen Lichte darstellen zu können, als worin sie gewöhnlich angeschauet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Medici.

(Fortsetzung.)

Ehe wir die Geschichte der Medici verfolgen, wird es nöthig seyn, die Entstehung und Fortbildung des Herzogthums Toscana anzugeben, welches unter dem Nachfolger Alessandro's zuerst die Benennung eines Großherzogthums erhielt und dadurch eine Wichtigkeit gewann, die es früher nicht gehabt hatte.

Das gegenwärtige Großherzogthum Toscana ist ein großer Theil desjenigen Landstrichs, welcher, zwischen der Macra und dem Tiber gelegen, von den Römern Etrurien genannt wurde. In den ältesten Zeiten, deren die Geschichte erwähnt, von seinen Lucumonen regiert, und dann sehr allmählig von den Römern unterjocht, theilte er, so lange das römische Reich im Westen fortdauerte, das allgemeine Schicksal Italiens. Nach dem Umsturze der ostgothischen Herrschaft durch die Waffen Justinians, wurde es erst von den Longobarden, und dann von den Franken erobert. Der Untergang des carlovingischen Hauses, und die Kriege, welche sich um das Königreich Italien erhoben, hatten eine gänzliche Auflösung der gesellschaftlichen Bande zur Folge. Dies benutzten die

die größeren Städte, um die Ketten des Feudal-Systems zu sprengen, und sich in Freiheit zu setzen. In Tuscien, dem gegenwärtigen Toscana, machte Pisa den Anfang; es vertraute der Fruchtbarkeit seines Bodens und seiner für den Handel höchst günstigen Lage, und es erreichte seinen Zweck durch die Besonnenheit, womit es die Freiheit umfaßte. Florenz, in seinem ersten Ursprunge eine römische Colonie, lange unbedeutend, aber durch seine Lage am Arno im Innern der Provinz zur Auszeichnung berufen, folgte dem Beispiele Pisa's, und Wohlhabenheit war die Folge dieses kühnen Entschlusses zur Freiheit. Der lange Kampf der deutschen Kaiser mit den römischen Bischöfen gab Veranlassung zu Vergrößerungen. Anfangs wetteiferten Pisa, Florenz und Siena um die Ehre, die stärkste Anziehungskraft auszuüben; doch sobald Pisa im Kampf mit Genua abgeschwächt war, trat Florenz nur desto herrlicher hervor. Zwischen dem Kirchenstaate und Mailand gelegen, mußte es fortdauernd auf seiner Hut seyn, sowohl gegen die Politik der Päbste, als gegen die der Herzoge von Mailand; und dies gelang ihm dadurch, daß es die Entstehung einer großen Macht in Italien zu verhindern verstand, und daß es die Zwietracht jener kleinen Republiken, womit es umgeben war, zur Vergrößerung seines Gebietes benutzte. Bündnisse, Verträge, Geld, Gewalt — Alles wandte es zu seiner Vergrößerung an, und nach ungefähr drei Jahrhunderten war es so weit vorgeschritten, daß sein Gebiet sich vom tyrrhenischen Meere bis zum Herzogthum Urbino (vier

und zwanzig italiänische Meilen vom adriatischen Meere) erstreckte.

Eine größere Ausdehnung wurde, theils durch die Lage der Republik zwischen dem Kirchenstaate und der Lombardei, theils durch die Verfassung verhindert, welche sie sich bei ihrem ersten Ursprunge gegeben hatte. Da nämlich diese Verfassung eine rein städtische war: so vertrug sie sich nicht mit einer großen Autorität, welche allein im Stande ist, ungleichartige Bestandtheile so zu verbinden, daß sie zu einem Ganzen werden. Es kam, wie in allen Antimonarchieen, so in Florenz, bei weitem mehr darauf an, den regierenden Familien gewisse Vorzüge und Vortheile zu erhalten, als ein umfassendes Regierungs-System aufzustellen, welches allen Staatsbürgern ohne Ausnahme zum Besten gereicht hätte. Die sogenannte Republik zerfiel in zwei von einander durchaus verschiedene Theile. Grafschaft (contado) wurde das ursprüngliche Gebiet von Florenz genannt, weil die alten Gewalthaber der Stadt den Grafentitel geführt hatten; District hingegen nannte man alle die Gebiete, welche sich nach und nach, gezwungen oder freiwillig, unterworfen hatten. Zwischen der Grafschaft und dem District war das Verhältniß des Kerns zur Schale, d. h. der letztere war um der ersteren willen vorhanden, die ihn benutzte, so gut sie konnte. Die regierenden Herren hatten ihre Wohnsitze in der Grafschaft, die Unterthanen die ihrigen im Districte; und wenn die eine oder die andere von den zur Magistratur berufenen Familien in ihren Vermögensumständen zurückgekommen war, so pflegte sie sich proconsularisch im District zu er-

holen, ohne daß ihr dies in Florenz selbst zu irgend einem Nachtheile gereicht hätte. Nichts kam dieser Politik so sehr zu Statten, als die Verfassung der unterworfenen Städte. Statuten wurden seit dem elften Jahrhundert die gesetzlichen Einrichtungen genannt, welche jede italiänische Stadt zu ihrer Erhaltung getroffen hatte. Daß dabei auf den Vortheil der benachbarten Stadt keine Rücksicht genommen war, versteht sich wohl von selbst. Die Streitigkeiten aber, welche sich hieraus entwickelten, waren unendlich. Der Magistrat von Florenz war also als Schiedsrichter vollauf beschäftigt; und er war es um so mehr, je weniger es in seiner Macht stand, die Gesetze so abzuändern, daß die Harmonie der Bürger daraus, wie von selbst, abgeflossen wäre. Dazu kam noch, daß die antimonarchische Verfassung, wie in Florenz selbst, so in den seiner Oberherrlichkeit unterworfenen Städten, mancherlei Unruhen nach sich zog, welche nur dadurch beigelegt werden konnten, daß man zu Geldstrafen, Confiscationen und Verbannungen schritt. In dieser Hinsicht wiederholte sich in dem Gebiete von Florenz, was in einer früheren Periode die römische Regierung ausgezeichnet hatte, so fern sie, antimonarchisch in ihrem Mittelpunkte, in dem Umkreise durchaus monarchisch wirkte; und gerade so wie in dem Gebiete von Rom die Feststellung der Monarchie für das Ganze das größte und unabtreibliche Bedürfniß der Provinzen war, eben so war dies auch der Fall in dem Gebiet von Florenz, sobald sich dessen natürliche Gränze gefunden hatte.

Man sieht hieraus, daß, wie achtungswerth auch

die Gesinnungen und selbst die Einsichten eines Herzogs von Florenz seyn mochten, dennoch die von ihm zu lösende Aufgabe sehr schwierig blieb. Denn wie nothwendig auch die Verwandlung der Antimonarchie in ihren Gegensatz geworden war, so stand doch das Interesse aller Derjenigen entgegen, deren Ansehn auf der Fortdauer der Antimonarchie beruhete. Die früheren Medici hatten nur dadurch mit sich versöhnt, daß sie sich aller Eingriffe in die Vorrechte der aristokratischen Familien enthalten hatten und auf ihre eigene Kosten Fürsten gewesen waren. Da sie dies nicht lange aushalten konnten, so hatten sie allerdings darauf bedacht seyn müssen, das Verhältniß der Grafschaft zu dem Distrikt abzuändern; dadurch aber hatten sie sich nur unversöhnliche Feindschaften zugezogen, und der Herzog Alessandro kann als Derjenige betrachtet werden, der die Krisis herbeiführte, welche über die Fortdauer des ganzen Staats entschied. Durch Lorenzino ermordet, schied Er freilich aus: aber die Monarchie überlebte ihn; und weil sie nothwendig geworden war, so wurden ihre vornehmsten Bekämpfer ihr Opfer.

Es waren aber die inneren Verhältnisse nicht das Einzige, womit ein Herzog von Florenz zu kämpfen hatte. Alle Beziehungen hatten sich seit dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts verändert. Durch die gleichzeitige Entdeckung des vierten Welttheils und eines näheren Weges nach Ostindien war der Handel Italiens mit dem Oriente, wo nicht vernichtet, doch tief erschüttert. Ein dreißigjähriger Krieg hatte seit Ludwigs des Achten Eindringen in die italiänische Halbinsel nicht

bloß den bürgerlichen Zustand, sondern auch den Geist und die Sitten der Italiäner verwandelt. Die Unsicherheit des Eigenthums und die Vergeblichkeit einer sittlichen Anwendung der Kräfte brachten es mit sich, daß sie aus der gewohnten Bahn wichen; den Fremdlingen, welche ihr Land verheerten, von keiner Seite gewachsen, wollten sie lieber alte Gewohnheiten aufgeben, als ihre Bestimmung im Dienen finden. Wie weit man gehen kann, wenn es nicht an Entschlossenheit fehlt, hatte Cäsar Borgia gezeigt; und wie abschreckend sein Beispiel auch seyn mochte, so führte doch der Drang der Umstände zur Nachahmung. Um alles zu gewinnen, glaubte man alles wagen zu müssen; man glaubte dies um so mehr, weil man nichts mehr zu verlieren hatte. Seit dem Siege des Kaisers bei Pavia und der Plünderung Roms war Karl der Fünfte zum Herrn von Italien geworden; nur Rom und Venedig standen in einiger Unabhängigkeit da, die, in Vergleichung mit früheren Zeiten, nicht aufhörte ein Gegenstand der Wehklage zu seyn. Diesen Zustand verabscheuend und gleichwohl viel zu schwach, um ihn abändern zu können, unterhielt man allenthalben geheime Verbindung mit Frankreich, welche die öffentliche Ruhe bedroheten. Jeder italiänische Staat hatte seine Ausgewanderten, welche gegen die werdende Ordnung verschworen waren; zu gleicher Zeit mußte man sich allenthalben gegen Räuberbanden schützen. Gefahren also, welche nicht auf eigenem Grund und Boden gewachsen waren, droheten, wie Giftbäume, aus der Nachbarschaft.

Für einen jungen Fürsten, der, wie Cosmo, zu-

gleich ein neuer Fürst war, konnte aber kein Umstand nachtheiliger wirken, als die Leidenschaft des Nachfolgers von Clemens dem Siebenten. Der Cardinal Farnese, welcher den päbstlichen Stuhl, als Paul der Dritte, bestiegen hatte, war ein Mann von seltenen Talenten und einem sehr geübten Blick; aber ihm fehlte die Erhebung, wodurch er Italien allein nützlich werden konnte. Nur mit dem Gedanken beschäftigt, wie er seinem Sohne Piero Luigi einen Staat erwerben wollte, verkannte er seine Bestimmung in einem so hohen Grade, daß er Staat und Kirche gleich sehr Preis gab, um etwas zu Stande zu bringen, das in sich unmöglich war, nämlich einen bleibenden Frieden zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten. Die scheinbar unpartheiische Mitte, in welcher er sich zwischen Beiden hielt, brachte keine andere Wirkung hervor, als daß der Kaiser ihm eben so wenig traute, als der König von Frankreich. Er haßte Karl den Fünften wegen des Uebergewichts, welches dieser in Italien errungen hatte; aber er haßte Franz den Ersten nicht weniger, weil er in ihm einen halben Ketzer sah. Als Freund des Cardinals Hippolyto de Medici war er ein Feind des Herzogs Alessandro gewesen. Jener war vergiftet, dieser erstochen; und ein Pabst, dem die Ruhe Italiens am Herzen gelegen hätte, würde Alessandro's Nachfolger aus allen Kräften unterstützt haben. Daran fehlte indeß so viel, daß Paul der Dritte alle die Verschwörungen unterstützte, welche in den Städten der Romagna gegen das Leben des jungen Fürsten angesponnen wurden, und es unstreitig sehr ungern sah, daß die florentinischen Ausgewanderten bei

Montemurlo unterlagen. Zwietracht unter den kaiserlichen Statthaltern und Ministern auszustreuen, war eine von den Hauptangelegenheiten dieses Pabstes; wie viel Unheil aber auch daraus für Italien entstehen mochte, so pflegte er doch den Einzelnen bei dem Kaiser zu entschuldigen, um Freunde zu behalten, welche die Erhebung seines einfältigen Sohnes begünstigten. So verhielt es sich mit Paul dem Dritten, der den gemeinsten Eigennutz hinter der Larve der Unpartheilichkeit und Freundschaft zu verbergen suchte.

Das kaiserliche Ministerium in Italien bestand aus Männern, welche, eingeweihet in die Idee ihres Herrn, einem jungen Fürsten sehr viel zu schaffen machen konnten. In Mailand regierte Alfonso d'Avalos, Marquis del Vasto, ein Mann, der sich in den letzten Kriegen ausgezeichnet hatte und den Oberbefehl über die sämmtlichen Truppen des Kaisers in Italien zu führen verdiente. An der Spitze der Republik Genua stand Andreas Doria: er hatte seinen Landsleuten ihre Unabhängigkeit zurückgegeben, und führte den Oberbefehl über die Seemacht des Kaisers im mittelländischen Meere. Das Königreich Neapel wurde von Don Pedro de Toledo, jüngerem Bruder des Herzogs von Alba, verwaltet: einem Manne, der, in Vertrauen auf die Zustimmung des Kaisers, so schonungslos zu Werke ging, daß er sich gegen das Ende seiner Statthalterschaft rühmte, in der Hauptstadt des Königreichs Neapel nicht weniger als achtzehntausend vom Leben zum Tode gebracht zu haben. Vice-König von Sicilien war Don Ferrante Gonzaga, und, vollauf beschäftigt mit der Vertheidigung

dieser Insel gegen die Anfälle der Türken, nahm er allein wenig Kunde von Dem, was in Italien vorging. Zu Rom residirten, als kaiserliche Abgesandte, der Marquis von Aguilar und der Graf von Cisuentes, mit dem Auftrage, die Schritte des römischen Hofes, so wie die der kleineren italiänischen Staaten, zu beobachten. Unter verschiedenen Vorwänden unterhielt der Kaiser allenthalben Personen, welche mit seinen Abgesandten in schriftlichem Verkehr standen. Selbst die ersten Beamten der italiänischen Staaten waren in seinem Solde, und zu diesen gehörte unter andern der Cardinal Cibo, der, als Haupt der kaiserlichen Parthei, im Cardinals-Collegium dem Pabste verhaßt, nach Florenz gesendet worden war, um den Herzog Alessandro in der Bahn zu erhalten, welche die Politik des Kaisers vorzeichnen würde.

Unter solchen Umständen trat der achtzehnjährige Cosmo de Medici seine Regierung an, und solchen Hindernissen zum Trotz, sollte er einen Staat, der sein Daseyn und seine bisherige Entwickelung der Hauptstadt verdankte, so umbilden, daß das Ganze durch die Person des Fürsten zu einer wahren Einheit gediehe.

Nicht mit Unrecht betrachtete Cosmo den Sieg bei Montemurlo als den Anfang seiner Fürstenwürde; denn obgleich der Kaiser seine Wahl genehmigt hatte, so war doch sein Daseyn nichts weniger als unabhängig und frei, so lange es ein Heer gab, das ihn in seiner Hauptstadt aus geringer Entfernung bedrohete. Durch die Hinrichtung der Rebellen war das größte Hinderniß der Souveränetät aus dem Wege geräumt worden, und

vortheilhaft wirkte der durch diese Hinrichtung verursachte Schrecken. Das Collegium der Acht und vierzig dauerte zwar fort; allein, um es zu lähmen, bedurfte es nur einer Zurückhaltung, wodurch ihm die Kenntniß der Staatsangelegenheiten entzogen wurde: denn Rechte, die es hätte geltend machen können, besaß es nicht. Cosmo selbst war ein Mann von nicht geringer Fassungskraft, und was ihm an Einsicht abging, wurde durch die Erfahrung des Cardinals Cibo, vorzüglich aber durch die eines gewissen Francesco Campana, der seit den Zeiten Lorenzo's, Herzogs von Urbino, im Dienste der Medici gestanden hatte, ersetzt. Die Mutter des jungen Fürsten war eine Frau von seltenen Einsichten, welche aus Liebe zu ihrem Sohne sich, seit dem Tode ihres Gemahls, nicht hatte wieder vermählen wollen. Erleichtert wurde das ganze Regierungsgeschäft durch den guten Willen des großen Haufens, einem Oberhaupte zu folgen, welches einer berühmten Familie angehörte.

Es würde nach dem Siege bei Montemurlo alles nach Wunsch gegangen seyn, hätte nicht Karl der Fünfte, dem mit dem Herzog Alessandro geschlossenen Vertrage gemäß, die toscanischen Festungen gefordert und erhalten. Versagen konnte man sie um so weniger, weil der Kaiser vorgab, sie nur zum Besten des jungen Fürsten besetzen zu wollen; sobald sie aber ausgeliefert waren, befand man sich in den Händen der kaiserlichen Generale und Minister, und war unfähig, irgend einen Entschluß zu fassen, der dem Vortheil Karls des Fünften entgegen war, wie sehr er auch übrigens zum Be-

sten des Staates gereichen mochte. Jene Freiheit also, welche von Seiten der alten Aristokratie nicht länger streitig gemacht wurde, war durch den gebietenden Willen eines fremden Monarchen beschränkt, und es bedurfte der höchsten Vorsicht, wenn man nicht Mißtrauen und Feindschaft erregen wollte.

Am sichersten glaubte der junge Herzog das Vertrauen des Kaisers dadurch zu gewinnen, daß er sich um die Hand der Wittwe Alessandro's bewarb. Margarethe von Oesterreich hatte beim Tode ihres Gemahls ein Alter von funfzehn Jahren zurückgelegt, und ihre für Florenz gefaßte Vorliebe, verbunden mit dem Einfluß, welchen Cosmo's Mutter auf sie gewann, ließen einen glücklichen Erfolg hoffen. Doch Paul der Dritte war dem jungen Herzoge bereits zuvorgekommen, und die politischen Verwickelungen, worin der Kaiser um diese Zeit lebte, gestatteten ihm nicht, dem Pabste ungefällig zu seyn. Pauls erster Gedanke war kein anderer gewesen, als seinem Sohn Piero Luigi durch eine Vermählung mit Margarethen von Oesterreich das ganze Herzogthum Toscana zu verschaffen; zu diesem Endzweck hatte er die Ausgewanderten begünstigt, und Cardinäle nach Florenz gesendet, um die Gährung in der Hauptstadt zu vermehren. Da es ihm aber hiermit nicht gelungen war, weil der Kaiser die Wahl des florentinischen Senats bestätigt hatte: so war er vor allen Dingen darauf bedacht gewesen, dem jungen Fürsten den Beistand zu entziehen, welchen die Vermählung der Prinzessin Margaretha zu gewähren nicht verfehlen konnte. In dieser Absicht hatte er sich bei dem Kaiser um die

Hand Margarethens für seinen Nepoten Ottavio Farnese beworben, hoffend, daß, wenn der Kaiser seine Einwilligung gäbe, die Vergrößerung seiner Familie ganz von selbst erfolgen würde; Karl der Fünfte aber hatte sich diesem Antrage nicht abgeneigt bewiesen, und ein dem Pabste gegebenes Versprechen mochte die Ursache der Zurücksetzung seyn, welche Cosmo erfuhr. Kaum hiervon unterrichtet, ließ Paul dem jungen Fürsten seine Nepotin Vittoria Farnese durch den Cardinal Cibo antragen, dem er, auf den Fall eines glücklichen Erfolges, nicht bloß die Zurückgabe der Legation von Bologna sondern auch Bereicherung durch mancherlei Pfründen und Citta di Castello als Lehn versprach. Doch Cosmo ging nicht auf diesen Vorschlag ein, weil seine Mutter und Campana ihm begreiflich machten, daß der vergängliche Schutz eines abgelebten Pabstes ihm wenig zu Statten kommen würde; und Paul rächte sich dadurch, daß er Cosmo's Unterthanen, unter dem Vorwande des Türkenkrieges, zwei Zehnten auflegte, und weil dieselben nicht bezahlt wurden, die Bewohner Toscana's mit Censuren und Interdicten quälte. Auf solche Weise blieb die Vermählung des jungen Fürsten unentschieden; und damit stand in unmittelbarer Verbindung, daß die toscanischen Festungen in den Händen des Kaisers blieben.

Im Allgemeinen mochten des Kaisers Gesinnungen gegen Cosmo nicht ganz ungünstig seyn. Indeß vereinigten sich mit der gewohnten Langsamkeit seines, die ganze europäische Welt umfassenden Cabinets die Politik, vielleicht auch der Eigennutz, mehrerer Minister, welche

es bedenklich fanden, einen neuen Fürsten schnell emporkommen zu lassen. Hauptgegenstände der Ueberlegung für sie waren die Vermählung der verwittweten Herzogin und die Befreiung Filippo Strozzi's: jene, weil sie den Pabst anging; diese, weil sie einen der reichsten Privatmänner betraf, der sein Leben mit einer großen Summe zu erkaufen verhieß. Nur Granvelle sagte in Beziehung auf den verunglückten Rebellen: „wer einmal todt ist, fängt keinen neuen Krieg an;" und auf dieses Wort erfolgte zuletzt der Befehl, daß Strozzi dem Arm des Richters überliefert werden sollte: ein Befehl dessen Ausführung der Unglückliche durch einen Selbstmord zuvorkam. In Ansehung der Vermählung seiner Tochter mit einem päpstlichen Nepoten war der Kaiser noch weit unentschlossener: einmal, weil für Margarethens Gemahl ein Staat ausgemittelt werden mußte; zweitens weil zu befürchten war, daß die Päbste, von einem solchen Beispiel verführt, auf ähnliche Vermählungen dringen möchten. Cosmo's Angelegenheiten rückten also nicht von der Stelle, und der Beendigung des neuen Krieges zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten blieb es überlassen, wie das Schicksal Toscana's ausfallen würde.

Mit Soliman dem Zweiten verbündet, war Franz seit dem Jahre 1536 in Italien eingefallen, und hatte alle Vormauern von Mailand bereits erobert, als Carl, von Afrika zurückkehrend, nachdem er den König von Frankreich zu Rom in einem vollen Consistorium einen Treubrüchigen genannt hatte, mit seinem unwiderstehlichen Heere vordrang, die Franzosen aus dem Mailändi-

schen, Piemontesischen und aus Savoyen verjagte, und sogar die Provence überschwemmte. Da der Graf von Buren gleichzeitig in die Piccardie eingedrungen war, so sah Franz sich um so mehr auf bloße Vertheidigung beschränkt. Im südlichen Frankreich vertheidigten sich Marseille und Arles mit Nachdruck, während Montmorency sein Lager am Zusammenfluß der Durance und des Rhone-Flusses aufschlug, und, um das Vordringen des Feindes zu verhindern, die Provence von den Franzosen selbst verheeren ließ. Nur allzu bald bemerkte Karl, daß er in Frankreich keine Fortschritte machen würde: sein Heer schmolz unter Beschwerden, Hunger und ansteckenden Krankheiten zusammen, indeß Soliman mit jedem Tage in Ungarn einzufallen drohete. Unter Umständen dieser Art mußte eine Neigung zum Frieden entstehen, und gegen Ende des Jahres 1537 wurde man darüber einig, daß man in Nizza zur Unterhandlung desselben zusammentreten wollte.

Ehe die Besprechungen zu Nizza ihren Anfang nahmen, erfolgte die förmliche Bestätigung Cosmo's, als Herzogs von Florenz; sie war vom 30. Septbr. 1537, und erst nach ihrer Ankunft nahm Cosmo den herzoglichen Titel an, den er aus Achtung für den Kaiser sich bis dahin versagt hatte. Gern hätte er in eigener Person dem Friedens-Congresse beigewohnt. Doch aus Furcht vor neuen Unruhen, welche bei der Nähe der Ausgewanderten und bei Vitelli's Unzuverlässigkeit, in seiner Abwesenheit nur allzu leicht entstehen konnten, zog er es vor, den Cardinal Cibo und seinen ersten Secretär Francesco Campana nach Nizza zu senden. Beide

kamen daselbst vor dem Pabste an, und hatten folglich desto freieren Spielraum für ihre Unterhandlungen. Ihre Anträge lauteten auf Zurückgabe der Festungen, und auf Genehmigung des Kaisers in Ansehung einer Verbindung des jungen Herzogs mit der verwittweten Herzogin, des Kaisers Tochter. Nun erklärte zwar der Kaiser, daß er die mit spanischen Truppen besetzten Festungen so lange behalten wollte, als das Schicksal des Herzogs im Kampf mit mißvergnügten Unterthanen zweifelhaft sey; indeß bewilligte er auf der Stelle, daß Vitelli den Oberbefehl verlieren und für seine geleisteten Dienste durch das Lehn dell' Amatrice im Königreich Neapel belohnt werden sollte. In Ansehung der verwittweten Herzogin beharrte Karl der Fünfte standhaft auf dem Beschluß, daß sie die Gemahlin eines päbstlichen Nepoten werden sollte; doch machte er sich anheischig, dem Herzog eine Gemahlin zu geben, welche ihn zufrieden stellen sollte. Die Gesandten des Herzogs hatten unstreitig geglaubt, die Zurückgabe der Festungen am sichersten dadurch bewirken zu können, daß sie das Familien-Interesse des Kaisers ins Spiel zögen; allein sie machten die Erfahrung, daß Karl der Fünfte den Herrscher sehr wohl von dem Familien-Chef zu unterscheiden verstand. Es war also immer nicht viel, was sie ausgerichtet hatten, und die Entfernung Vitelli's aus Florenz zuletzt das Einzige, was ihre Sendung rechtfertigte. Dem Könige von Frankreich und der Gemahlin des Dauphin vorgestellt, mußten sie sich gefallen lassen, ihren Herrn von der letzteren einen Usurpator nennen zu hören; denn nicht genug, daß sie das Allodium des

Herzogs Alessandro, als ihr gebührend, zurückforderte, machte sie, als Tochter Lorenzo's, Herzogs von Urbino, sogar Anspruch auf die Suveränetät von Florenz.

Der Pabst war mit dem stolzen Gedanken nach Nizza gegangen, daß es ihm gelingen werde, den König von Frankreich mit dem deutschen Kaiser auszusöhnen, und Beide gegen Deutschland zu vereinigen, dessen Bewohner, die Mehrzahl der Fürsten gar nicht ausgenommen, in der Empörung gegen den heiligen Stuhl beharreten und täglich Fortschritte in der Glaubensfreiheit machten. Doch der Erfolg entsprach einer so kühnen Voraussetzung des Pabstes nicht. Weder Franz der Erste noch Karl der Fünfte bezeigten die mindeste Neigung, ihren Vortheil dem des Pabstes unterzuordnen; und wie sehr die Theokratie bereits in den Hintergrund getreten war, offenbarte sich am meisten in den Conferenzen von Nizza, in welchen es sich fortdauernd um den suveränen Besitz des Herzogthums Mailand handelte, den weder der König von Frankreich noch der deutsche Kaiser fahren lassen wollte. Ein Friedensvertrag war beabsichtigt worden; allein das Einzige, was sich zu Stande bringen ließ, war ein zehnjähriger Waffenstillstand, während dessen der Kaiser und der König von Frankreich in dem durch den Tractat von Madrid bestimmten Besitz ihrer Länder bleiben sollten. Selbst dieser lange Waffenstillstand (welcher nur allzu bald wieder aufgehoben wurde) würde nicht abgeschlossen worden seyn, wenn Karl, um die in einer Empörung begriffenen Genter mit Nachdruck bestrafen zu können, dem König von Frankreich nicht die Hoffnung gemacht hätte,

daß Mailand ihm abgetreten werden sollte. An Pauls des Dritten Stelle würde sich jeder andere Pabst des kleinlichen Erfolges seiner Vermittelung geschämt haben; doch, es sey nun, daß Paul, auch bei dieser Gelegenheit, nur den Vortheil seiner Familie beabsichtigte, oder daß die Zeit selbst den Pabst unfähig gemacht hatte, weltlichen Fürsten zu gebieten: genug, der einzige Vortheil, den Paul von seiner Vermittelung zog, war das wiederholte Versprechen, daß die verwittwete Herzogin von Florenz sich mit seinem Nepoten Ottavio Farnese vermählen solle: ein Versprechen, welchem der Kaiser, um den Pabst für die aufgewendeten Reisekosten zu entschädigen, 300,000 Scudi zum Ankauf von Gütern im Kirchenstaat, in der Lombardei und in dem Königreich Neapel, hinzufügte. Paul war hierüber außer sich vor Freuden. Nicht so die verwittwete Herzogin. Alles hatte sie gethan, um ihre Vermählung mit einem päbstlichen Nepoten abzuwenden; und als alle ihre Bemühungen fehlgeschlagen waren, ging sie, in Trauer gehüllt, nach Rom, um die ihr aufgedrungene Bestimmung zu erfüllen.

Für einen Fürsten in Cosmo's Lage war die Vermählung ein so wichtiger Punkt, daß er keinen Augenblick vernachlässigt werden durfte. Neue Versuche des Pabstes, seine Nepotin Vittoria zur Herzogin von Toscana zu erheben, schlugen vorzüglich dadurch fehl, daß kaiserliche Minister sich ihrer annahmen; denn es sprang in die Augen, daß sie dies nur thaten, um den Herzog in größerer Abhängigkeit von sich zu erhalten. Cosmo, von seiner Mutter und von seinen treuesten Rathgebern ge-

geleitet, richtete sein Augenmerk erst auf die verwittwete Herzogin von Mailand, deren Gemahl vor Kurzem gestorben war, dann auf die Tochter des polnischen Königs Sigismund, zuletzt auf eine zweite natürliche Tochter des Kaisers, von welcher man sagte, daß sie in Spanien lebe; allein sobald er sah, daß er die mit diesen Vermählungen verknüpften, in dem besonderen Vortheil des Kaisers beruhenden, Schwierigkeiten nicht überwinden würde, entschloß er sich, die Verbindung mit dem Hause eines kaiserlichen Ministers jeder anderen vorzuziehen.

Dies war Don Pedro de Toledo, Vice-König von Neapel, ein Nachgeborner des Herzogs von Alba. Abstammend aus einem Hause, welches sich gleichen Ursprungs mit dem der alten Könige von Castilien zu seyn rühmte, führte Don Pedro de Toledo, als Erbherr von Villafranca, zwar nur den Titel eines Markgrafen; allein der wichtige Posten eines Vice-Königs von Neapel, verbunden mit der Gunst Karls des Fünften, die er vor vielen andern Ministern genoß, machte eine Verbindung mit ihm wünschenswerth. Auch kannte der Vice-König von Neapel seinen Vortheil so gut, daß er, sobald der Herzog sich um die Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, beworben hatte, auf der Stelle die doppelte Forderung machte, daß Cosmo seine älteste Tochter heirathen und derselben dasselbe Leibgedinge bewilligen sollte, welches der Herzog Alessandro der Tochter des Kaisers hatte versprechen müssen. Doch weder das Eine noch das Andere war nach dem Geschmack des jungen Herzogs. Er wünschte verwandtschaftliche Bande mit dem Vice-

Könige von Neapel; doch wollte er sich nicht das Gesetz vorschreiben lassen. Statt der ältesten Tochter des Vice-Königs wählte er die zweite, und in der Bestimmung des Leibgedinges wollte er nicht über 50,000 Ducaten hinausgehen. Auf diese Bedingungen wurde ein förmlicher Vertrag geschlossen, und zu Anfang des Sommers von 1539 führte Don Garcia de Toledo, ein Sohn des Vice-Königs, dem Herzoge die Braut bis nach Pisa entgegen, von wo sie mit großem Pomp in das herzogliche Schloß von Florenz gebracht wurde. Der Kaiser konnte diese Heirath nicht mißbilligen; dem Herzoge Cosmo aber gewährte sie diejenige Stütze, deren er bedurfte. Bei der unvermeidlichen Abhängigkeit, worin er von dem Willen Karls des Fünften stand, war ihm die Verbindung mit der Tochter eines kaiserlichen Ministers unstreitig vortheilhafter, als jede andere gewesen seyn würde. Freilich mußte er sich gefallen lassen, daß die Feinde seines Schwiegervaters auch die seinigen wurden, und daß der Marchese del Vasto, der Graf von Aguilar und Don Juan de Luna, Guvernör von Florenz, im Bunde mit dem Pabste, ihm manchen Abbruch thaten; indeß gewann er durch jene Verbindung sehr bald Einen Vortheil, der nicht leicht allzu hoch angeschlagen werden konnte.

Cardinal Cibo hatte das mit allen geistlichen Ministern gemein, daß er seinem Herrn nur zur Hälfte ergeben war. Im Ganzen genommen war die Wahl des Herzogs gegen seinen und Vitelli's Willen erfolgt; denn Beide hatten die Absicht gehabt, einen natürlichen Sohn Alessandro's (ein Kind von drei bis vier Jahren) auf

den herzoglichen Thron zu erheben, und in dessen Namen zu regieren. Hieran durch den Widerspruch der Senatoren, d. h. durch das Collegium der Acht und vierzig, verhindert, hatten sie zwar in die Wahl Cosmo's gewilligt, doch ihre Maaßregeln so genommen, daß dieser nicht leicht etwas über sie vermochte. Vitelli war seit einiger Zeit durch ein Lehn im Königreiche abgefunden worden. Cibo, obgleich vereinzelt und jedem Verdachte ausgesetzt, fand noch immer Mittel, sich auf seinem Posten zu behaupten, vorzüglich dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit mit den Ministern des Kaisers gemeinschaftliche Sache zur Beschränkung des Herzogs machte. Indeß schlug auch seine Stunde. Als die verwittwete Herzogin von Florenz nach Rom abging, um die Gemahlin des päbstlichen Nepoten zu werden, wünschte sie den natürlichen Sohn ihres Gemahls mit sich zu nehmen. Hierein konnte Cosmo freilich nicht willigen, weil es gefährlich war, dem Pabste ein Kind anzuvertrauen, welches Rechte hatte, die sich geltend machen ließen; um indeß nicht ungefällig gegen Margarethens Launen zu seyn, gestattete er, daß der kleine Giulio sie nach Siena begleiten durfte. Zu größerer Sicherheit wurde der Cardinal Cibo mitgeschickt. Er erfüllte seinen Auftrag wenigstens in so fern, als er den Knaben nach Florenz zurückbrachte. Doch anstatt ihn der Mutter des Herzogs zu überliefern, behielt er ihn bei sich, gleichsam als ein Unterpfand der herzoglichen Abhängigkeit. Cosmo schöpfte hieraus keinen Argwohn, und schien es sogar zu billigen, daß der Cardinal sich des Kleinen annahm und ihn unter seiner Aufsicht erziehen ließ; er sah darin

Anfangs nur Vorliebe für ein elternloses Kind, wie sie leicht in Personen ledigen Standes entsteht. Inzwischen konnte ihm nicht entgehen, daß der Cardinal sehr viel vor ihm verbarg, um sich wichtig zu machen; und da seine Freunde gleichzeitig seine Aufmerksamkeit auf die ausgezeichnete Behandlung hinleiteten, welche der Cardinal und alle alten Anhänger des Herzogs Alessandro dem kleinen Giulio bewiesen — eine Behandlung, welche ihn in das Licht des rechtmäßigen Beherrschers von Florenz stellte —: so beschloß er, das gefährliche Kind an sich zu nehmen. Cibo mußte sich von diesem Augenblick an sagen, daß er das Vertrauen des Herzogs verloren habe; doch, anstatt auf den Rückzug bedacht zu seyn, und auf eine gute Weise auszuscheiden, sprengte er aus, daß er sich des natürlichen Sohnes seines Freundes nur angenommen habe, weil der Herzog denselben habe vergiften lassen wollen. Hierüber aufgebracht, veranstaltete der Herzog eine förmliche Untersuchung, bei welcher Don Juan de Luna den Vorsitz führen mußte, damit sie desto unpartheiischer ausfallen möchte. Der kaiserliche Minister that alles, was in seinen Kräften stand, dem Cardinale die Schamröthe zu ersparen, welche eine freche Lüge nach sich zieht; doch da Cibo nichts beweisen konnte, so war sein Verhältniß zum Herzoge nur um so mehr verschlimmert. Geschieden von aller Theilnahme an Staatsgeschäften, verweilte er noch eine Zeitlang in Florenz, weil er seine Anstellung nicht dem Herzoge, sondern dem Kaiser, verdankte; indeß war seine Entfernung deswegen nicht minder nothwendig, und sobald die Einwilligung des Kai-

sers erfolgt war, trennte sich Cosmo willig von einem Manne, der, als Creatur des Kaisers, und als Werkzeug des Pabstes, ihm nur hinderlich seyn konnte.

Die vorzüglichsten Stützen des Herzogs waren von dieser Zeit an: Francesco Campana, dessen wir bereits gedacht haben; Lelio Torello da Fano, einer von den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten seiner Zeit; Pier Francesco del Riccio, ein Priester, welchen die Mutter des Herzogs zu seinem Erzieher ernannt hatte; Ugolino Grifone da St. Miniato und Lorenzo Pagni da Pescia, zwei Secretäre, welche vorzüglich zu Gesandtschaften gebraucht wurden. Cosmo selbst trennte sich von dem Staatsrath, in welchem er bis dahin den Vorsitz geführt hatte, und überließ dies Geschäft einem Stellvertreter, der es nie auf lange Zeit war. Die Kanzler oder Secretäre der Magistrats-Collegien mußten ihm von allem, was vorging, Bericht abstatten, und durch Erklärung seiner Willensmeinung kam er ihren Beschlüssen zuvor. In dasselbe Verhältniß traten zu ihm die Guvernöre der Provinzen, die Hauptleute und wer sonst irgend eine Macht ausübte. Auf diese Weise entnervte er das Ansehn der Magistråte, und brachte es dahin, daß die öffentlichen Aemter mehr ein Gegenstand des Geldeigennutzes als des Ehrgeitzes wurden. Der ganze Staat wurde cabinetsmäßig regiert, und die ungemeine Thätigkeit des Fürsten stand für Alles ein. So hatte Clemens der Siebente es einrichten wollen, und so würde sich die Regierung des Herzogthums schon unter Alessandro ausgebildet haben, wenn dieser Herzog eben so gelehrig ge-

wesen wäre, wie Cosmo. Die eigentliche Seele des Staats war Campana; allein indem Cosmo den Rathschlägen dieses eben so wohlmeinenden, als unterrichteten Mannes folgte, konnte er nie zu kurz kommen.

Doch welche Stellung Cosmo auch nehmen, und wie sehr im Innern seines Herzogthums ihm alles nach Wunsch gelingen mochte: so mußte er sich doch durch das Verhältniß gedrückt fühlen, worin sein Staat zu der unförmlichen Monarchie Karls des Fünften stand: ein Verhältniß, worin jener zu einer Schaluppe ward, welche dem Linienschiffe nachschwimmt. An eigentliche Freiheit war für den Herzog nicht eher zu denken, als bis seine Festungen von der spanischen Besatzung befreiet waren, welche ihn durch ihre Forderungen in allen Entwürfen störte; um aber Karl den Fünften zur Abberufung dieser Besatzung zu bewegen, mußte man ihm, vorausgesetzt, daß der Entschluß dazu aus seiner Großmuth hervorgehen sollte, ein Vertrauen einflößen, dessen er, nach so vielen bitteren Erfahrungen von der Treulosigkeit seiner vorgeblichen Freunde, gänzlich unfähig geworden war. Nur der Drang der Umstände konnte dem Herzoge die Erleichterungen verschaffen, die er so sehnlich wünschte; und ein Glück für ihn war es, daß dieser Drang nicht ausbleiben konnte.

Trotz dem Waffenstillstande von zehn Jahren, der zu Nizza abgeschlossen war, hatte Franz der Erste sein Verhältniß zu Soliman dem Zweiten fortgesetzt. Der Gedanke des französischen Königs war, die Umstände zu seinem Vortheil zn benutzen und seine Maßregeln so zu nehmen, daß der Erfolg nicht fehlschlagen könne. Sobald also Karl, nach Beilegung der Unruhen in den

Niederlanden und nach Besänftigung der Deutschen durch eitle Verheißungen, seinen spanischen Unterthanen zu Liebe, einen neuen Feldzug gegen die Seeräuber der afrikanischen Küste unternommen hatte, gab die Ermordung zweier französischen Agenten, von welchen der eine nach Constantinopel, der andere nach Venedig bestimmt war, das Zeichen zu einem neuen Kriege zwischen Frankreich und Spanien. Franz, mit Geld und Truppen versehen, hatte den Herzog Wilhelm von Cleve und den türkischen Kaiser auf seiner Seite. Jener war bestimmt, Deutschland in Aufruhr zu setzen; dieser sollte mit 200,000 M. in Ungarn einfallen. Der König selbst gedachte den Kaiser an der spanischen Gränze, in Flandern und in Piemont anzugreifen. Nie war die Thätigkeit des letzteren auf eine stärkere Probe gesetzt worden. Sein Unternehmen gegen Algier war gescheitert; aber wie unangehm ihm dies auch in mehr als Einer Hinsicht seyn mochte, so schlug es doch zu seiner Rettung aus, weil, wenn er Vortheile auf der afrikanischen Küste davon getragen hätte, die Verfolgung derselben ihm die Kaiserkrone kosten konnte. Nach seiner Zurückkunft auf europäischen Boden war sein erstes Geschäft, die Ostgränze Spaniens zu befreien. Er wendete sich hierauf nach Italien, indem er sich von Barcellona nach Genua einschiffte. Jetzt oder nie konnte der Herzog von Florenz hoffen, einen Theil seiner Wünsche erfüllt zu sehen. Karl brauchte Geld und Truppen, um Kaiser zu bleiben; und beides konnte der Herzog gewähren. Daß die Festungen unter diesen Umständen zurückgegeben werden würden, war nicht zu bezweifeln;

aber die Aufgabe war, dem Pabst an der Erwerbung von Siena zu verhindern, und das Fürstenthum Piombino dem Herzogthum Toscana einzuverleiben. Es war der Mühe werth, für so bedeutende Zwecke selbst eine Reise nach Genua zu machen; und unbedenklich entschloß sich der Herzog dazu. Die Aufnahme, welche er fand, entsprach seinen Erwartungen. Der Kaiser willigte in die Zurückgabe der Festungen gegen eine Entschädigung von 100,000 Ducaten, und gab Versprechungen in Beziehung auf Piombino. Schwer hielt es, ihn von dem Entschlusse abzubringen, den er gefaßt hatte, die Republik Siena dem Kirchenstaate einzuverleiben; doch sobald der Vice-König von Neapel ihm vorgestellt hatte, daß er alle Diejenigen, welche ihm treu gehorchten, muthlos machen würde, wenn sie erführen, daß er Siena dem Pabste verkauft hätte, und daß das Geld und die Freundschaft eines hinfälligen und treulosen Priesters kein Ersatz wäre für den Schaden, den er seinem unsterblichen Ruhme zufügte, gab er auch über diesen Punkt nach, und alle Bitten seiner Tochter Margaretha, ihren Gemahl, welcher um diese Zeit Herzog von Camerino war, mit Siena oder mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen, waren vergeblich. Der große Plan, den deutschen Kaiser mit fünf Armeen anzugreifen, ging in dem Mangel an Vollziehungsmitteln unter. Da die Gefahr für Flandern am größten war, so begab sich Karl nach dieser Seite hin, indem er die Vertheidigung Italiens dem Marchese del Vasto überließ. Hier machten die Franzosen freilich einige Fortschritte; doch sobald der Herzog von Cleve zur Unterwerfung genöthigt,

Heinrich der Achte, Karls Bundesgenosse in diesem Kriege, in Frankreich gelandet, und Karl selbst nach der Einnahme von St. Dizier in die Champagne eingedrungen war, bemächtigte sich ein allgemeiner Schrecken der französischen Heere. Die Wegnahme der französischen Magazine in Chateau-Thierry (die man, unstreitig mit Unrecht, der Verrätherei der Herzogin von Estampes, Beischläferin des Königs, zuschrieb) vermehrte denselben, in so fern der Dauphin, welcher die Gränze decken sollte, nun gelähmt war. Schon zitterte man in Paris vor der Erscheinung der Spanier und Deutschen; und Franz, um nicht beladen mit dem Fluche der Franzosen in das Grab zu sinken, suchte und fand den Frieden, den er muthwillig gebrochen hatte. Dieser Friede wurde im Jahr 1544 zu Crespy abgeschlossen und setzte Frankreich in eben den Zustand zurück, worin es bei dem Tode Ludwigs des Zwölften war, wiewohl mit dem Unterschiede, daß Franz ein Concordat errungen hatte, welches dem Bischof von Rom die unbeschränkte Suveränetät über Frankreich raubte. Drei Jahre nach diesem Frieden starb Franz.

Während Karl der Fünfte in den Niederlanden und in Frankreich selbst beschäftigt war, that Cosmo alles, was in seinen Kräften stand, die Ruhe in Italien zu sichern. Er unterstützte den Marchese del Vasto nach der Niederlage, welche dieser bei Ceresuola (in der Nähe von Asti) gelitten hatte, damit er den Franzosen unter dem Herzog von Enghien gewachsen bleiben möchte. Er beschützte die toscanische Küste gegen die Landungsversuche der türkisch-französischen Flotte unter Barba-

rossa und Piero Strozzi. Er hielt die unruhigen Bürger der Republik Siena in Zaum, so oft sie die Schwäche der spanischen Besatzung benutzen wollten, um ihre alte Freiheit wieder zu gewinnen. Am meisten hatte er mit Paul dem Dritten zu kämpfen, dessen Politik der seinigen entgegengesetzt war. Der Pabst war nämlich nicht so sehr auf Seiten des Kaisers, daß er nicht große Unfälle hätte wünschen sollen, um durch dieselben bessere Aussichten für seine Zwecke zu erhalten. Nichts war dem allgemeinen Oberhaupte der christlichen Kirche so anstößig, als daß Karl der Fünfte ein Bündniß mit Heinrich dem Achten geschlossen hatte, in welchem er nur einen Abtrünnigen und Ketzer, nicht den Monarchen sah. In einem weit milderen Lichte betrachtete er das Verhältniß, worin Franz der Erste mit Soliman dem Zweiten stand; und indem er nichts sehnlicher wünschte, als daß die Türken in Italien landen und des Kaisers Herrschaft auf dieser Halbinsel zerstören möchten, unterstützte er sie, so gut er konnte, von Civita Vecchia aus, mit Lebensmitteln. Cosmo's Thätigkeit, das Gegentheil zu bewirken, war ihm also verhaßt; und wo er dieselbe hemmen konnte, ließ er es nicht an sich fehlen.

Nach dem Frieden von Crespy heischten Cosmo's Verdienste eine ausgezeichnete Belohnung. Ueberzeugt, daß er dieselbe erhalten werde, ermangelte er nicht, den Kaiser an sein Versprechen in Ansehung des Fürstenthums Piombino zu erinnern. Doch Karl der Fünfte konnte die Wünsche des Herzogs nicht erfüllen, ohne auch etwas für den Pabst zu thun; und da er dem Letzteren durchaus abgeneigt war, so blieb die Lage des Herzogs wie vor dem Kriege.

Paul, dem immer deutlicher einleuchtete, daß die Schlauheit des Kaisers und der kaiserlichen Minister der seinigen das Gleichgewicht hielt, wollte das Schicksal seines geliebten Piero Luigi nicht länger ungewiß lassen; und da von der Gnade des Kaisers nichts zu erwarten stand, so beredete er das Cardinals-Collegium zur Einwilligung in die Abtretung von Parma und Piacenza an seinen Sohn. Früher hatten diese Städte zu den Republiken der Lombardei gehört. Im vierzehnten Jahrhundert durch die Visconti von Mailand gestürzt und unterjocht, waren sie eine Zubehörde des letzteren Herzogthums geworden, bis im Jahre 1512, nach Vertreibung der Franzosen aus dem Mailändischen, Pabst Julius der Zweite sie als einen Theil jener Schenkung, durch welche die Gräfin Mathilde so berühmt geworden ist, an sich genommen hatte. Kaiser Maximilian der Erste genehmigte diese Usurpation in dem Tractat, den er in dem eben genannten Jahre mit dem Pabste abschloß; doch, als Franz der Erste im Jahre 1515 den Sieg bei Marignano davon trug, wurden Parma und Piacenza aufs Neue zu dem Herzogthum Mailand geschlagen, und der päbstliche Hof erhielt dieselben nicht eher wieder, als bis die Franzosen im Jahre 1521 im Mailändischen eine gänzliche Niederlage erlitten hatten. Es war Karl der Fünfte, welcher sie der päbstlichen Regierung von Neuem schenkte, und seit dieser Zeit blieben Parma und Piacenza eine Provinz des Kirchenstaates bis zum Jahre 1545, wo es Paul dem Dritten gefiel, sie davon zu trennen, und zu Herzogthümern zu erheben, welche auf die männlichen Nach-

kommen seines Sohnes, gegen einen jährlichen Tribut von neun tausend Ducaten, als Lehne des heil. Stuhls, forterben sollten. Eine Art von Verzweiflung hatte dem Pabste diesen Gedanken eingegeben; der Erfolg aber war, wie er bei den sittlichen Eigenschaften eines Menschen seyn konnte, der die Fürstenwürde einer bloßen Laune verdankte. Der neue Herzog machte sich durch seine Ausschweifungen in kurzer Zeit so verhaßt, daß er am 10. Sept. 1547 in dem festen Schlosse von Piacenza ermordet wurde. Der kaiserliche Statthalter in Mailand, Ferdinand Gonzaga, nahm sogleich, im Namen des Kaisers, Besitz von Piacenza, und das Haus Farnese erhielt das Herzogthum Parma nicht eher zurück, als bis Philipp der Zweite, König von Spanien, es im Jahre 1557 dem Sohne und Nachfolger des ermordeten Herzogs, Ottavio Farnese, schenkte. Von jetzt an behielt dies Haus das Herzogthum Parma, als ein Lehn des Kirchenstaates, bis die männliche Linie desselben im Jahr 1731 ausstarb.

Das Verhältniß des Pabstes zu dem deutschen Kaiser war in diesen Zeiten von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit, daß zwischen Beiden ein Einverständniß recht wohl möglich war. Was den Protestantismus geboren hatte, lebte auch in Karl dem Fünften, und machte ihn geneigt, den Vortheil des Pabstes dem seinigen unterzuordnen; und in so fern war er der entschiedenste Kosmokrat. Doch die unnatürliche Größe seines Reiches, und die Unmöglichkeit, demselben eine andere Einheit zu geben, als die theokratische war, zog ihn unaufhörlich zu dem theokratischen System, als zu demjenigen

hin, wodurch seine persönliche Größe, so wie die seines Hauses, allein fortdauern konnte. Sofern nun die alten Grundlagen des gesellschaftlichen Zustandes fortdauern sollten, mußte er Protestantismus und Reformation hassen; denn beide zweckten auf die Zerstörung dieser Grundlagen ab.

Nur Klugheit hatte ihn zur Nachsicht mit den protestantischen Fürsten Deutschlands bewegen können. Jetzt, nach dem Frieden von Crespy, durch Franz des Ersten Ermattung sicher gestellt, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, wo die verloren gegangene Einheit des deutschen Reiches durch ihn wieder hergestellt werden müsse. Die nächste Aufforderung dazu lag in dem Daseyn eines Bundes, der vor mehr als zwanzig Jahren zur Vertheidigung des Protestantismus und der Reformation errichtet worden war, und dessen Gestalt mit jedem Tage furchtbarer wurde. Zwar fehlte es nicht an einem Gegenbunde: doch dieser war, wie alles, was sich gegen den Willen des Schicksals auflehnt, schwach; und wenn der Protestantismus als ein Uebel betrachtet werden konnte, so griff dies Uebel mit jedem Tage mehr um sich. Das Tridentinische Concilium, welches die beiden kirchlichen Partheien versöhnen sollte, blieb wirkungslos, weil der römische Hof seine Vorrechte nicht einer Erörterung unterwerfen, seine Gegner aber die seit mehr als zwanzig Jahren errungenen Vortheile nicht fahren lassen wollten.

Luther, welcher den Krieg verabscheuete, und als guter Christ den Waffen keinen Einfluß auf die Lehre gestatten wollte, war nicht mehr; mit ihm war die

Friedensliebe gestorben. Anders, als er, dachte der Pabst. Um ein so großes Machtgebiet, wie Deutschland war, nicht einzubüßen, trug er kein Bedenken, sein Heer, etwa zehntausend Mann stark, dem Kaiser zu Hülfe zu senden, wobei die Voraussetzung war, daß es nur einer Züchtigung für einzelne Fürsten Deutschlands bedürfe, um den Köpfen eine andere, dem Vortheil des römischen Hofes besser entsprechende, Richtung zu geben. Der Unterstützung des katholischen Bundes und des Pabstes gewiß, traf Karl vom Jahre 1546 an seine Anstalten zur Vernichtung des Protestantismus. Es erfolgte eine Achtserklärung für die Häupter des schmalkaldischen Bundes, auf welche diese mit einer Kriegserklärung antworteten. Die Unentschlossenheit des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich bewirkte indeß, daß der Kaiser Vortheile gewann, die man ihm, ohne große Anstrengungen, hätte entreißen können. Eben diese Unentschlossenheit ward nicht lange darauf, als Karl päbstliche und niederländische Truppen vereinigte, die Ursache der Auflösung des protestantischen Bundesheeres; denn Johann Friedrich mußte sein Land gegen den Angriff vertheidigen, welchen sein Vetter Moritz, im Bunde mit dem Kaiser, auf dasselbe machte. Die Schlacht bei Mühlberg entschied nicht bloß über das Kurfürstenthum Sachsen und dessen Beherrscher, sondern auch über ganz Deutschland, welches Karl siegend und brandschatzend durchzog.

Er hatte jetzt den Gipfel seines Glücks erstiegen; doch, was ihm die deutschen Fürsten abgeneigt machte, dasselbe verminderte seine Kraft gegen Soliman den Zwei-

ten. Hätte er dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen Freiheit und Würde gelassen, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, die Reformation, wie weit sie sich auch bereits ausgebreitet hatte, zum Stillstand zu bringen, und der römischen Kirche, deren Beschützer er seyn wollte, den Triumph zu verschaffen. Seine Empfindlichkeit verdarb seine Politik. Um sich wegen der Benennung „Karl von Gent," die seine Gegner ihm gegeben hatten, zu rächen, mißhandelte er Beide, und indem er den Imperator geltend machte, erregte er selbst in seinen Anhängern und Freunden die Neigung zum Abfall. Nach Magdeburgs Fall brach Moritz, begleitet von dem kriegliebenden Albrecht von Brandenburg-Culmbach, nach Franken und Schwaben auf, um Karln, der sich krank, ohne Geld und von allen Vertheidigungsmitteln entblößt, zu Inspruck befand, zu überfallen. Schon hatten sich die beiden Feldherren der engen Päße von Ehrenberg bemächtigt, schon bedroheten sie Inspruck, als Karl, der noch so eben den deutschen Fürsten Gesetze vorgeschrieben hatte, die Flucht ergreifen mußte, um nicht in ihre Hände zu fallen. Sich nach Villach in Kärnthen zurückziehend, versuchte er, den entschlossenen Moritz durch den abgesetzten Kurfürsten Johann Friedrich in seinem Laufe zu hemmen; doch zu dem Unerwarteten kam das Schreckliche. Während Heinrich der Zweite sich der Bisthümer Metz, Tull und Verdün bemächtigte und bis an den Rhein vorzudringen drohete, fielen die Türken in das, von dem vor Kurzem erwählten römischen König Ferdinand erworbene Siebenbürgen ein. Solchem Unglück nicht gewachsen,

neigte sich Karl zu einem Frieden mit Moritz. Zu Passau wurden die Besprechungen eröffnet, und festgesetzt, daß nach sechs Monaten ein feierlicher Reichstag gehalten werden sollte, um über die große Angelegenheit der Kirche zu entscheiden, und daß bis dahin alle protestantischen Stände im Besitz der einmal errungenen Vortheile bleiben sollten.

Ereignisse und Unfälle dieser Art konnten nicht anders als mächtig auf den gesellschaftlichen Zustand Italiens zurückwirken. In allen Theilen dieser Halbinsel herrschten Unzufriedenheit und Unruhe, als natürliche Wirkungen von dem Despotismus der kaiserlichen Minister; eine neue Umwälzung schien unausbleiblich. Tief gekränkt durch das Verfahren des Kaisers gegen den Herzog Pier Luigi, und an der Rettung Parma's verzweifelnd, starb Paul der Dritte, den 10. Nov. 1549, in einem Alter von zwei und achtzig Jahren. Sein Nachfolger wurde der Kardinal Giovanni di Monte, der nach seiner Thronbesteigung sich Julius der Dritte nennen ließ. Da der neue Pabst ein geborner Toscaner war, der seine Erhebung vorzügisch der Geschicklichkeit Cosmo's verdankte, so hatte es eine Zeit lang das Ansehn, als ob alles, was der Eigensinn seines Vorgängers verdorben hatte, durch ihn wieder gut gemacht werden könnte. Doch es zeigte sich nur allzu bald, daß auch Julius III. den Vorrechten eines theokratischen Universalmonarchen, so wie diese von dem römischen Hofe bisher waren aufgefaßt worden, nichts vergeben wollte; und da diese Vorrechte nur durch ein Anschließen an Frank-

reich gerettet werden konnten, so waren alle Bemühungen Cosmo's, dasselbe zu verhindern, vergeblich.

Der Herzog von Toscana selbst hatte nur allzu viel Ursachen zur Unzufriedenheit mit dem Kaiser und dessen erstem Minister, dem Bischof von Arras, einem Sohn des vor Kurzem verstorbenen Granvella. Durch ein neues Opfer von 200,000 Ducaten hatte der Herzog das Fürstenthum Piombino, auf Kosten des Hauses Appiani, erworben, als es Karl dem Fünften gefiel, ihn zur Zurückgabe dieses für die Vertheidigung des Herzogthums so nothwendigen Küstenstrichs, unter dem Vorwande zu zwingen, daß dem Hause Appiani Unrecht geschehen sey. Nur verwandtschaftliche Verhältnisse konnten den Herzog unter diesen Umständen abhalten, sich in die Arme des Königs von Frankreich zu werfen, und so die Ausführung der Entwürfe zu beschleunigen, womit Heinrich der Zweite seit seiner Thronbesteigung umging. Das Verhältniß des französischen Hofes mit Soliman dem Zweiten dauerte fort, und je unbeschränkter die türkische Flotte im mittelländischen Meere waltete, desto mehr war für den Handel und die Sicherheit Toscana's zu fürchten, wenn der Herzog nicht wenigstens als neutral erschien.

Doch ehe wir die Geschichte des Herzogthums verfolgen, wird es nöthig seyn, ein Bild von der Verwaltung zu entwerfen, welche dasselbe unter Cosmo erfuhr.

Toscana hatte seit dem Einbruch der Franzosen im Jahre 1494, so wohl in seiner Bevölkerung, als in seinem Wohlstande, beträchtlich gelitten. Der Ackerbau lag danieder; Manufakturen und Fabriken waren gestört

der Handel theils hierdurch, theils durch die Entdeckung von Amerika und durch die Auffindung eines See-Weges nach Ostindien, vermindert. Aus einer handschriftlichen Nachricht Cosmo's geht hervor, daß die Einkünfte des Herzogthums, selbst im Jahre 1550, sich nicht über 367,903 Dukaten netto beliefen. Hiernach würden die Vorschüsse, welche Cosmo dem Kaiser bei mehr als Einer Gelegenheit machte, unbegreiflich scheinen, wenn man nicht wüßte, daß er die Kunst verstand, seine Einkünfte auf allerlei Wegen zu vermehren. Als suveräner Fürst berufen, jenen Unterschied, der zwischen Grafschaft und Distrikt gemacht war, aufzuheben, verbesserte er den gesellschaftlichen Zustand in seinem Herzogthum vorzüglich dadurch, daß er die Bewohner desselben gleichen Gesetzen unterwarf; und in dieser Hinsicht war sein bloßes Daseyn eine Wohlthat, welche nie entstehen konnte, wenn der aristokratische Geist der Republik fortgedauert hätte. Dies würde indeß nicht weit geführt haben, wenn er nicht, gleich nach dem Siege über die Mißvergnügten und Ausgewanderten, im Jahre 1538, sich von dem Gesetze befreiet hätte, welches sein persönliches Einkommen auf 12,000 Dukaten setzte. Da er in seiner Lage über die ganze Staatskraft mit Freiheit verfügen mußte, so blieb nichts Anderes übrig, als die Fesseln zu zersprengen, welche ihm der Senat hatte anlegen wollen; und je besser ihm dies gelang, desto sicherer waren die Fortschritte, welche der Staat in seiner Entwickelung machte. Durch gezwungene Anleihen setzte er sich in den Stand, die öffentliche Ruhe zu sichern; sobald er aber seinen Zweck in dieser Hinsicht erreicht

hatte, gab er die Anleihen auf, und verschaffte sich durch kluge Speculationen das Fehlende. Der kaufmännische Geist, der seine Familie zuerst emporgebracht hatte, beseelte ihn in einem so hohen Grade, daß er auf alle Unternehmungen einging, bei welchen große Gewinne zu machen waren. Nicht genug, daß er mit den vornehmsten Handelshäusern von Florenz in Verbindung stand, pachtete er in Italien Salzwerke und Alaunbergwerke; und auch damit nicht zufrieden, trieb er einen ausgebreiteten Kornhandel. Bald verbreitete sich der Ruf von seiner kaufmännischen Geschicklichkeit so sehr, daß ihm nicht nur aus allen größeren Handelsplätzen Europa's Anträge gemacht wurden, sondern daß auch Pizarro ihn durch einen seiner Vertrauten zur Theilnahme an der Bearbeitung der Minen in Peru auffordern ließ: eine Theilnahme, die er aus Furcht vor Betrug ablehnte.

Durch diese Mittel, welche vielleicht nicht ganz fürstlich waren, aber ihre Rechtfertigung in seiner Lage fanden, setzte er sich in den Stand, jene Ausgaben zu bestreiten, welche die Errichtung neuer Festungen, die Besoldung einer zahlreichen Miliz, und vor allem die Bedürftigkeit des Kaisers nothwendig machten. Nur seine ersten Regierungsjahre hatten das Gepräge des Despotismus; sein Verfahren wurde milder und menschlicher, so wie er an eigener Sicherheit gewann und vermöge seiner unverkennbaren Verdienste um die Bewohner von Toscana ein Gegenstand der Liebe für sie wurde.

So wie der ursprüngliche Geist der Medici in ihm freier wurde, wendete er sich auch nach den Gegenständen hin, welche den Ruf seines Hauses zuerst begrün-

det hatten. Noch immer wetteiferten Fürsten und Freistaaten (jene von diesen angereitzt) in der Achtung für ausgezeichnete Künstler; und schwerlich gab es eine aufrichtigere Huldigung des Genie's, als diese. Michelangelo, welcher noch lebte, hatte sich den Beinamen des Göttlichen (divino) erworben, und vor ihm beugte sich der Stolz der Päbste weit mehr, als vor Kaiser und König. Ihn nach Florenz zurückzurufen, war eine der ersten Angelegenheiten des Herzogs; doch dem greisen Künstler war der Aufenthalt in Rom zum Bedürfniß geworden. Leichter ließ sich Benvenuto Cellini bewegen, Frankreich aufzugeben und den letzten Rest seines Lebens in Florenz hinzubringen, welches er bald nach seiner Ankunft durch seinen Perseus verschönerte. Des Herzogs Baumeister ward Tribulo; und von ihm rührt der Bau der Villa Castello her. Francesco Salviati, Puntormo, Bandinelli, Bronzino und Giovanni Angelo arbeiteten mit Meißel und Pinsel im Dienste des Herzogs, dessen Paläste sich von einem Jahr zum andern vermehrten. Im Jahr 1549 kaufte er von Bonaccorso Pitti jenen Palast, der noch immer den Namen dieser Familie führt. Zur Unterhaltung und Belustigung des Volks wurden Schauspiele gegeben; nur daß Macchiavelli, Ariosto und Trissino, welche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Römer mit so großem Erfolg copirt hatten, in einem Pietro Aretino von Venedig keinen ihrer würdigen Nachfolger hatten.

In dem eigenen Palast errichtete Cosmo eine Akademie; und, überzeugt, daß der toscanische Dialekt sich auf der Höhe, auf welche Dante, Petrarca und Boc-

caccio ihn erhoben hatten, nur dann erhalten würde, wenn er die Gelehrten zu Uebersetzungen aus dem Griechischen und Römischen vermöchte, munterte er sie dazu durch ansehnliche Belohnungen auf. Auf Bembo's Antrag rief er Benedetto Varchi, Carnesecchi, Domenichi Gianbullari und Segni (lauter Gelehrte, welche als eifrige Anhänger der Republik ausgewandert waren) in's Vaterland zurück. Bald machte diese Akademie so viel Aufsehen, daß Karl der Fünfte ihr die Uebersetzung des Boëthius auftrug: eine Arbeit, der sich Varchi und Domenichi gleichzeitig unterzogen. Der Unterricht im Griechischen hob wieder an, und 1546 wurde Lorenz Torentin, ein niederländischer Buchdrucker, unter vortheilhaften Bedingungen nach Florenz eingeladen, um griechische Werke zu vervielfältigen.

Die Wiederherstellung der Universität von Pisa lag dem Herzog ganz vorzüglich am Herzen. Sie hatte sich seit dem Jahre 1494 aufgelös't; und selbst nach der Beendigung des Krieges zwischen Florenz und Pisa, dessen erste Urheber die Franzosen waren, hatte sie zu keinen Glanz zurückkehren können, weil man in Florenz allzu sehr mit sich selbst beschäftigt war. Erst Cosmo dachte auf wirksame Mittel, die größte Zierde der ehemaligen Republik zurückzuführen. Auf seine Kosten mußte Filippo del Migliore die Städte der Lombardei durchreisen, um die berühmtesten Männer dieser Provinz für den Plan des Herzogs zu gewinnen; und so wenig wurde das Geld gespart, daß man den Matteo da Corte, einen der berühmtesten Philosophen dieser Zeit, durch ein Gehalt von zwölf hundert Ducaten an sich

fesselte. Branda Porro, ein mailändischer Philosoph, wurde auf dieselbe Weise gewonnen. Der Herzog selbst entwarf mit Campana die Statuten für die neue Universität, und es entstanden ganz neue Lehrstühle; unter andern einer für Astrologie, welche der Herzog liebte, und auch einer für die Botanik. Obgleich durch Privilegien aller Art für ein hohes Maaß von Freiheit sowohl der Professoren als der Studierenden gesorgt war, so ließen sich die entgegenstehenden Hindernisse doch nicht auf der Stelle überwinden. Erst nach und nach erntete Cosmo die Früchte seiner Bemühungen. Die Lehrsäle füllten sich mit Ausländern, um von Vegio, Niccolo Guicciardini und Roncagallo die Wissenschaften des Rechts, von Corte, Vesalio, Guido Guidi, gewesenem Leibarzt des Königs Franz von Frankreich, und Anderen die Arznei-Wissenschaft, von Arealdo Colombo und Gabriello Fallopia die Zergliederungskunst, und von Branda Porro u. s. w. Philosophie zu hören.

Es waren dies andere Mittel, als die, welche einen Dante, Petrarca, Boccaccio und so viele ausgezeichnete Köpfe des funfzehnten Jahrhunderts in's Leben gerufen hatten. Diese ließen sich nicht länger anwenden; was mit der Republik zusammenhing, war auf immer dahin. Indeß blieb der Sinn für Kunst und Wissenschaft auch bei verminderten Anregungen des Gemüths lebendig; und wenn Cosmo's Schöpfung auch nur den Galileo Galilei geweckt hätte, so würde durch sie immer sehr viel Großes geleistet worden seyn. Unstreitig bezog Cosmo hierin alles nur auf sich; doch selbst, wenn er von den unedelsten Beweg-

gründen wäre geleitet worden, so würde dies nichts geschadet haben, weil er, um seinen Zweck zu erreichen, Mittel anwenden mußte, die eine ihm verhaßte Freiheit gaben. In ihm selbst war sehr wenig Sinn für Wissenschaft und Kunst. Die einzige, welche er aufrichtig liebte, war die Goldmacherei, diese Lieblingskunst der Großen seiner Zeit. Alle Geheimnißkrämer seines Jahrhunderts fanden sich bei ihm ein, und wurden mit offnen Armen empfangen. Gold machten sie freilich nicht, und so fern Cosmo desselben bedurfte, mußte er es auf den vorbeschriebenen Wegen erwerben; allein so wie die Beschäftigung mit Naturkräften immer zu neuen Entdeckungen führt, so gab auch die von Cosmo getriebene Goldmacherei Veranlassung zur Entdeckung von neuen Giften, mit welchen sich in Italien ein bedeutender Absatz machen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

In wie fern kann der Bergbau ein Gegenstand des Privat-Betriebes werden?

Der letzte Zweck eines Staates kann kein anderer seyn, als seinen Bewohnern eine kraftvolle National-Existenz zu verschaffen. Die gesammte Staatskraft aber ist in der Industrie der Staatsbürger enthalten. Alles also, was die Industrie fördert, muß nothwendig auch die Staatskraft stärken; so wie umgekehrt Das, was der Industrie Abbruch thut, die Staatskraft schwächt, und eben deswegen dem letzten Staatszweck entgegenwirkt. In einem Staate müssen daher alle Verrichtungen oder gesellschaftliche Arbeiten gleich sehr geschützt und befördert, und keine derselben vernachlässigt, oder, umgekehrt, auf Kosten der andern begünstigt werden. Geschieht das Letztere, so ist nichts natürlicher, als daß zuletzt selbst die begünstigte darunter leidet; denn vermöge des Zusammenhanges, in welchem alle Verrichtungen stehen, unterstützt die eine die andere. Es ist unmöglich den Ackerbau da auf die höchste Stufe des Flors zu bringen, wo man Manufakturen und Fabriken zu Grunde gehen läßt; so wie letztere ohne jenen und ohne ein tüchtiges Handelsverkehr nicht gedeihen können.

Sind die aufgestellten Sätze richtig und keiner Widerlegung fähig, so folgt daraus nothwendig: daß es die Pflicht einer jeden Staatsregierung ist, auch den Bergbau, der für die Belebung der Industrie von der größesten Wichtigkeit ist, und was mit ihm zusammenhängt, aus allen Kräften zu unterstützen.

Es giebt indessen nicht leicht einen Gegenstand, über welchen irrigere Ideen in Umlauf wären, als über den Bergbau. Der Grund davon ist, daß eine Menge Personen, selbst Staatsmänner und Schriftsteller, denen man sonst Einsichten und Kenntnisse nicht absprechen kann, über den Bergbau geurtheilt haben, ohne das Mindeste davon zu verstehen, oft, ohne nur einmal aus Neugierde ein solches Werk in seinem Innern gesehen zu haben. Analogieen, hergenommen von dem Ackerbau und der Forstwissenschaft und der damit in Verbindung stehenden Domainen- und Forst-Verwaltung, oft auch von anderen Gegenständen, haben dann ersetzen müssen, was an der gründlichern Kenntniß des Gegenstandes selbst abging.

So haben z. B. Viele die Bergwerke mit Grundstücken, oder mit Manufakturen und Fabriken verglichen, und zwar ersteres, weil Bergwerke öfters durch gute Administration und durch ihre Reichhaltigkeit eben so wie Landgüter auf eine Reihe von Jahren einen sichern und sich fast gleich bleibenden Ertrag abgeworfen haben; letzteres aber, weil Bergwerke, wie Fabriken und Manufakturen, die Werkstätte einer regen und lebendigen, nie rastenden Thätigkeit sind, und der Industrie einen großen Spielraum öffnen.

Ein geringes Nachdenken lehrt indeß, daß hier jede Vergleichung unrecht angebracht ist, und daher nothwendig höchst mangelhaft ausfallen muß. Denn, um nur bei dem Vergleiche mit liegenden Gründen stehen zu bleiben: so ist es eine bekannte Sache, daß Metalle und die übrigen Mineralien einem Naturreiche angehören, worin es nicht, wie bei dem Pflanzenreiche, in des Menschen Macht stehet, die Producte nach Willkür zu cultiviren, oder wohl gar wieder anzupflanzen und zu vervielfältigen. Mit welchem Rechte will man also Bergwerke einem Landgute an die Seite stellen, das, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, seinem Besitzer jährlich einen bestimmten Theil der Summe wieder zurückgiebt, die er auf den Ankauf und den Anbau verwendet hat, oder das, mit andern Worten, Jahr für Jahr eine bestimmte Rente abwirft?

Eben so wenig vollständig aber ist der angewendete Vergleich mit Manufakturen und Fabriken. Denn, nicht zu gedenken, daß Bergwerke recht eigentlich zum Zweck haben, einen Urstoff und ein Urmaterial darzustellen, das entweder unmittelbar verbraucht, oder nachher erst durch Manufakturen und Fabriken seine weitere Vervollkommnung erhält: so ist ja allgemein bekannt, daß es bei Manufakturen und Fabriken ganz in der Willkür des Menschen steht, dieselben da zu errichten, wo Ort und Zeit die Gelegenheit dazu darbieten, sich das rohe Material in Menge und mit Bequemlichkeit zu verschaffen, und die angefertigten Fabrikate mit Vortheil zu verkaufen. Ja, eine Manufaktur kann durch ungünstige Umstände sogar zu Grunde gehen, ohne daß deshalb

für immer die Aussicht verloren wäre, sie entweder an demselben Orte, oder anderswo und zu einer andern Zeit, selbst in vermehrter Zahl, aufs Neue emporblühen zu sehen. Wie ganz anders aber verhält es sich dagegen mit Bergwerken! Diese können in der Regel nur Einmal bearbeitet werden, und das bloß an der Stelle, wo die Natur für gut befand, eine Niederlage ihrer, in den geheimsten Werkstätten bereiteten, Schätze aufzuhäufen. Da hängt die Anlage nicht von der Willkür des Menschen ab, sondern alles kommt auf den günstigen Zufall der Entdeckung an. Der ganze weitere Betrieb muß sich ferner lediglich nach den Local-Umständen richten, so wie überhaupt die ganze Dauer des Betriebes nur auf eine gewisse Reihe von Jahren beschränkt ist, und der endliche Fall durch keine Kunst und Einsicht hintertrieben werden kann.

Jede Vergleichung hier ist also unstatthaft und unpassend.

Doch ohne hierbei weiter zu verweilen, gehen wir sofort zur Hauptsache über.

Die neuesten Lehrer der Staatswirthschaft sind nämlich darin einstimmig, daß die Benutzung der Domänen durch eigene Verwaltung des Staats als die schlechteste angesehen werden müsse.

Denn es sey, so führen sie an, eine ausgemachte Sache, daß auch der redlichste und in seiner Vollmacht unbeschränkteste Verwalter sich für fremden Vortheil nie so eifrig thätig finden lasse, als für eigenen; und doch bestehe gerade in der thätigsten Aufmerksamkeit auf Vermeidung einer großen Menge kleiner Schäden, auf

die Gewinnung einer großen Menge kleiner Vortheile, und in der gänzlichen Freiheit, hinsichtlich der mit Einsicht zu treffenden Wahl der Cultivirung und Bestellung, allein das Mittel großen Erfolgs bei der Landwirthschaft, wie bei allen Gewerben.

Es müsse daher, behaupten jene Schriftsteller ferner, die Veräußerung der Domänen für die National-Wohlfahrt, und mithin für das Erhöhen der Staats-kraft, als von dem größesten Nutzen angesehen werden; oder, falls sich ja hierbei temporelle Hindernisse fänden, oder andere Bedenken entgegenständen: so seyen die Domänen wenigstens vereinzelt zu vererbpachten, oder in Zeitpacht zu geben, jedoch auf einen nicht zu kurzen Zeitraum.

Nicht anders aber verhalte es sich mit den Domänen-Forsten. Auch sie sollten ohne weiteres veräußert werden; auch mit ihnen solle sodann jeder Eigenthümer frei verfahren können, wie er wolle, und das Holz ohne Umstände abhauen, wo er glaube, den Boden mit Vortheil urbar machen zu können.

Denn jegliche Benutzung des Bodens gedeihe nur in der Hand des Privatmannes zum wahren Vortheil des Staates; das Einmischen der Regierung in die Verwaltung desselben werde immer größere oder mindere Nachtheile nach sich ziehen.

Dies zugegeben, wiewohl bei Verwaltung der Forsten einige sehr erhebliche Zweifel gegen den aufgestellten Satz in seiner Allgemeinheit erhoben werden könnten, — entsteht ein völliger Fehlschluß, sobald meh-

rere Schriftsteller über Staatswirthschaft nun auch mit dem Satze auftreten:

„Daß eben so Bergwerke in den Händen des Privatmannes für die Erhöhung der Industrie, und mithin für die Vermehrung der Staatskraft, vortheilhaft seyn würden; daß daher die Regierungen sich ebenfalls ihrer Aufsicht und Verwaltung begeben, und solche überall — jedoch mit Rücksicht auf das Vorkaufsrecht des Grundeigenthümers — ohne weiteres veräußert werden sollten.“

Der Sachkundige geräth in Verlegenheit, ob er bei den letztgedachten Schriftstellern mehr die Unwissenheit und Oberflächlichkeit, oder die Arroganz, womit dergleichen Behauptungen dreist und zuversichtlich aufgestellt werden, anstaunen soll.

Um mit dem letzten Satze anzufangen, daß beim Vorkauf der Bergwerke dem Grundeigner das Vorkaufsrecht gebühren müsse; so entsteht die Frage: wer darf als der Grundeigenthümer eines Bergwerkes angesehen werden?

Antwort: Es kann ein solcher nie mit Zuverlässigkeit ausgemittelt werden, da die Natur in Hinsicht der Gränzen und Lagen, worin sie das Erz und die übrigen Mineralien im Innern der Erde vertheilt hat, ganz andere Gesetze befolgt, als wonach irgendwo auf der Oberfläche der Erde Grundeigenthum vertheilt ist. Zwischen dem Grundeigenthum auf der Oberfläche der Erde und seinen Eintheilungen und Abgränzungen, und dem Streichen und Lagern der Erzgänge und übrigen Mineralien, ist durchaus keine Uebereinstimmung und kein Zusammenhang.

Will man aber sagen: Derjenige müsse als Grundeigner angesehen werden, auf dessen Gebiet ein Bergwerk zuerst entdeckt wird; so ist bekannt, daß der kunst- und regelmäßig betriebene Bau eines solchen Werkes, wodurch es am Ende doch nur allein, sowohl für den Privateigenthümer, wenn ein solcher existirt, als für den Staat, wahrhaft vortheilhaft werden kann, oft die Anlage von Schächten und Stollen und Künsten und Maschinen, auf dem Gebiete ganz anderer Grundeigner nothwendig macht, als wo der Erzgang oder das Mineral selbst zuerst sich zeigte.

Es kann also auch in dieser Hinsicht kein Schluß auf den Grundeigner gemacht werden, und folglich ist es ohne Sinn — da von einem Grundeigner bei Bergwerken überhaupt nicht füglich die Rede seyn kann, indem ein solcher, streng genommen, nicht existirt —, wenn von einem Vorkaufsrechte des Grundeigners geredet wird.

Aber: „Bergwerke in den Händen von Privatpersonen würden für den Staat weit vortheilhafter seyn."

Soll diese Behauptung einen Sinn haben, so kann derselbe kein anderer seyn, als dieser: So wie der Ackerbau und Manufacturen und Künste und Handwerke sich anerkannt weit besser befinden, wenn der Staat, oder vielmehr die Regierung desselben, sich in deren Verwaltung und Ausübung nicht mischt, sondern nur allen Reibungen im Innern der Gesellschaft, die möglicher Weise aus Collisionen entstehen könnten, zuvorkommt, und dafür sorgt, daß alle Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, die der immer freiern und vollkomm-

nern Ausübung jener Zweige der Industrie im Wege stehen: so würde sich auch der Bergbau weit besser dabei befinden, und für die Erhöhung der Staatskraft von ganz anderem Erfolg seyn, wenn der Betrieb desselben bloß der Privatindustrie überlassen wäre. — Der Staat hätte also nichts Besseres zu thun, als alle seine Bergwerke, wofern sie nicht schon von Privatpersonen bearbeitet werden, je eher je lieber zu verkaufen, und sich um die Verwaltung dieses höchst wichtigen Zweiges der Industrie hinfort gar nicht zu kümmern.

Soll diese Idee in die Wirklichkeit übergehen, so wird vor allen Dingen dazu gehören:

a) daß, so wie es den Staaten, wo ein blühender Ackerbau Statt findet, und Manufacturen und Fabriken, und Handel und Gewerbe in Flor seyn sollen, nicht an tüchtigen Oekonomen und erfahrnen Manufakturisten und Handwerkern und Kaufleuten fehlen darf: so auch tüchtige und erfahrne Bergbaukundige in hinlänglicher Anzahl da seyn müssen;

b) aber, daß, so wie jene Oekonomen und Fabrikanten und Kaufleute mit den zu ihrem Gewerbe nöthigen Kapitalien versehen seyn müssen: so auch diese Bergbaukundigen der zum Bergbau nöthigen Fonds nicht entbehren dürfen.

Die Erfahrung lehrt, daß in letzterer Hinsicht beides so gut wie gar nicht vereinigt ist. Ungeachtet Alexander v. Humbold, wenn ich nicht irre, der Nautik und dem Bergbau, mit ihren Hülfs- und Nebenwissenschaften, unter allen Wissenschaften den höchsten Rang zugesteht, und sie für die allerschwierigsten erklärt, —

worin ihm der Kenner ohne Bedenken Recht geben wird —: so fehlt es dennoch zwar nicht an Männern die sich dem Studium der letzteren, theilweise oder ganz, gewidmet haben, und mithin im Stande sind, den Bergbau und was dazu gehört zweckmäßig zu leiten. Aber: „Nicht Allen ist Alles verliehen!“ Wo sollen nun für diese Männer die ungeheuren, zuweilen in die Hunderttausende und Millionen gehenden Kapitalien herkommen, die der vollständige Betrieb oft eines einzigen Werkes erfordert!

Sagt man: es mögen Diejenigen die Kapitalien hergeben, die im Besitz des Geldes sind, und Jene mögen mit ihrer Wissenschaft sie unterstützen: so dient hierauf zur Antwort, daß die Sache sodann um nichts gebessert ist. Wenn bei der Oekonomie, so wie bei Fabriken und Handwerken und beim Handel, alles von der eigenen Leitung und der eigenen Thätigkeit abhängt, und hierbei nur das Stattfinden des eigenen Interesse den höchsten Grad jeglicher Vollkommenheit zu Wege bringt: so fällt dieser Vortheil beim Bergbau gänzlich weg, sobald die Leitung desselben von den Eigenthümern dennoch andern Sachverständigen überlassen werden muß; wie ja dies auch die Erfahrung beinahe aller Privatbergwerke, wo sogenannte Gewerkschaften die Unternehmer sind, lehrt. Wir befinden uns hier in dem Fall eines Edelmannes, der sein Gut einem Hausmeier überläßt, und sich aus Bequemlichkeit oder — Unwissenheit um die eigene Bewirthschaftung nicht kümmert. Oder sähe man wirklich, wie dies z. B bei Landgütern der Fall ist, daß diejenigen Bergwerke, die auf Rechnung

nung des Staates betrieben werden, hinter den gewerkschaftlichen Gruben eben so zurück wären, wie die sogenannten Domänen hinter Privatgütern, wo der Eigenthümer die Wirthschaft selbst betreibt, und sie nicht einem Pächter oder Verwalter überläßt?

Sodann aber: welcher Privatmann sollte wohl thöricht genug seyn, seine Kapitalien auf ein so überaus ungewisses Ding, als ein Bergwerk ist, für dessen ferneren Ertrag kein Mensch, und wäre er der vollkommenste Bergbaukundige, auch nur auf einen Tag, geschweige auf ein Jahr, oder gar auf längere Zeit mit Sicherheit einstehen kann, anzulegen!

Nach Adam Smith, wird selbst in dem gold- und silberreichen Peru Derjenige, der ein neues Bergwerk zu öffnen unternimmt, schon als ein dem Bankerott zueilender, zu Grunde gerichteter Mensch angesehen, und deswegen von Jedermann geflohen. Der Bergbau, sagt dieser, in das Wesen der Staatswissenschaft so tief eindringende Denker, wird dort, wie hier zu Lande, als eine Lotterie angesehen, in welcher die Gewinnste den Nieten bei weitem nicht gleichkommen; obgleich die Größe einiger Gewinnste immer eine Menge unbesonnener Glücksjäger reizt, ihr Vermögen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen.

Und allerdings, entschlösse sich bei uns ein Staat dazu, seine Bergwerke zu veräußern und deren Betrieb Privatpersonen zu überlassen: so würde es auch bei uns nicht an Unbesonnenen fehlen, die ihr Vermögen auf den Betrieb des Bergbaues verwendeten. Man weiß ja,

welchen magischen Reitz oft das bloße Wort „Bergwerk" auf das Ohr des Unkundigen ausübt.

Aber abgesehen davon, welche Menge der nützlichsten Kapitalien dadurch dem Ackerbau und dem Handel entzogen, mithin welche empfindliche Schläge dadurch der Industrie überhaupt versetzt würden: welchen unersetzlichen Verlust würden die Bergwerke selbst erleiden!

Denn, was anders würde der Erfolg seyn, als daß ein Jeder, der sein Kapital auf ein Bergwerk angelegt hätte, dasselbe mit den Zinsen je eher je lieber wieder herausshaben wollte! Welches Wühlen wurde da entstehen, welches Graben, welches Aushöhlen! Wie würden da in kurzer Zeit Bergwerke, die, bei einem kunstgemäßen, regelmäßigen Betriebe, der Gesellschaft, aller Wahrscheinlichkeit nach, Jahrhunderte das Material zu einer großen Menge von Fabriken und Manufacturen geliefert hätten, in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet werden! wie würde selbst dem Landbau eine Menge des nützlichsten Landes, durch das Ausbrechen von zweck- und nutzlosen Stollen und Anlagen, von Gruben und Halden, entzogen werden!

Oder meint man, dies sey eine übertriebene Besorgniß? So gehe hin, du der Sache Unkundiger, und überzeuge dich mit eigenen Augen, oder belehre dich wenigstens aus Schriften, wie unberechenbar und für alle Dauer groß der Schade ist, welcher der Gesellschaft aus dem sogenannten Raubbau (derselbe, den ich so eben geschildert habe), wo nämlich der Bergbau der Laune und der Willkür der Eigenthümer ohne Einschränkung überlassen ist, entsteht. Gehe hin nach den berühmten

Kupferminen von Anglesey, und siehe, wie der Unverstand der Privateigenthümer diese Gruben in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet hat. Oder wandere nach dem näheren Altenburg in Sachsen, und betrachte nahe bei der Stadt den ungeheuren Schlund, den ein planlos geführter Bergbau im Jahre 1620 zu Wege brachte. Oder gehe nach anderen Gegenden, wo die Grundeigner zugleich Eigenthümer von Bergwerken sind, und schaue diese Menge von aufgeworfenen Hügeln, und das Zerreißen und das Zerfetzen oft des brauchbarsten Ackers *). So kommst du vielleicht zurück von dem Wahn, daß, was für den Landbau vortheilhaft ist, auch für den Handel und Gewerbe, es eben so für den Bergbau seyn müsse. Mag der Landmann oder der einzelne Gutsbesitzer ein Jahr oder mehrere Jahre sein Landgut nicht bestellen, wie es den Regeln eines vernünftigen Ackerbaues gemäß bestellt werden sollte; mag der Kaufmann sich in falsche Speculationen einlassen; mögen diese und jene

*) Es bedarf hierzu nur einer Reise nach dem nahegelegenen Riestett (Riedstädt) im ehemaligen Amte Sangerhausen. Der dortige Bergbau auf fossiles Holz liefert eins der merkwürdigsten Beispiele von den höchst nachtheiligen Folgen für ein Land und eine Gegend, wo die Berg-Regalität nicht ausgeübt wird. Jene Gegend nämlich, so arm an Brennmaterialien, könnte sich Jahrhunderte lang dies unentbehrliche Bedürfniß zu den mäßigsten Preisen erhalten, wenn in dem ehemaligen, jetzt preussischen Sachsen, die Braunkohle zu den Regalien gehörte. Da dies leider nicht der Fall ist, so gewinnt jeder Bauer die Braunkohle auf seinem Acker selbst, und vergeudet dadurch diesen großen Schatz, von dem weit über die Hälfte — man kann annehmen drei Viertel — durch den planlosen und stückweise erfolgenden Angriff auf ewige Zeiten verlorengeht.

Fabriken, diese und jene Gewerbe, noch lange nicht zu der Vollkommenheit gediehen seyn, zu der sie, bei einer zweckmäßigen Fabrikationsweise gelangen könnten: das alles sind Dinge, die sich auf der Einen Seite durch eine angemessene Bestellungsart und durch richtige Speculationen wieder ersetzen, oder auf der andern Seite durch vollkommnere Maschinerien und durch eine zweckmäßigere Verfahrungsart verbessern lassen. Aber den Bergbau durch schlechten, unregelmäßigen Betrieb in Verfall gerathen lassen, oder dessen Betrieb wohl gar der Willkür und Habsucht von Menschen Preis geben, die nur darauf ausgehen müssen, in möglichst kurzer Zeit den möglichst größesten Gewinn aus demselben zu ziehen, heißt ein Verbrechen an der Gesellschaft begehen.

Wahrlich, so wie der Satz feststeht, daß alles, was die Industrie vermehrt, die Staatskraft stärkt, Bergwerke aber eins der Hauptbeförderungsmittel der Industrie sind: so ist auch der Satz keiner Widerlegung fähig, daß der Staat selbst die Verwaltung dieses wichtigen Zweiges der Industrie übernehmen und leiten muß, so gut wie er für das Austrocknen von Sümpfen und Morästen, und für die Anlegung von Kunststraßen und Kanälen sorgt, wenn die Gesellschaft wegen des möglichst hohen Vortheils, der ihr aus demselben zufließen kann, gesichert seyn soll.

Einzig und allein aus diesen Gründen sind daher auch mit Recht die Bergwerke, und was ihnen zugehört, für Eigenthum des Staats erklärt und als sogenanntes Regal betrachtet worden. Es soll jedoch hierdurch nicht behauptet werden, daß der Staat Privatpersonen

gar nicht am Bergbau und dem damit verbundenen Hüttenbetrieb Theil nehmen lassen solle. Dies mag allerdings geschehen, und ist sogar, der Concurrenz wegen, wünschenswerth.

Nur ein anderes ist es, diesen wichtigen Zweig der Industrie der Willkür und Habsucht von Privateignern zu überlassen; oder solchen, unter oberster Leitung der Regierung, Theilnahme daran zu gestatten. —

Jene staatswirthschaftlichen Schriftsteller haben, um ihren Satz zu unterstützen, noch angeführt: daß alsdann der Ertrag der Bergwerke, wenn solche nämlich von Privatpersonen bearbeitet würden, bei weitem höher seyn, und mithin für die Staats-Kassen eine weit größere Steuer daraus herfließen würde, als gegenwärtig, wo der Staat noch überdies die so bedeutenden Verwaltungskosten tragen muß.

Wenn der letzte Zweck der Staatsverwaltung nur ist, die größtmöglichsten Summen Geldes in die Staats-Kassen zu locken; und wenn vor allen jene goldenen Abschiedsworte des Sultans im Wintermährchen an seinen Großvezier befolgt werden:

Regiert im übrigen mit Glück! —
Verschiebt so viel ihr könnt bis morgen;
Sorgt immer für den Augenblick;
Und Gott laßt für die Zukunft sorgen! —

so haben jene Schriftsteller ganz recht. Laßt nur einen Staat mit dem Verkaufe der Bergwerke den Anfang machen — so Gott will, werden nicht gleich alle übrigen folgen —; und es wird eine Lust seyn, zu sehen, wie die Privateigenthümer nach Belieben in den unterirdischen

Schätzen herumwühlen, um so viel davon zu Tage zu fördern, als nur immer möglich ist und die Berechnung des höchsten Gewinns, den sie in möglichst kurzer Zeit daraus ziehen können, zuläßt; zumal wenn, wie sich das von selbst versteht, in einem solchen Staate die vollkommenste Handelsfreiheit herrscht, und nun auch das Ausland an diesen in Ueberfluß gewonnenen Schätzen des Mineralreiches Antheil nehmen kann! Das wird allerdings in den ersten Jahren die Staats-Kassen mächtig bereichern, sey es, daß der Staat sich bloß mit dem sogenannten Zehnten begnügt, oder auch noch andere Steuern und Abgaben auf die Bergwerke legt. Aber, o Unglück! diese Quelle des öffentlichen Einkommens ist die flüchtigste und vergänglichste in der ganzen Welt, und versiegt unwiederbringlich in wenigen Jahren, wofern die Staatsverwaltung nicht alle mögliche und zweckdienliche Maaßregeln ergreift, ihre Erhaltung zu sichern und auf der Einen Seite die zu große und unmäßige Habsucht der Besitzer zu beschränken, auf der andern aber durch eine zweckmäßige Leitung des Betriebes, diesen Werken selbst die möglichst längste Dauer zu geben.

Welcher Fehlschluß abermals, die Schätze des Mineralreiches mit denen der anderen Naturreiche zu vergleichen! Alles ist bei diesen des Wiederanbaues und der Vervollkommnung fähig: dem Boden ist durch zweckmäßige Cultur ein höherer Ertrag abzugewinnen; Heerden lassen sich veredeln; die Dauer des Gewinns beschränkt sich in diesen Reichen nicht auf eine Reihe von Jahren, nicht auf einen nur irgend ab-

zusehenden Zeitraum: aber in diesem dritten Reiche der Natur?—

Wenn in einem Staate nur eine bestimmte Anzahl von Kornfeldern, oder von Heerden, oder von Waldungen, und zwar in der Art vorhanden wären, daß von denselben, sobald sie der freien Benutzung der Eigenthümer überlassen würden, vorausgesehen werden könnte, sie wären in kürzerer oder längerer Zeit ohne Rettung zu Grunde gerichtet und auf immer für den Staat verloren: würde irgend eine Staatsverwaltung in der Welt es nun wohl auf diese Gefahr ankommen und die Eigenthümer damit nach Lust und Belieben schalten und walten lassen? Oder würde man nicht sofort und bei Zeiten solche Maaßregeln ergreifen, daß der Gesellschaft der Besitz dieser kostbaren Güter, wo nicht für immer, doch auf die möglichst längste Zeit gesichert bliebe? —

Aber, werden jene Staatswirthschafter sagen, das sind auch Gegenstände der Oekonomie und der ersten Lebensbedürfnisse, ohne welche eine Gesellschaft gar nicht bestehen kann.

Was ist denn aber eine Gesellschaft, und hätte sie des Kornes, des Weins und der Heerden die Hülle und Fülle, der nun alle übrigen Zweige der Industrie fehlen! Gehet doch hin und sehet jene Nomadenvölker an, oder beobachtet jene Staaten, in denen der Ackerbau sich erst zu regen beginnt! — Zum Glück für die menschliche Gesellschaft giebt es keinen bloß Ackerbau treibenden Staat, sondern, ist nur erst ein tüchtiger Anfang im Ackerbau gemacht, so hat es mit Hand-

werken und Fabriken keine Noth. Er würde ja, als solcher, in Kurzem zu Grunde gehen, wenn die Regierung durch verkehrte Maaßregeln Manufakturen und Handel aus seinem Innern entfernen wollte. —

Wollt ihr aber jene Staaten nicht als Muster aller Staaten aufstellen und preisen: so stellt doch nicht den Ackerbau, als allein heilbringend, obenan, und achtet Handel und Gewerbe und Industrie anderer Art für so ganz der Sorge der Regierung unwerth! —

Zu diesem allen kommt noch eine Betrachtung, die in Hinsicht der Gewinnung der beiden edlen Metalle, Gold und Silber, die Veräußerung der Bergwerke an Privatpersonen vollends nicht bloß nicht nützlich, sondern auch überhaupt nicht einmal zulässig macht.

Wenn nämlich die Gewinnung aller übrigen Mineralien der Gesellschaft bloß eine Menge des nützlichsten Materials, theils zum unmittelbaren Gebrauch, theils zur weiteren Verarbeitung liefert: so erhalten Gold und Silber einen bei weitem höheren Werth dadurch, daß sie den vorzüglichsten Stoff zu Demjenigen hergeben, was, indem es, unter der Benennung Geld, Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Verrichtungen wird, gewissermaßen die bindende Kraft ist, welche die Gesellschaften, so wie sie gegenwärtig als cultivirte dastehen, zusammenhält.

Es kann hier nicht die Absicht seyn, weder eine Theorie des Geldes zu geben, noch zu zeigen, wie auf einer richtigen Behandlung desselben am Ende die ganze Nationalwirthschaft beruhet, und wie einzig und allein nur Gold und Silber, eben ihrer Metallität wegen,

mit Verwerfung alles Papiergeldes, wahres Geld zu seyn und zu heißen verdienen; aber folgende Bemerkung, die ich aus dem Hermes *) entnehme, wird unstreitig hier an ihrem Platze seyn.

„Seitdem die Gold- und Silberminen in Mexiko und Peru entdeckt worden sind, und Brasilien, Jahr aus Jahr ein, eine nicht unbedeutende Quantität an edlen Metallen geliefert hat, haben die Europäer aufgehört ihre eigenen Bergwerke in Beziehung auf Gold und Silber zu bearbeiten; und hieran haben sie kaufmännisch unstreitig nicht Unrecht gethan, da die Ausbeute, welche die europäischen Bergwerke gegeben haben würden, mit einem weit geringern Aufwand von Kosten gewonnen werden konnte, so lange Amerika's Gold- und Silbergruben so reichhaltig waren. Da indessen die Unerschöpflichkeit dieser Gold- und Silbergruben durch nichts verbürgt ist; da außerdem, aller Wahrscheinlichkeit nach, gegenwärtig Umstände eintreten, welche den Zusammenhang, worin Europa bisher durch Spanien und Portugal mit Amerika gestanden hat, entweder für immer oder wenigstens für einen längeren Zeitraum aufheben werden; da endlich durch den täglichen Verbrauch der edlen Metalle, und selbst durch den Handel mit Indien, die Masse des Goldes und Silbers in Europa in einer beständigen Abnahme begriffen ist — so entsteht die Frage: ob die Grundsätze, um derentwillen man die

*) Hermes oder die Natur der Gesellschaft, mit Blicken in die Zukunft. Von Friedrich Buchholz. Tübingen, 1810.

europäischen Gold- und Silbergruben verschüttet hat, die richtigen sind, oder nicht?"

„Man hat gesagt: die Ergiebigkeit der europäischen Bergwerke an edlen Metallen sey nicht groß genug, um eine Entschädigung für die darauf verwendeten Kosten darzubieten, so daß die kleinere Quantität dieses Goldes und Silbers durch die größere Quantität dieses Metalles erkauft werden müsse.

„Es kommt indessen hierbei alles darauf an, ob man bei Gold und Silber bloß daran denkt, was solche unter der Gestalt von Geld, als Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit, leisten; oder ob man zugleich darauf Rücksicht nimmt, daß ihnen als Element der Circulation zugleich eine Vermehrbarkeit in's Unendliche beiwohnt.

„Man hat vollkommen Recht den Bergbau zu vernachlässigen, wenn man die Ausbeute, die er an Gold und Silber gewährt, in ihrer Einheit betrachtet, und dieser eine andere Einheit gegenüber stellt, welche aufgewendet werden muß, damit jene gewonnen werde; denn in einer solchen Vergleichung dürfte es in Europa nur sehr wenige Gold- und Silberbergwerke geben, welche die darauf verwendeten Kosten wieder erstatteten. Hieraus aber würde nichts weiter folgen, als daß Privatpersonen, sollten sie auch noch so reich seyn, große Thoren seyn würden, wenn sie ihre Kapitalien auf die Gewinnung von Gold und Silber aus dem Bergbau, anlegen wollten: denn für eine Privatperson ist eine gegebene Summe immer eine Einheit; und muß sie diese Summe durch eine noch größere erkaufen, so verliert sie nothwendig, und muß mit der Zeit Bankerott machen."

„Aber ganz anders steht die Rechnung, wenn die ganze Gesellschaft, Staat genannt, der Unternehmer ist. Für diese wird aus der Einheit durch die Circulation eine Vielheit, die sich kaum berechnen läßt; und eben diese Vielheit entschädigt zuletzt für allen Aufwand, vorausgesetzt nur, daß das zu bearbeitende Bergwerk nicht ganz unergiebig ist."

„Setzen wir den Fall, ein Privatunternehmer habe ein Betriebs-Kapital von 100,000 Rthlrn. angewendet, um ein Bergwerk, welches er für sehr ergiebig gehalten, bearbeiten zu lassen, und finde am Schlusse des Jahres, daß die Ausbeute an gewonnenem Gold und Silber nur 50,000 Rthlr. betragen habe. Ein solcher Privatunternehmer hätte freilich die Hälfte seines Kapitals sammt den Zinsen verloren; aber würde das Publikum oder die Gesellschaft mit ihm verloren haben? Keinesweges! — Diese könnte den Zuwachs an edlen Metallen zum Werthe von 50,000 Rthlrn. als reinen Gewinn betrachten, um wie viel die Masse ihrer Circulationsmittel vermehrt sey; und 50,000 Rthlr. sind, als Element der Circulation, so wenig eine Kleinigkeit, daß man ihnen eine geringe Ehre erzeigt, wenn man sie in ihrem jährlichen Umlaufe einer Million gleich setzt. Der Verlust des Privatunternehmers ist aber sehr gering angeschlagen, indem derselbe auf die Hälfte des auf den Betrieb verwendeten Kapitals von 100,000 Rthlr. gesetzt wurde. Auch bei einem noch weit größeren Verlust würde die Gesellschaft gewinnen, ja, sie würde so lange gewinnen, bis die Ausbeute des Bergwerkes an Gold und Silber = 0 wäre."

Hieraus folgt — streng genommen, zwar nur für den Gold- und Silberbergbau, in weiterer Ausdehnung aber für den gesammten Bergbau — daß Bergwerke, deren Ertrag Privatpersonen nicht für die darauf verwendeten Kosten entschädigt, von der Gesellschaft noch immer mit Erfolg angebauet werden können, sobald man nur endlich allgemein zu der Einsicht gelangen wird, einerseits die edlen Metalle für das zu nehmen, was sie in Beziehung auf die Gesellschaft sind, das heißt, in der Unendlichkeit des Werthes, den sie durch den Umlauf gewinnen, sodann aber, den Bergbau überhaupt weniger von Seiten des Finanziellen zu betrachten, indem man nur darauf ausgeht, die Staats-Kassen durch ihn zu bereichern, als darauf Rücksicht zu nehmen, von welchem gar nicht zu berechnenden Einfluß er durch sein Beleben der Industrie für die Erstarkung der Nationalkraft ist. —

Es wird jetzt noch darauf ankommen, Einiges über die Maaßregeln anzudeuten, welche eine weise Staatsverwaltung ergreifen muß, um auch diesen Zweig des National-Einkommens und der Industrie zur höchsten Stufe der Vollkommenheit zu führen.

Es ist bereits oben gezeigt, daß jenes triviale Sprichwort: Omne simile claudicat, nirgends mehr seine Anwendung findet, als bei Bergwerken, und daß keine Vergleichung mit anderen Gegenständen, am wenigsten mit liegenden Gründen, die, Jahr aus Jahr ein, ihre bestimmte Rente tragen, hierbei Statt finden kann. Ein Bergwerk kann vielmehr nicht anders, denn als eine durchaus zufällige Sache betrachtet werden, deren Da-

seyn für das geschlossene Staatsgebiet, in welchem es sich befindet, zwar von der höchsten Wichtigkeit ist, dessen Auffindung aber von Anfang an eben so vom Ungefähr abhängig, als die Ergiebigkeit und der Ertrag desselben, während der ganzen Zeit seiner Dauer, durchaus keinen festen Regeln und Gesetzen unterworfen ist. Der Besitzer — sey es nun die ganze Gesellschaft, oder mögen es Privatpersonen seyn — muß sich daher begnügen, dasselbe so lange zu benutzen, als der Ertrag desselben währt; und dies wird um so länger seyn, und um so größeren Vortheil mit sich führen, je mehr der ganze Betrieb eines Werkes den Regeln der Kunst gemäß geleitet wird. Ist aber die Natur erschöpft, oder treten Hindernisse ein, denen am Ende keine Kunst, keine Wissenschaft gewachsen ist, so wird auch keine Kraft vermögend seyn, einen Bau, und was mit ihm zusammenhängt, länger fortdauern zu lassen.

Schon hierauf scheinen, wie hier nochmals bemerkt wird, Diejenigen gar keine Rücksicht genommen zu haben, die da meynen, Bergwerke müßten Jahr aus Jahr ein eben so einer Grundsteuer unterworfen werden, wie z. B. Landgüter oder andere liegende Gründe — wie denn überhaupt die Beantwortung der Frage, nach welchen Grundsätzen die Besteuerung der Bergwerke angelegt werden solle, wenn man sich hier nicht ein für alle Mal mit dem seit uralten Zeiten üblichen Zehnten begnügen will, manche ganz eigene Schwierigkeiten darbieten würde.

Doch der Vortheile, welche die Gesellschaft von der kunstgemäßen Bearbeitung der Bergwerke erwar-

ten kann, sind ja noch außerdem zu viele, als daß nicht eine weise Administration ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Theil der Industrie verwenden und alle Mittel ergreifen sollte, um denselben auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, gesetzt auch, es flössen gar keine unmittelbaren Steuern von ihm zu den Staats-Kassen; wiewohl bei einer weisen Verwaltung die mittelbaren und unmittelbaren Ueberschüsse zu den Staats-Kassen ebenfalls nicht ausbleiben werden. Nicht umsonst verwendete ja auch der große Friedrich, wie uns die Memoiren des verstorbenen Ministers v. Heinitz belehren, in den Jahren 1753 — 1783, die Summe von 700,000 Rthlr. auf den Flor und die Verbesserung seiner Bergwerke, und bemühete sich, diesem ganzen Zweige der Verwaltung eine Organisation zu geben, die, als musterhaft für den Bergbau überhaupt, zugleich die heilbringendsten Folgen für das Wohl seiner Staatsbürger nach sich zog, und worüber die von ihm erlassenen Verordnungen, zum Theil noch als eben so viele classische Werke für die Administration des Berg- und Hüttenwesens, vorhanden sind.

Ihm war es nicht entgangen, daß durch den Bergbau dem Staate nicht allein eine Menge des nützlichsten Materials — Metalle, Brennstoffe, Salz und andere Mineralien — als eben so viele Gegenstände des ersten und zum Theil dringendsten Bedürfnisses, wie für die Existenz, so für die Bildung der Gesellschaft überhaupt, geliefert werden; sondern, was bei ihm noch weit mehr in Anschlag kam, war die Thätigkeit und Industrie, die sich dadurch auf einen großen Theil seiner Untertha-

nen verbreitete, und die für den ganzen Staat von so unbeschreiblich großem Gewinn war: theils durch die vielen Millionen, welche dadurch in Umlauf gesetzt wurden, theils durch die Kultur, Kunst und Wissenschaft, welche ein solcher Bergbau nothwendig zu Wege bringen mußte.

Seine Grundsätze aber in der Verwaltung dieses wichtigen Zweiges des Staatshaushaltes bestanden kürzlich in Folgendem:

1) Zuerst war es bei ihm Hauptzweck, die einmal vorhandenen Werke nicht bloß dem Staate zu erhalten und, durch Ankauf, Entdeckung und Anlegung neuer Gruben und Hütten, nach Möglichkeit zu vermehren; sondern es war

2) sein Hauptaugenmerk auch darauf gerichtet, daß der ganze Betrieb so dauerhaft und vollständig als möglich gemacht, und, mit Einem Worte, den Regeln der Bergbau-Kunst und Wissenschaft vollkommen angemessen geleitet würde.

Es ist bekannt, wie sehr ihm zu dem Ende die Bildung und Anziehung tüchtiger Berg- und Hüttenmänner am Herzen lag. Dadurch aber erreichte er zugleich den hohen Zweck, daß auf solche Weise dem Ackerbau so wenig Land als möglich, und nur so viel, als unumgänglich nothwendig war, entzogen wurde.

3) Ohne jedoch hierbei die Wohlthätigkeit der Concurrenz zu verkennen, war keiner eifriger bemühet, als Er, nicht bloß die Rechte der verschiedenen Gewerkschaften und Privateigenthümer in seinem Staate zu schützen; sondern, wohl wissend, welche Nachtheile für

für den Staat, wie für die Privateigener selbst, ein freies Schalten und Walten mit sich bringe, war Er es, der diese den weisesten Gesetzen unterwarf, in denen eben so sehr der Vortheil der Gewerke, als des ganzen Staates in's Auge gefaßt wurde.

Dadurch, daß er beides gleich sehr berücksichtigte, und bemühet war, die Werke des Staats sowohl, als die der Privateigenthümer, der höchsten Stufe von Vollkommenheit entgegen zu führen, bewirkte er, daß der preussische Staat unter ihm in Hinsicht seines Bergbaues so Erstaunen erregende Fortschritte machte.

Die von ihm deshalb erlassenen Verordnungen geben zu dem Gesagten die Belege ab.

Noch bis diesen Augenblick bestehen, der Hauptsache nach, diese Verordnungen, diese Gesetze. Wenn gleich nicht mehr als eigenes Ministerium, so doch als eine eigene General-Verwaltung *), hat noch gegenwärtig in Berlin das Collegium seinen Sitz, dem die ganze Administration des Berg- und Hüttenwesens, fast mit denselben Attributen, wie ehemals, und in derselben Ausdehnung anvertrauet ist.

Erscheinen dessen ungeachtet in diesem Augenblick die Resultate dieser Verwaltung nicht ganz so glänzend, wie sie es bis zu der unglücklichen Katastrophe von 1806 gewesen sind: so dürften die Ursachen davon weniger in der geringeren Einsicht und Energie dieser Administration zu suchen seyn — denn diese muß wohl un-

*) Gegenwärtig: Oberberghauptmannschaft.

unstreitig, als dieselbe, wo nicht als eine fortgeschrittene und höhere, angenommen werden —, als am Ende auch diese Verwaltung, wie alle übrigen, den Einwirkungen der Umstände nicht hat widerstehen können *)

Man spricht von der Kostspieligkeit dieser Administration, und von der übergroßen Zahl der beim Berg- und Hüttenwesen angestellten Officianten. Beides kann nicht geleugnet werden; aber wie hätte wohl in einem Staate — der nach gerade sich in einen völligen Beamten-Staat verwandelt hat — die Bergwerksverwaltung allein eine Ausnahme machen, und hinter anderen Verwaltungszweigen zurückbleiben sollen!

Gewiß, das Wenigste, was bei diesem Uebel Statt finden muß, ist Stillstand. Jeder Schritt weiter

*) Allgemein ist gegenwärtig die Klage über den Verfall der Fabriken, der Manufakturen und des Handels. Handwerker und Fabrikanten jammern; sie sehen ihre Werkstätten verlassen, und sich von der hohen Stufe ihres vormaligen Wohlstandes herabgeschleudert. Wie hätte denn nun die Bergwerkspartie, die durch den Flor der Fabriken und des Handels recht eigentlich erst ihre Basis erhält, allein hier frei ausgehen, und von den nachtheiligen Folgen und Wirkungen der Maaßregeln und Umstände, wodurch jener Verfall bewirkt ist, verschont bleiben sollen! Oder meint man in der That, die erlaubte Einfuhr fremder Metalle und Fabrikate, so wie die des russischen Kupfers und der englischen Steinkohlen und Bleche, und das Sperrsystem, das Holland und Frankreich gegenwärtig gegen Preussen beobachten, hätten auf den Ertrag der Bergwerke gar keinen Einfluß geäußert und denselben Ueberschuß und reinen Ertrag zugelassen, wie ehemals, wo eines Friedrichs Gesetze ihre wohlthätige Kraft ausübten, und das ganze Staats-System Europa's noch von allen den Umwälzungen und Erschütterungen unserer Tage verschont geblieben war? —

ist ein Schritt näher zum allgemeinen Verderben. Aber eine Radicalcur wird hier erst dann möglich seyn, wenn die Verfassung des ganzen Staates neu geschaffen und geordnet ist. Dann wird auch die Bergwerksverwaltung zur wahren Anschauung ihrer selbst gelangen, und sich in ihren eigentlichen Standpunkt wieder hineinfinden.

Alles Besseren und ordnen-Wollen des Einzelnen hingegen, wird, wie überall, so auch hier, von unzähligen Mißgriffen begleitet seyn und, was noch nicht in Unordnung gebracht ist, vollends in Verwirrung und Zerrüttung stürzen; besonders, wenn man sich nicht die Mühe nehmen sollte, das Berg- und Hüttenwesen in allen seinen Eigenthümlichkeiten aufzufassen, sondern ohne Unterschied Alles, was bei anderen Verwaltungszweigen als gut und zweckmäßig befunden worden ist, nun ohne Weiteres auch auf diesen Zweig der Administration anwenden, oder wohl gar die oberste Verwaltungsbehörde einer ängstlichen und alle freie Wirksamkeit hemmenden Nachrechnung und Controllirung unterwerfen wollte. Das Thörichtste und Unheilbringendste aber würde unstreitig seyn, wenn man, wie wohl Einige vorgeschlagen haben, die Administration der Bergwerke zugleich den übrigen Provinzial-Verwaltungsbehörden *)

---

*) Das heißt also, um hierüber noch Einiges zu sagen, mit anderen Worten: Die Verwaltung der Bergwerke und Hütten und, um dies gleich mit zu berücksichtigen, auch der Salinen, soll den Regierungen übertragen werden.

Wie nun aber, wenn ein Werk unter der Oberfläche der Erde fort, in die Bezirke zweier oder gar dreier Regierungen sich erstreckt? Welcher Regierung soll alsdann die Verwaltung desselben

mit übertragen, und dadurch diese ganze Partie, welche, wie nicht genug beherzigt werden kann, ihre ganz eigen-

---

anvertrauet werden? Oder — abgesehen von den Collisionen, die daraus entstehen können —: wer von den Räthen bei den Regierungen soll denn die Oberaufsicht über die Bergwerke, Hütten und Salinen erhalten? So wie nämlich jetzt die Regierungen organisirt sind, möchten doch wohl die allerwenigsten von den Räthen auch nur eine oberflächliche Kenntniß von dieser Partie haben, geschweige, daß sie mit voller Einsicht die Leitung des Betriebs derselben anordnen könnten. Denn unstreitig kann man sehr wohl mit allen anderen Verwaltungszweigen bekannt, und ein tüchtiger Domänen- und Forstmann seyn, oder der Verwaltung des Innern vorzustehen wissen, ohne daß man zugleich auch den Bergbau und was mit ihm zusammenhängt, theoretisch und praktisch studiert haben sollte, da dieses Studium von einem solchen Umfange ist, daß es ganz allein seinen Mann erfordert. Es würde also nichts Anderes übrig bleiben, als die gegenwärtig bei den Oberbergämtern angestellten Räthe zu den Regierungen zu versetzen.

Wie nun aber, wenn, wie das häufig der Fall seyn wird, in irgend einem Regierungsbezirk nur Ein oder ein paar Werke liegen? Oder, wie dies häufig zutreffen wird, wenn in einem Regierungsbezirke alles dreies, Salinen, Bergwerke und Hütten befindlich sind: soll nun für jede Saline, oder jedes Berg- und Hüttenwerk auch ein eigener Rath angesetzt werden? Denn bekanntlich kann bei'm Bergwesen jemand ein tüchtiger Bergmann seyn, ohne zugleich auch den Salinen- oder Hüttenbetrieb hinlänglich zu verstehen, da jeder dieser Zweige für sich eine solche Ausdehnung hat, daß nur Wenigen Geist und Kraft genug verliehen ist, sie alle mit gleicher Stärke zu umfassen.

Endlich aber, wenn nun auch den verschiedenen Regierungen einzelne Berg- und Hüttenräthe beigesellt würden: soll denn diesen die Verwaltung solcher Werke ohne weitere Oberaufsicht ganz allein überlassen bleiben? Denn an eine kollegialische Berathung würde bei der Unwissenheit der übrigen Räthe in Hinsicht dieses Verwaltungszweiges nicht zu denken seyn; so wenig wie der größeste Theil der Regierungspräsidenten im Stande seyn würde, hier-

thümliche Administrationsweise erfordert, zersplittern und der ihr so nöthigen Einheit berauben wollte. — Alle

---

bei irgend etwas anzurathen, oder das Präsidium über diesen Administrationszweig wahrhaft zu führen. Das Ganze würde also auf eine leere Formalität hinauslaufen, und offenbar die Verwaltungskosten vermehren; ohne zu erwähnen, welche Inconvenienzen sich in Hinsicht des Subalternen-Personals zeigen würden, da bekanntlich beim Bergwesen so Manches von den Geschäften anderer Collegien abweicht, wie ja schon die ganze Terminologie und das Rechnungswesen ein durchaus anderes sind.

Doch wir leben in einem Zeitalter, wo auch die seltsamsten und paradoxesten Vorschläge keine Verwunderung erregen dürfen, da es gegenwärtig zur Tagesordnung gehört, mit bis dahin neuen und unerhörten Ideen zu glänzen. Auffallend ist es in der That, daß Jemand nicht auch schon auf den Einfall gerathen ist, die Organisation und Verwaltung des Militärs den Regierungen zu übertragen, da unstreitig der Staat bei Ersparung der Kosten, die das jetzige Krieges-Ministerium und die verschiedenen General-Commando's in den Provinzen verursachen, nicht wenig gewinnen würde. —

Doch nein! Wenn der Satz als Wahrheit fest steht, daß, was Gott zusammengefügt hat, der Mensch nicht scheiden solle; so soll nicht minder der Satz unangetastet bleiben: was Gott seiner Natur nach getrennt hat, soll der Mensch nicht vermengen wollen. Soll die Gesellschaft aus den in ihrem abgeschlossenen Staatsgebiet vorhandenen Bergwerken, Hütten und Salinen den größtmöglichen Nutzen ziehen, so kann der Betrieb derselben eben so wenig der Willkür der Privatpersonen überlassen werden, als die Verwaltung derselben mit anderen Verwaltungszweigen zusammengeworfen werden darf. Kein Satz kann klarer seyn, als dieser, wenn man sich nicht in Inconsequenzen und Verwirrungen sonder Zahl verwickeln will. Nur ist es durchaus nothwendig, daß der obersten Verwaltung gehörig freie Hand gelassen und sie nicht in ihrem Walten und Schaffen auf alle Art und Weise gehemmt und beunruhigt werde. Fort also mit allen kleinlichen Bestrickungen und peinigenden Finanzberechnungen! Vertrauen erweckt Ver-

dergleichen Vorschläge können immer nur von nicht genugsamer und umfassender Kenntniß des Gegenstandes herrühren.

Hätte man bei der jetzigen Verwaltungsweise in Wahrheit Ursache etwas zu beklagen, so ist es dies, daß auch die oberste Bergwerksbehörde, wie fast alle übrigen Verwaltungen, durchaus nicht mehr im Stande ist, vollständig Rechenschaft von den Resultaten ihrer Administration abzulegen, und daß ihr folglich die Gesammtübersicht ihres Haushalts in seiner Allgemeinheit fehlt. Einem solchen Uebel hätte man indeß nur durch ein gutes, auf sichern Principien beruhendes, und in allen seinen Theilen wohl in einander greifendes System der Rechnungsführung begegnen können.

Doch so viel sich auch hierüber sagen ließe — wer dürfte es wagen, seine Ideen hierüber laut zu äußern, ohne für einen unzeitigen Neuerer oder unberufenen Reformator angesehen zu werden! Aber wenn schon dem Disponenten jeder großen, nur irgend ausgedehnten Handlung oder Manufaktur eine tüchtige wohlgeordnete Buchhalterei Hauptbedürfniß ist, sobald derselbe bei seiner Geschäftsführung sich nicht gänzlich dem Gerathe-

---

trauen, und bewirkt nur allein Großes und Herrliches. Schenkt man der obersten Bergwerksverwaltung, was ihr gebührt: so wird es allein ihre erste Sorge seyn müssen, sich der Gesellschaft in ihrem vollen Glanz und in ihrer Größe zu zeigen. Sie wird nothwendig darauf denken müssen, alljährlich öffentliche Rechenschaft von ihren Operationen und den Resultaten ihrer Wirksamkeit abzulegen, und dürfte auf solche Art selbst bald als Muster und Vorbild aller übrigen Verwaltungszweige dastehen.

wohl überlassen, und Fehlgriffe begehen will; und sobald es ihm darauf ankommt, dem Eigenthümer der Handlung am Ende des Jahres Rechnung von den vorgenommenen Operationen, und eine Uebersicht der Statt gefundenen Resultate abzulegen: um wie viel mehr gilt alles dies von den großen Productions- und Fabrikations-Anstalten, die man mit dem Namen der Bergwerke, Hütten und Salinen belegt, deren Eigenthümer die ganze Gesellschaft ist, und als deren Disponent jene oberste Bergwerksbehörde angesehen werden muß! Welch Ineinandergreifen der verschiedenartigsten Operationen und Gegenstände, welche Institute, welche Anlagen, welche Materialien, welche Mannigfaltigkeit von Verrichtungen finden hierbei Statt! welche ungeheure Kapitalien sind da in Umlauf!

Und nun eine Verwaltung, die, als die Seele und das Triebrad dieses großen Ganzen und als Mittelpunkt desselben gedacht, alle Theile mit gleicher Kraft und Einsicht durchdringen und in alle Glieder und Zweige gleiches Leben und gleiche Thätigkeit ausströmen soll, — der es aber, bei aller Tiefe und Gründlichkeit des Wissens, gerade an Demjenigen fehlt, was in diesem Wechsel der mannigfaltigsten Verrichtungen und Geschäfte einzig nur zur Einheit führen, und zum klaren und deutlichen Bewußtseyn Dessen verhelfen kann, was der höchste Flor und das Gedeihen dieses großen Haushalts erforderlich macht!

Dürfen wir uns wundern, wenn da zuweilen Mißgriffe zum Vorschein kommen? —

O, in welchem Glanze, in welcher Reinheit könnte

diese ganze Administration dastehen, wie würde ein Uebelwollender es wagen dürfen, sie anzugreifen, wie müßte sie ihre sicherste Schutzwehr in der öffentlichen Meinung selbst finden, wenn sie sich in den Stand gesetzt sähe, zu jeder Zeit, oder wenigstens unmittelbar am Schlusse jedes Jahres, eben der Gesellschaft, die ihr so große unschätzbare Güter zur Verwaltung übergeben hat, Rechnung abzulegen von ihrem Haushalten und den Resultaten desselben! Wie müßte sie nicht bloß die Bewunderung, wie müßte sie sich die Liebe und Dankbarkeit aller Derer erwerben, die zu fassen im Stande wären, welche Wohlthaten durch ihr Bemühen dem ganzen Staatsleben verschafft werden!

Ob sie aber dieses könne, und ob so etwas zu bewirken möglich sey?

Freilich, wer mag den Ideen hierüber in unserem Zeitalter Eingang versprechen! Aber kommen wird die Zeit, wo nicht allein die Bergwerksverwaltung, sondern die Staatsverwaltung überhaupt, von ihrem Haushalten der Gesellschaft Rechenschaft geben wird.

Nur irren Die, welche da meinen, so etwas sey das Werk von wenigen Wochen oder Monaten, oder lasse sich wohl gar, in einem Zustande, wie die Dinge gegenwärtig sind, durch Decrete und Verfügungen vom Arbeitstische aus erzwingen.

Berlin, geschrieben im September 1817.

A. W.

Noch ein Wort über Synoden und Kirchenzucht.

In einer so eben erschienenen Schrift, betitelt:

Ueber die Beschuldigung, daß protestantische Geistliche im Preussischen eine Priesterherrschaft gründen wollen,

hat der Herr Superintendent Sam. Chr. Gottfr. Küster sich selbst und seine Amtsbrüder gegen diese, besonders von dem Herrn Ober-Präsidenten Friedrich von Bülow, laut und nachdrücklich erhobene Beschuldigung zu rechtfertigen gesucht.

Diese Schrift muß Jeden anziehen, der dem Streite über das richtige Verhältniß der Kirche zum Staat, so wie den Vorschlägen, welche bisher über die Abänderung desselben in protestantischen Staaten gemacht worden sind, mit Theilnahme gefolgt ist.

Nicht leicht hat eine Abhandlung stärkeren Eindruck gemacht, als welche der Herr Ober-Präsident Fr. von Bülow über die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland bekannt gemacht hat. Einer solchen Autorität konnten Diejenigen nicht widerstehen, welche sich bis dahin in einer ganz anderen Bahn be-

wegt hatten. Das lange Schweigen gegen unbedeutendere Angriffe mußte endlich gebrochen werden; und so ist der Herr Superintendent Küster der Erste, welcher den Fehdehandschuh aufnimmt, um sich und seine Amtsbrüder gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß sie damit umgegangen, eine neue Priesterherrschaft zu gründen.

Der hochehrwürdige Verf. giebt in seiner Vertheidigung zu, daß der Auszug, welcher in der Abhandlung des Herrn Ober-Präsidenten von den Grundlinien einer künftigen Verfassung der protestantischen Kirche im preussischen Staate geliefert wird, bis auf einige ihm nicht zur Last fallende Kleinigkeiten treu sey; er protestirt aber deswegen nicht minder gegen die Beschuldignng, daß es bei diesen Grundlinien auf die Zurückführung einer geistlichen Herrschaft abgesehen gewesen sey.

Was soll man davon glauben, und was nicht?

Der Eifer, womit sich der hochehrwürdige Verf. gegen die Hierarchie erklärt, läßt gar nicht daran zweifeln, daß Das, was er über diesen Gegenstand vorbringt, vollkommen ehrlich gemeint sey; wir gestehen sogar, daß es uns bis zum Erstaunen befremdet hat, in seiner Schrift Stellen anzutreffen, wo er sich in den allerstärksten Ausdrücken über jeden Versuch eine Priesterherrschaft zu gründen, ausläßt. Solche Stellen finden sich Seite 16, 17 und 18 seiner Schrift: Stellen, von welchen wir bekennen, daß wir nicht einmal den Muth haben, sie abzuschreiben.

Von der andern Seite läßt sich nicht leugnen, daß die Grundlinien einer künftigen Verfassung der protestan-

tischen Kirche im preussischen Staate den Entwurf zu der allerförmlichsten Priesterherrschaft enthalten, welche jemals zu Stande gebracht worden ist. Denn in diesen Grundlinien findet man das Mittel angegeben, wodurch die Kirche von dem Staate abgelöset und zu einer unbeschränkten Wirksamkeit erhoben werden kann; und dies Mittel ist eine freie kirchliche Synodal-Verfassung, welche sich von Orts-Presbyterien zu Kreis-Synoden, von diesen zu Provinzial-Synoden und von diesen wiederum zu einer Ober-Synode erhebt, an deren Spitze ein Ober-Bischof (Primas) steht, der nur dem Könige verantwortlich ist.

Hält man nun jene heftigen Erklärungen des hochehrwürdigen Verf. über Hierarchie zusammen mit seinen Ideen über die der protestantischen Kirche im preussischen Staate nöthige Synodal-Verfassung: so möchte man daran verzweifeln, sich in dem Widerspruche zurecht zu finden, der zwischen beiden herrscht.

Es klärt sich aber alles auf, wenn man den Begriff des Verf. von Hierarchie etwas genauer untersucht. Er denkt sich nämlich unter Hierarchie die vollendete Herrschaft des Priesterthums ungefähr so, wie sie während eines bekannten Abschnitts im Mittelalter Statt fand, welchen die Periode von Gregor dem Siebenten bis zur Reformation bildet; und da er diese Herrschaft verabscheuet, so will er es nicht auf sich kommen lassen, daß er es versucht habe, dieselbe zurückzuführen.

Doch hierüber ist er in einem gänzlichen Irrthum. Hierarchie bezeichnet nichts weiter, als diejenige Gewalt, welche durch den Glauben an das vor-

geblich oder wirklich Heilige ausgeübt wird; und so wie es nie ein Kirchenthum ohne Hierarchie gegeben hat, so ist auch das protestantische davon nicht frei gewesen, wiewohl die Form, in welcher sich die protestantische Hierarchie ausspricht, wesentlich verschieden ist von der Form der katholischen. Pabst, Cardinal, Erzbischof, Bischof, Priester sind zuletzt bloße Benennungen, welche nichts verschlagen; aber die Verhältnisse, worin alle diese Beamten der Kirche zu einander stehen, verbunden mit dem Interesse, welches jeder von ihnen hat, den Wahn zu unterhalten, daß der Mensch das göttliche Gesetz vertreten könne, und daß alles, was die Klerisey zu glauben befiehlt, nicht Menschen- sondern Gottesgebot sey, dies bildet die Hierarchie der katholischen Kirche. Hierarchie und Hierodulie sind Correlata, von welchen das Eine ohne das Andere ganz undenkbar ist; zwischen beiden findet dasselbe Verhältniß Statt, wie zwischen Regierern und Regierten. Wenn also der Protestant die Hierarchie verabscheuet, so geschieht es eigentlich, weil er sich in Ansehung des Heiligen, das er verehren möchte, nichts aufheften lassen will; die Form, in welcher sich die Hierarchie bewegt, interessirt ihn nur, so fern sie mehr oder weniger gebietend ist, und die liebste von allen Formen ist ihm gerade diejenige, welche ihm den geringsten Zwang anthut.

Darum war es von Seiten der Urheber der Grundlinien ꝛc. ein auffallender Mißgriff, die Verehrung des Heiligen aufs Neue an Formen zu binden, die als solche bekannt waren, durch welche so leicht eine Täuschung über das Heilige selbst entsteht. Sie meinten

es unstreitig nicht übel, weder mit der Sache selbst, noch mit ihren Mitbürgern; doch sie vergriffen sich in dem rechten Mittel, und so konnte es nicht fehlen, daß sich warnende Stimmen erhoben. Cromwell pflegte zu sagen: „man kommt dann am weitesten, wenn man nicht weiß, wohin man geht." Dieser Ausspruch fand hier seine volle Anwendung; und weil einigen Wenigen einleuchtete, daß die Vorschläge der Urheber der Grundlinien ꝛc. leicht in's Verderben führen könnten, so lag hierin ein unverkennbarer Beruf zur Opposition in einer öffentlichen Erörterung.

Zwar meint der hochehrwürdige Verfasser der Rechtfertigungsschrift: „man habe der Geistlichkeit zutrauen sollen, daß ihr nichts von dem entgehen werde, was geschichtsklare Augen sehen können." Doch über diesen Punkt läßt sich streiten, wenn man nicht fürchten darf, die Eigenliebe des Gegners zu verletzen. Hätten, meinen wir, die Urheber der Grundlinien Alles in Anschlag gebracht, was die Geschichte über das Synodal-Wesen aussagt: so würden sie Bedenken getragen haben, sich so bestimmt für eine neue Form der kirchlichen Regierung im preussischen Staate zu erklären; die bisher gebrachte hätte ihnen ehrwürdiger bleiben müssen. Mag es wahr seyn, was Seite 11 von der Thorheit Derer gesagt wird, die eine strenge Abstufung der geistlichen Autorität einzuführen bemühet sind: so ist doch nicht minder wahr, daß es zwischen einem Ober-Bischof und dem gemeinen Kirchenbeamten allerlei Mittelstufen giebt, welche sehr anziehend seyn können. Und wenn es einmal darauf abgesehen ist, eine größere Autorität, als bisher, auszuüben:

bleibt dann etwas Anderes übrig, als die Mittel zu wählen, ohne welche jede Autorität nothwendig in sich selbst zerfällt? Das scheinbar Demokratische der Synodal-Verfassung kann Denjenigen nicht irre leiten, der durch die Erscheinungen der Jahrhunderte über die Natur der Gesellschaft belehrt ist. So wie die Demokratie überall der kürzeste Weg zur Monarchie gewesen ist, so ist sie es auch in der Regierung der Kirche gewesen. Ohne Synoden hätte es nie ein Pabstthum gegeben. Große Versammlungen, auch wenn sie aus lauter Geistlichen bestehen, wollen geordnet seyn; geordnet aber können sie nur dadurch werden, daß gewisse äußere Vorzüge als Autoritäts-Mittel gelten. Auf den Synoden des zweiten Jahrhunderts entschied der Umfang der Gemeine über den Vorzug des einen Bischofs vor dem andern, während der sittliche Werth des Mannes in der Regel ganz aus der Acht gelassen wurde. Auf den Synoden der protestantischen Geistlichen im neunzehnten Jahrhundert würde es schwerlich anders geworden seyn; und hierdurch hätte sich eine strenge Abstufung von dem Ober-Bischof bis zum Dorfpfarrer ganz von selbst gefunden. Ueberhaupt, so lange es ein menschliches Geschlecht giebt, haben die Regierungen immer durch dieselben Mittel bestanden, und der einzige erkennbare Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Regierung liegt darin, daß jene ihre Autorität auf etwas außer sich, diese die ihrige unmittelbar auf ihren Organismus stützt. Was in der ersten das Göttliche und Ewige ist, das ist in der andern das Wahre und Gerechte: zweierlei Ausdrücke für dieselbe Sache, an welcher es niemals fehlen darf, wenn der Kirchenstaat nicht eben so zu Grunde gehen soll, wie der Staat schlechtweg, denn von diesem hat man immer einen sehr abgeschmackten Begriff, wenn man von ihm annimmt, daß er nur durch das Materielle fortdauere.

Der Verf. der Rechtfertigungsschrift scheint zu beklagen, daß die Tadler der Grundlinien rc. keine Rücksicht darauf nehmen, daß der erste Antrieb zu einer Veränderung des kirchlichen Systems von der Regierung, namentlich von der geistlichen und Schul-Deputation der kurmärkischen Regierung, ausgegangen sey. „Nicht vom Schriftstellerkitzel, sagt er, oder von Neuerungs-

sucht, noch weniger von einem verruchten Streben nach Hierarchie, sondern von einem bestimmten, öffentlich bekannt gemachten Befehl der geistlichen Behörde sind die Versuche über Synodal-Verfassung ausgegangen; und Das, was namentlich von Superintendenten geschehen ist, hat seinen ersten Grund einzig und allein in Erfüllung einer Amtspflicht und in ehrerbietigem Gehorsam gegen die vorgesetzte Behörde." Dies vollkommen zugestanden: wird dadurch auch der Inhalt der Grundlinien gerechtfertigt? Die Regierung forderte sämmtliche Superintendenten der Kurmark auf, ihre Stimme über eine Synodal-Verfassung abzugeben; ob dieselbe Statt finden sollte, war dadurch noch nicht entschieden. Was nun die Superintendenten betrifft, so würde auch der allerehrerbietigste Gehorsam gegen die vorgesetzte Behörde sie schwerlich bestimmt haben, die Synodal-Verfassung zu empfehlen, wenn sie die Ueberzeugung gehabt hätte, daß dieselbe mit dem Wesen der protestantischen Kirche in Widerspruche stehe. Nur der Mangel einer solchen Ueberzeugung, verbunden mit sehr positiven Zwecken, konnte den Grundlinien u. s. w ihre Entstehung geben; und wenn der Inhalt derselben nicht durch sich selbst gerechtfertigt ist, so ist er durch keinen noch so ehrerbietigen Gehorsam gegen die geistliche Behörde gerechtfertigt, welche gewiß weit entfernt war, eine auf das Gegentheil abzweckende Erklärung, sobald sie von nöthigen Gründen unterstützt wurde, übel zu nehmen.

Seine Ideen über Kirchenzucht vertheidigt der Verf. durch Verfügungen des Landrechts, indem er sogar, in Hinsicht der Strenge, hinter diesen Verfügungen zurückzubleiben glaubt. Doch unter den letzteren ist keine anzutreffen, welche nicht die höchste Freiheit kirchlicher Meinungen beschützte, und der Unterschied zwischen ihnen und den Ideen des Verf. besteht gerade darin, daß jene der Ueberzeugung des Einzelnen keine Gewalt anthun, diese aber nur desto mehr. Zwar versichert der Verfasser, daß sich seine Meinung über diesen Gegenstand verändert habe; allein indem er zugleich eingesteht, daß nur die Schwierigkeiten der Ausführung ihn bekehrt haben, zeigt sich nur allzu deutlich, daß seine Bekehrung nicht mit einem veränderten Princip zusammen-

hängt. Die Art, wie er sich darüber ausdrückt, ist in der That bemerkenswerth. „Ich sehe," sagt er, „eine solche beschränkte Kirchenzucht zwar für höchst wünschenswerth an; aber ich halte ihre Ausführbarkeit schon in den kleinen Gemeinen für unmöglich, noch mehr aber in den größeren, wo es der großen Sünder so viele giebt." Wer sind hier die großen Sünder? Unstreitig nicht Diejenigen, die man ohne Umstände vorladen kann, um sie zur Annahme einer anderen Lebensregel zu bewegen, sondern die verhaßten Unerreichbaren. Große Sünder sind hier also sündige Große. Freilich, da, da liegt's! und daran muß jede Kirchenzucht, welche durchgreifen will, in einem protestantischen Staate scheitern! Eine Heilige der katholischen Kirche pflegte zu sagen: „sie fühle das innigste Mitleid mit Jedem, in dessen Busen kein religiöses Gefühl walle; denn sie begreife nicht, wie ein solches Wesen sich seines Lebens freuen könne." Sollte man nun weniger erwarten von einem Manne, welcher von dem Geistlichen verlangt, daß er eine tiefe Einsicht in das Wissenschaftliche der Religion habe — eine Einsicht, die nicht nur den Umfang des Glaubens vollständig übersieht, sondern auch alle Glaubensgründe deutlich durchschauet und die wahren von den falschen oder bloß scheinbaren mit Sicherheit unterscheidet — und daß er mit dieser Einsicht ein Gemüth verbinde, das nur in dem Geistlichen seine höchste Freude und Seligkeit findet, nur darin lebt und webt und Alles, selbst das Aeußere, nur darauf bezieht? *) — Wie groß sind da die Anomalieen des menschlichen Herzens! Wie ist es doch möglich, daß ein Geistlicher an der Spitze der sogenannten Kirchenzucht stehen wolle!

Schwerlich wird sich der Herr Ober-Präsident von Bülow in seiner Ansicht von dem protestantischen Kirchenthum durch die Vertheidigungsschrift des Verf. erschüttert fühlen; schwerlich wird er irgend eine von seinen Behauptungen zurücknehmen. Wie siegreich er aber auch dastehen möge, so ist doch nicht zu leugnen, daß er sich in seiner Beurtheilung der Schrift: Auch einige Gedanken über die Wiederherstellung der protestantischen Kirche von Kirchhof, Dr.

*) Siehe Grundlinien einer künftigen Verfassung ꝛc. S. 20.

der Theologie ꝛc. sehr geirrt hat. Einen verkappten Spötter auf sein bloßes Wort für einen Doctor der Theologie zu nehmen — welch ein Versehen! Was läßt sich von dem Urtheilsvermögen eines Mannes halten, dem so etwas begegnen kann! Die Satyre des Pseudo-Kirchhof ist zwar im Ganzen verfehlt; und nur Derjenige, den sie persönlich angeht, kann keinen Augenblick darüber zweifelhaft seyn, was er aus dem Manne machen soll, der auf eine so wunderliche Weise übertreibt. Doch wer über Theologen urtheilen will, der muß schon einen Sinn haben, durch welchen er auch die ähnlichsten Dinge von einander unterscheidet. Kirchhof wollte sagen und hat im Grunde gesagt: „nun es einmal das Kirchen-Regiment mit sich bringt, daß die Geistlichen sich wieder in Priester verwandeln, fehlt uns nur noch der protestantische Pabst, die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Einführung der Ohrenbeichte, die Berechtigung zu Verhängung von Kirchenbußen und Excommunnicationen, und die Aufstellung eines Inquisitions-Gerichts in irgend einer dem Jahrhunderte entsprechenden Gestalt; aber er hat dies so zwischen Spaß und Ernst gesagt, daß, wenn das Lämmlein auf dem linken Aermel, anstatt des vorgeschlagenen weißen Kreuzes auf der Brust, nicht den Spötter verriethe, selbst Theologen leicht an ihm irre werden könnten. Hierin, wie es uns scheint, liegt die Entschuldigung des Herrn Ober-Präsidenten, der diese sonderbare Schrift vielleicht mit Unwillen weggeworfen hat, ehe sie ganz durchgelesen war. Sey dem aber, wie ihm wolle: wenn der Verfasser der Vertheidigungsschrift imitirend sagt, „gegen einen solchen Doctor der Theologie werde er sich mit Mund und Schrift erklären, so lange ihm die Kraft dazu verbleibe;" so ist noch zu beweisen, ob nicht Mehrere, welche so dachten, wie Kirchhof spottet, wirklich von irgend einer theologischen Facultät in Deutschland das Diplom der Doctorwürde bekommen haben. Wenigstens ließe sich Einer nennen, den die theologische Facultät in Jena, troß seinem unbezweifelten Streben nach Priesterherrschaft, vor Kurzem auf diese Weise ausgezeichnet hat.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Ueber Muhamed und seine Lehre.

Um über Muhamed und seine Lehre richtiger zu urtheilen, als es hergebracht ist, muß man Rücksicht nehmen: 1) auf den gesellschaftlichen Zustand der Araber; 2) auf die Zeit, in welcher Jener seine Rolle spielte; 3) auf den Zweck seiner Lehre.

1) Die Halbinsel Arabien, viermal so groß als Deutschland oder Frankreich, ist zwischen Syrien, Persien, Aegypten und Aethiopien gelegen und dem größten Theile nach unbewohnbar. Unermeßliche Wüsten beschützen dies Land nach Syrien und Persien hin, und dienen als Schutzmauern, welche der Eroberungsgeist selten zu übersteigen vermocht hat. Sandebenen, von kahlen Bergen durchschnitten, gleichen dem Ocean; und so oft der Südwest-Wind sich stärker erhebt, geräth dieser Ocean in eine so furchtbare Bewegung, daß seine Wellen ganze Karavanen, ganze Heere verschlingen, die

ihnen trotzen wollen. Dem großen Lande fehlt es gänzlich an schiffbaren Strömen, und die Gießbäche, welche von den Bergen herabstürzen, werden aufgesogen von einem durstigen Erdreich, das keine Pflanze, keinen Baum nährt. Nur da, wo das Land der Araber an den indischen Ocean gränzt, ist eine größere Fülle von Holz und Wasser; milde ist hier die Luft, das Erzeugniß des Bodens köstlich, die Thierwelt kräftig, zahlreich und eigenthümlich, der Mensch, wenn gleich in seiner gesellschaftlichen Entwickelung hinter dem Süd- und West-Europäer zurückstehend, in seiner ganzen Gestalt mit dem Siegel der Erhabenheit bezeichnet. Das glückliche Arabien nennt man diesen Theil der Halbinsel; und seit uralten Zeiten haben seine Gewürze, sein Weihrauch und seine übrigen Erzeugnisse die Kaufleute der Welt angezogen. Die Araber selbst haben nie etwas von der Eintheilung ihres Landes in das steinige, wüste und glückliche Arabien gewußt. Ard el Yemen, das Land zur Rechten, nennen sie denjenigen Theil, der von römischen und griechischen Schriftstellern durch das glückliche Arabien bezeichnet wird; unstreitig im Gegensatz von Syrien. Zu Ard el Yemen nun gehören Tohama (das Niederland längs dem arabischen Meerbusen) Dschäbel, (das Bergland), Aden, Hadramaut, Seidscher, Mara, die Insel Sokothora (Dioscorida), und Oman am persischen Meerbusen. Die Landschaft Hedschas, mit der Wüste des Berges Sinai in der Mitte, macht das steinige Arabien, oder das Land der alten Nabatäer aus; der große nordöstliche Strich bildet die Wüste.

Zu dem großen semitischen Völkerstamme gehörig, der von je her das westliche Asien inne gehabt zu haben scheint, zerfallen die Araber, nach Sprache und Abstammung, in zwei Hauptzweige: nämlich in die seßhaften, in Städten wohnenden (Hhaddesi), und in die herumziehenden (Beduinen). Jene leiten ihren Ursprung von Joctan dem Semiten, einem Abkömmling Noah's, her; diese rühmen sich durch Ismael von Abraham abzustammen, und entschuldigen ihr Räuberleben damit, daß sie sagen: „die Nachkommenschaft Ismaels dürfe durch List und Gewalt sich wegen der Verkürzung rächen, welche sie bei Vertheilung der Erde gelitten.“ Die Sprache der Beduinen ist von der der Hhaddesi nicht so abweichend, daß beide einander nicht verstehen könnten; und obgleich die Stadtbewohner von den Nomaden verachtet werden, so sind die letzteren doch nicht so sehr Feinde der ersteren, daß sie nicht gegen den auswärtigen Feind gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen sollten. Die Beduinen leben hordenweise: sie wohnen unter Zelten, und führen ihre Pferde, ihre Kameele und ihre Schafe auf gemeinschaftliche Triften und zu gemeinschaftlichen Quellen; anderen Reichthum besitzen sie nicht, und was ihnen abgeht, wissen sie durch Raub und Plünderung zu erwerben, die sie in innerlichen Kriegen an ihren seßhaften Landsleuten, auf Streifzügen an auswärtigen Freunden und Feinden ausüben. In dem Pferde und dem Kameele hat die Natur dem Araber große Geschenke gemacht. Wenn die Naturforscher sich auch darin irren sollten, daß Arabien das Stammland des Pferdes sey, so ist doch nicht zu leugnen, daß

dieses nützliche Thier hier von ausgezeichneter Güte und Schönheit ist; es zählt sich ganz von selbst zur Gesellschaft, lebt mit dem Beduinen und dessen Familie unter Einem Zelte, erfährt nie den mindesten Zwang, versteht die Sprache seines Herrn, und ist in die Plane desselben so eingeweihet, daß es sie unterstützet und jede Gefahr großmüthig theilt. Das Kameel, von den Morgenländern das Schiff der Wüste genannt, dient nicht bloß zur Fortschaffung von Lasten, sondern auch durch seine Milch und sein Fleisch zur Nahrung, und durch sein Haar zur Bekleidung: das nützlichste und wohlfeilste Lastthier, das es geben kann, weil es zwei Tagereisen machen kann, ohne zu fressen oder zu saufen, und selbst nach der größten Anstrengung sich durch Gras, Streh, Disteln u. s. w. stärkt. Durch beide Thiere ist die Bestimmung des Arabers gewissermaßen gegeben; wenigstens würde er etwas anderes seyn, wenn sie ihm fehlten. Kaufmann und Krieger, seitdem er in der Geschichte lebt, wird er das Erstere durch das Kameel, das Letztere durch das Pferd; und, den Kaufmann mit dem Krieger verbindend, artet er leicht in einen Räuber aus.

Zu allen Zeiten ist zwischen Städtebewohnern und Nomaden (Sassen und Sueven) Feindschaft gewesen, welche sich immer erst dann legte, wenn die Nomaden sich zum Ackerbau bequemten. In Arabien scheint die Zusammensetzung des Landes eine solche Verwandlung zu allen Zeiten verhindert zu haben. Ueber die Bevölkerung dieses Landes läßt sich zwar nicht viel Bestimmtes sagen; aber dürfen die nicht unbeträchtli-

chen Heere, welche, während des siebenten Jahrhunderts, Asien und Afrika überschwemmten, zum Maaßstab dienen, so kann sie nicht so gering gewesen seyn, als man gewöhnlich annimmt. Ueberhaupt ist das herumziehende Leben der Geschlechtsvermehrung nicht ungünstig, und in einem milden Klima kann es leicht zu einer Uebervölkerung führen. Nur während der regnichten Jahreszeit verweilt der Araber in der Wüste; tritt die Hitze des Sommers oder der Mangel des Winters ein, so zieht er nach der Seeküste, nach den Hügeln von Yemen, oder in die Nachbarschaft des Euphrat und des Nil, wo er sich einen ungestörten Aufenthalt zu erzwingen weiß. Allerdings ist sein Leben nicht ohne Gefahr; doch was ihm an Genüssen abgeht, ersetzt er durch die Freiheit, und diese ist ihm so theuer, daß er sie um keinen Preis verkauft. Ist der Europäer stolz auf seine National-Freiheit, so ist es der Araber auf seine persönliche Unabhängigkeit; und betrachtet sich der Erstere als einen nothwendigen Bestandtheil der Gesellschaft, deren Dienste er durch Gegendienste erzwingt, so mag der Letztere die Wohlthat des gesellschaftlichen Lebens nur in so fern genießen, als sie dem Vorrecht seiner Persönlichkeit keinen Abbruch thut. Als Mitglied eines Stammes steht er unter irgend einem Emir; aber, weit entfernt, diesen als seinen Gebieter zu betrachten, erträgt er ihn nur als seinen Richter; und dient er ihm im Kriege, so verlangt er eine sanfte, beinahe väterliche Behandlung, wenn er ihn nicht verlassen soll. Die persönlichen Eigenschaften des Emirs entscheiden; und versteht er nicht mit sich fortzureißen, so richtet er nichts aus.

Ein Volk, das, über einen großen Raum verbreitet, in viele Stämme zerfällt, zur Einheit zu erheben, ist eine höchst schwierige, wo nicht ganz unmögliche Sache; die in Europa hergebrachten Mittel reichen dazu um so weniger hin, wenn sie durch nichts unterstützt werden. Eine organische Gesetzgebung mit einem Mittelpunkte, den man König nennt, entspricht den Bedürfnissen eines Arabers so wenig, daß es ganz vergebliche Mühe seyn würde, ihn von der Nothwendigkeit einer künstlichen Verfassung zu überzeugen. Er giebt die Nützlichkeit der Volkseinheit zu; aber er empört sich, sobald die Idee in Wirklichkeit übergehen soll, hierin in einem beständigen Widerspruche mit sich selbst. Darum ist in Arabien die Volkseinheit, so weit sie wirklich Statt fand, immer durch Mittel bewirkt worden, welche mit den in Europa üblichen auch nicht die mindeste Aehnlichkeit hatten.

Mekka, von den Römern und Griechen Macoraba genannt, ist seit uralten Zeiten die Hauptstadt Arabiens gewesen, wenn gleich auf eine eigenthümliche Weise. Wäre es Nicht-Muhamedanern gestattet, diesen Ort zu besuchen, so würde sich vielleicht ohne große Mühe ausmitteln lassen, warum er, so viele Jahrhunderte hindurch, der Mittelpunkt der arabischen Welt gewesen und bisher geblieben ist. Die Lage dieses Orts nicht weit von dem Seehafen Dschidda und ungefähr in der Mitte zwischen Yemen und Syrien, erklärt viel, aber nicht Alles. Inzwischen ist die innige Verbindung des Handels mit dem Cultus in der früheren Zeit etwas sehr Bekanntes; diese Verbindung ist noch gegenwärtig in Ostindien so

hergebracht, daß die Fakirn, bei ihren Wallfahrten von den Seeküsten in das Land hinein, sich nie auf den Weg machen, ohne Perlen, Korallen, Spezereien und andere Kostbarkeiten, die weder vielen Raum einnehmen, noch in's Gewicht fallen, mit sich zu führen, um sie auf der Rückreise gegen Goldstaub, Moschus und ähnliche Sachen zu vertauschen: ein Handel, der um so beträchtlicher ist, je größer die Anzahl der Fakirn zu seyn pflegt. So wie nun der Tempel von Jerusalem, seinem Wesen nach, nichts Anderes war, als das Depot der National-Schätze, so war auch die Kaaba in Mekka schwerlich etwas Anderes, als eine Art von Börse, wo jeder sein Handelsbedürfniß in Kauf und Verkauf befriedigte. Der Aberglaube gab den gemeinschaftlichen Mittelpunkt; der Eigennutz wußte sich denselben einträglich zu machen: denn das ist das Eigenthümliche des Menschen, daß er Vorstellungen, welche sich mit Wirklichkeiten nicht in Verbindung bringen lassen, leicht und gern aufgiebt. Ein schwarzer Stein, der ehemals ein Edelstein gewesen seyn sollte, war der Hauptgegenstand der Verehrung in Mekka; und da die semitischen Stämme ohne alle Ausnahme heilige Steine verehrten, so konnte jener leicht mit dem Ursprung der Araber in Zusammenhang stehen. Doch bei einem so getheilten Volke, wie die Araber waren, würde es ein Fehler gegen alle gute Politik gewesen seyn, wenn Die, welche sich zu Bewahrern der Volkseinheit aufgeworfen hatten, mit Strenge auf eine ausschließende Verehrung des schwarzen Steines hätten dringen wollen: ihnen blieb nichts Anderes übrig, als Duldung, da sich in ihrer Lage nichts erzwingen ließ; und

so geschah es, daß jeder Araber, welchem Stamme er auch angehören mochte, den Gegenstand seiner besonderen Verehrung in der Kaaba wiederfand, sey es in der Gestalt eines bloßen Steines, oder eines Löwen, oder einer Antelope, oder eines Menschen. Auf diese Weise war die Kaaba der Mittelpunkt aller arabischen Nationalität; und man begreift ohne Mühe, wie, bei dem Mangel aller Staatsgesetzgebung, dieser Mittelpunkt durch einen unter dem Schutze eines freien Cultus stehenden Handel gegeben seyn mußte. Was arabische Schriftsteller hierüber ausgesagt haben, muß auch deshalb höchst unvollständig seyn, weil sie nur für ihre Landsleute schrieben. Selbst die Aufsicht über die Kaaba konnte für den Stamm, der im Besitz derselben war, mit keinen bedeutenden Vorzugsrechten verbunden seyn, weil alles von der Duldung ausging. Es mag also wahr seyn, daß der Koreischite Kosa die Aufsicht über die Kaaba von Abu Gabschan vom Stamme Chozaa um eine Flasche Wein erhandelt habe; der größte Vortheil, welchen die Einwohner Mekka's von der Kaaba zogen, bestand in den Gewinnen, welche die große Messe gewährte.

Welchen Antheil Juden und Christen vor Muhamed an den National-Versammlungen in Mekka nahmen, läßt sich nicht bestimmen. Waren sie davon ausgeschlossen (was sich kaum denken läßt), so hatten sie wenigstens mittelbaren Antheil an der Messe, weil dieser nicht verhindert werden konnte. Ueber das Verhältniß dieser Secten zu den ursprünglichen Arabern läßt sich wenig sagen; nur das Einzige geht aus ara-

bischen Schriftstellern hervor, daß es in Arabien förmliche Judenstaaten gab, welche nicht ohne großen Einfluß auf das Wohl und Wehe der Araber seyn konnten, weil Muhamed, unmittelbar nach seiner Anerkennung als Prophet, ihre Zerstörung beschloß. Die Juden, wenn sie nicht schon früher Factoreien in Arabien hatten, wanderten in das Land vorzüglich in jenen Epochen ein, wo die Imperatoren Titus und Hadrian in Palästina hauseten. Mit Christen scheint Arabien nicht eher bevölkert worden zu seyn, als bis durch die Gewalt der Staats-Religion ein Druck ausgeübt wurde, dem Dissentirende sich nur durch die Flucht entziehen konnten. Marcioniten und Manichäer breiteten ihre träumerischen Meinungen in Arabien aus; doch scheinen christliche Kirchen nicht sowohl in Yemen, als in den beiden arabischen Staaten Hira und Gassan geblühet zu haben, von welchen jener unter dem Schutze des persischen Reiches, dieser unter dem Schutze des byzantinischen stand. Der Einfluß, welchen der Umgang mit so vielen anderen Völkern auf die religiösen Vorstellungen der Araber hatte, mußte sich um so wirksamer beweisen, je freier jeder Einzelne war; er würde noch größer gewesen seyn, wenn die heiligen Schriften der Juden und Christen von einem Volke hätten gelesen werden können, welchem die Schreibkunst fremd war. Propheten, unter der Benennung von Chahans, spielten unter den Arabern ihre Rolle, wie in Judäa; sie bildeten sogar eine besondere Innung. Wie alle rohe Völker suchten die Araber die Zukunft zu erforschen; und dies läßt uns glauben, daß es ihnen nicht an Orakeln fehlte. Einzelne

Stämme versöhnten die Gottheit durch Menschenopfer, und schon lange vor Muhamed war Reinigung ein Haupttheil der gottesdienstlichen Gebräuche. Es gab Bestimmungen über Verwandtschaftsgrade und über den Genuß von Speisen; die Beschneidung war eingeführt, und das Schwein war dem Araber eben so widrig, wie dem Juden; die Gewohnheit, Kameele an dem Grabe der Verstorbenen zu tödten, deutete auf den Glauben an ein Daseyn nach dem Tode. Wer Mekka besuchte, war bestimmten Riten unterworfen. In ehrerbietiger Entfernung legte man seine Kleider ab; eilendes Schrittes umkreis'te man sieben Mal die Kaaba, den schwarzen Stein küssend; sieben Mal besuchte man die angränzenden Berge; sieben Mal warf man Steine in das Thal Mina; und vollendet wurde die Wallfahrt durch ein Opfer von Kameelen und Schafen, deren Hufe und Haare in geweiheten Boden verscharret wurden. Gelehrt hatte die Erfahrung, den Zodiakus des Mondes in acht und zwanzig Theile zu sondern, und eine natürliche Dankbarkeit bewog den Araber, die Gestirne zu segnen, welche die durstende Wüste, seinem Glauben nach, mit heilbringendem Regen erquickten. So durchkreuzten sich also Christenthum und Judenthum und Sternanbetung und mehrere Arten des Fetischdienstes in den Köpfen der Araber; und die politische Freiheit des Volks verewigte jeden einzelnen Aberglauben, indem sie ihn, wo nicht auszubreiten, doch wenigstens zu vertheidigen strebte.

So viel über den gesellschaftlichen Zustand der Araber vor Muhamed.

2) Wenn man keine Rücksicht nimmt auf die Schicksale, welche Arabien von dem Jahre 522 an, wo es von den Abyssiniern zuerst erobert wurde, bis zu dem Zeitpunkte hatte, wo Heraklius den König von Persien zwang, die unter Chosroës Nuschirvan zu Stande gebrachte Eroberung der arabischen Halbinsel aufzugeben: so wird man die große Umwälzung, welche von Muhamed ausging, nie begreifen lernen. Mit Völkern verhält es sich in den meisten Fällen, wie mit Aekkern. So wie diese, um fruchtbar zu werden, einer Bearbeitung bedürfen, eben so bedarf es für jene einer starken Anregung, wenn sie ihren politischen Zustand verändern sollen. Vertrauend auf die vortheilhafte Lage ihres Landes, noch mehr vertrauend auf die Vertheidigungskraft, welche in dem nomadisirenden Theile des Volkes lag, hatten die Araber sich lange dem Wahne hingegeben, als ob sie unangreifbar wären. In diesem Wahne erst durch die Erscheinung der Abyssinier und, vom Jahre 570 an, durch die der Perser gestört — wie hätten sie nicht zu einem lebhaften Unwillen und zu einer heftigen Erbitterung hingerissen werden sollen! Es ist zu glauben, daß der nomadisirende Theil der Nation von diesen Invasionen sehr wenig litt, außer in so fern auch er an der Theilnahme verhindert wurde, die er, im ungestörten Laufe der Dinge, an den Messen gehabt hatte. Desto mehr aber mußte der seßhafte Theil des Volkes leiden, der in offenen Städten — denn andere gab es in Arabien schwerlich — seinem Betriebe ungestört nachzugehen gewohnt war. Die Schätze der Araber, von welchen in römischen Schriftstellern so häufig

die Rede ist, waren schwerlich noch anderswo, als in der Einbildung der Eroberungssüchtigen vorhanden; es findet sich kein Gold auf der arabischen Halbinsel, und es ist sogar höchst ungewiß, ob die gesellschaftliche Arbeit sich vor dem sechsten Jahrhundert bei den Bewohnern derselben so getheilt hatte, daß sie zur Ausgleichung der Münze bedurften: ihr Handel war Tauschhandel, der zwar nicht das Geld (in welcher Gestalt sich dieses auch zeigen möge), wohl aber die Münze überflüssig macht. Um so härter nun mußte der Druck seyn, welchen die Abyssinier und nach ihnen die Perser in Arabien ausübten; und wer jemals erfahren hat, welche Gefühle der Verlust der politischen Freiheit in einem Volke erzeugt, das auf den Besitz dieser Freiheit stolz gewesen ist, der begreift, bis zu welchem Grade der Erbitterung der ohnehin zur Rache geneigte Araber gegen seine Feinde aufgeregt werden mußte.

Wie viele Entwürfe zur Abschüttelung eines verhaßten Joches mögen in dieser Periode gemacht worden seyn! Doch alle waren vergeblich, weil es an einem durchgreifenden Mittel, eine National-Einheit hervorzubringen, fehlte, bis es endlich dem Propheten Muhamed gelang, dieselbe zu bewirken. Also nicht den theologisirenden Schwärmer, der Glaubens-Artikel so oder so bestimmen will, sollte man in diesem Manne sehen, sondern vielmehr den patriotischen Araber, der sein Vaterland vor neuen Invasionen sichern und es wegen der erlittenen rächen will. Hätte es irgend ein wirksameres Mittel gegeben, als theologisirende Schwärmerei, so würde Muhamed seine Zuflucht zu demselben genommen

haben; zu einem Propheten Gottes machte er sich nur, weil dies die einzige Bedingung war, unter welcher er sich zum Oberhaupte der Araber aufwerfen konnte. Ihn einen Betrieger nennen, heißt sich gegen das Wesen der arabischen Welt verblenden; ihn, wie Theisten es gethan haben, von Seiten seiner Vernunft rühmen, heißt, gar nicht wissen, was es mit dem Gegensatze der Einheit auf sich hat, und wie dieser, von symbolischem Schmucke entkleidet, die beste Grundlage aller sittlichen Freiheit ist.

Muhamed wurde den 21 April 571 geboren, also zu einer Zeit, wo Nuschirvan in dem Besitze Arabiens war. Alles, was wir sonst von den Lebensumständen dieses außerordentlichen Mannes wissen, läuft auf Folgendes hinaus: daß er zu dem Geschlechte Haschem gehörte, welches einen Theil des Stammes Koreisch ausmachte; daß er seinen Vater Abdallah vor seiner Geburt, seine Mutter Aminah in seinem sechsten, und seinen Großvater Motalleb in seinem achten Jahre verlor; daß er in dem Hause seines Oheims Abu Taleb, des geistlichen und weltlichen Fürsten von Mekka, aufwuchs, ohne daß für seine Bildung etwas mehr gethan wurde, als unter den Koreischiten hergebracht war; daß er, als der schönste Knabe in dem Hause seines Oheims, dazu auserlesen ward, den schwarzen Stein aufs Neue an seine Stelle zn legen, als eine nothwendig gewordene Ausbesserung der Kaaba vollendet war; daß er in einem Alter von dreizehn Jahren in Gesellschaft seines Oheims eine Reise nach Syrien machte, um den Markt von Damaskus zu besuchen; daß er

hierauf in die Dienste einer Kaufmannswittwe Namens Kadidscha trat, deren Geschäfte er besorgte, und deren Hand er sich, in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren, erwarb; daß er, als Mann, eben so ausgezeichnet war durch seine Gestalt, wie durch seine sittlichen Eigenschaften, vorzüglich durch seine Beredtsamkeit; daß er sich mehrere Jahre hindurch, während des Monats Ramadan, in die Höhle Hera bei Mekka zurückzog, um seinen Betrachtungen nachzuhängen, oder auf sich aufmerksam zu machen; daß er, acht und dreißig Jahr alt, die Laufbahn eines Kaufmanns aufgab, um die eines Propheten zu betreten; daß er alle Schwierigkeiten überwand, die sich ihm auf der letzteren darstellten, bis er allgemein für Denjenigen anerkannt wurde, der er seyn wollte.

Hiernach muß man annehmen, daß Muhamed in eben dem Alter, wo sich der Enthusiasmus bei dem Menschen zu verlieren pflegt, ein Enthusiast geworden sey. Ein Mekkaischer Kaufmann also, der zu dem regierenden Geschlechte gehört und in einem republikanisch verwalteten Staate gewiß nicht ohne Einfluß ist, soll sich tiefsinnigen Betrachtungen über Heiden-, Juden-, und Christenthum hingeben, um auf einem so mühseligen Wege zu der leichten, in Arabien längst verbreiteten Entdeckung zu gelangen, daß es nur Einen Gott giebt! Und eben dieser Kaufmann soll von dieser Entdeckung so eingenommen seyn, daß er keinen anderen Beruf fühlt, als sie Anderen, vorzüglich aber seinen Stammgenossen, aufzudringen, denen sie gar nicht neu ist, die aber aus guten Gründen damit zurückhalten, weil sie sich von

der Unduldsamkeit nichts weiter versprechen können als — einen verödeten Markt in Mekka! Welche Voraussetzungen! Warum nicht lieber annehmen, daß dem Muhamed dasselbe begegnet sey, was sich seitdem so oft wiederholt hat? Wie jeder Mensch ohne Ausnahme sich durch die Geschichte seines Lebens bildet, so bilden sich großartige Menschen immmer nur durch die Weltgeschichte; und zu den letzteren gehörte gewiß Muhamed, der, wenn er auch (was nicht unwahrscheinlich ist) niemals lesen und schreiben gelernt hatte, deshalb nicht weniger über seine Landsleute, und selbst über seine Stammgenossen, erhaben war.

Was am meisten auffallen sollte, was aber, wie es scheint, nie aufgefallen ist, dürfte nichts anderes seyn, als daß er den Satz: „es giebt nur Einen Gott" mit einem zweiten Satze verband, durch den er sich zum Gesandten dieses Einen Gottes machte. Jenen hat man eine ewige Wahrheit, diesen eine Lüge genannt. Gleichwohl gehören beide Sätze auf das Innigste zusammen; denn für das, was Muhamed vorhatte, konnte die Lehre von einem einzigen Gott nur dadurch Werth erhalten, daß man zugleich die zweite, von seiner göttlichen Sendung, als wahr annahm. Nur dann, wenn man in ihm den Gesandten des Einen Gottes verehrte, erhielt er die Berechtigung, als Gesetzgeber für ganz Arabien aufzutreten: das Einzige, worauf es ihm ankam. Die übrigen Koreischiten konnten darüber ungewiß seyn, ob die Verallgemeinerung ihres Glaubens vortheilhaft für Arabien seyn würde; und ihr ganzes Betragen beweiset, daß sie es wirklich

waren. Muhamed hingegen war es nicht, und konnte es nicht seyn, weil ihm die politische Freiheit Arabiens theurer war, als die kleinlichen Vortheile, die er als Kaufmann zog, und weil er seinen Zweck nicht erreichen konnte, ohne sich für alles, was er als Kaufmann verloren hatte, entschädigt zu sehen. Die Weltbegebenheiten sind übrigens niemals so vereinzelt, wie sie in den Büchern der Geschichte erscheinen. Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, ob Arabien um die Zeit, wo Muhamed als Prophet auftrat, von den Persern schon geräumt war, oder nicht; genug, daß die neue Lehre zu derselben Zeit verbreitet wurde, wo Heraklius in Constantinopel Anstalten zu einer Landung an den Gränzen von Syrien und Cilicien machte, wenn gleich dieselben erst nach zwölf leidenvollen Jahren zur Ausführung gebracht werden konnten. Die Araber waren während dieser Periode aus Nothwendigkeit Freunde der Oströmer und ihres Kaisers, und es läßt sich nicht daran zweifeln, daß Heraklius eine Umwälzung unterstützte, die ihm vortheilhaft zu werden versprach. Die Geschichtschreiber dieser Zeit taugten zu nichts weniger, als den Zusammenhang zu fassen, der in den Begebenheiten war; und wenn die späteren Geschichtschreiber Arabiens Das, was in Mekka und dessen Umgebung vorging, immer als eine bloße häusliche Begebenheit dargestellt haben, so muß man sie entschuldigen, theils mit ihrer Beschränktheit, theils mit der Entfernung, worin sie, der Zeit nach, von der Begebenheit selbst lebten.

Der Kampf zwischen Muhamed und den Korei-

schiten von Mekka war also der Kampf zwischen Monarchie und Republik; denn die urbildliche Einheit läßt sich nur dadurch zu einer wirklichen machen, daß sie sich in der Person eines Monarchen darstellt. Diese nun war Muhamed, als Gesandter des einigen Gottes, dessen vorgeblicher Wille das Gesetz ausmachte; die Koreischiten aber waren aufgeklärt genug, um einzusehen, daß ihre Herrschaft verloren war, wenn Muhamed Anhang gewann. Eben deswegen thaten sie, was in ihren Kräften stand, seinen göttlichen Beruf verdächtig zu machen; nur daß es ihnen nicht damit gelingen wollte, weil Muhamed so klug war, sich nach Medinah, dieser alten Nebenbuhlerin von Mekka, zu wenden, welche sich von der Beschützung des Propheten unstreitig große Handelsvortheile versprach.

Muhameds Flucht, so wie alle die Gefahren, welche er bis zu seiner Anerkennung in Mekka zu bestehen hatte, sind durch den Glauben an seine Lehre wichtig geworden, wie unwichtig sie auch an sich selbst seyn mögen. Wir übergehen dies Alles hier mit Stillschweigen, und bemerken nur noch, daß, wenn der Krieg zwischen den Oströmern und den Persern sich nicht so sehr in die Länge gezogen und zuletzt mit der Erschöpfung beider Völker geendigt hätte, der Islam, als neue Lehre, troß aller Begeisterung, welche Muhamed durch glänzende Bilder von Paradies und Hölle in denselben brachte, nie einen großen Spielraum gewonnen haben würde.

Das Christenthum hat sich nur sehr allmählig verbreiten können; der Islam hingegen hat in einem Jahr-

hundert so reißende Fortschritte gemacht, daß er in dieser Hinsicht mit erwiesenen Wahrheiten auf Einer Linie steht. Erfolg mit Erfolg verglichen, würde der Vorzug auf Seiten des letzteren seyn. Dennoch bleibt dieser ganz unstreitig dem Christenthum; und in der Geschichte desselben ist es ein nicht unbedeutender Umstand, daß es sich Bahn brach zu einer Zeit, wo die Waffengewalt der Römer die ganze von ihnen eroberte Welt in Ordnung hielt, ohne dieser Gewalt etwas Anderes entgegen zu setzen, als die Lehre.

3) Der Zweck von Muhameds Lehre war also Herrschaft; nichts weiter. Nicht um die Aufstellung einer Reihe von neuen Wahrheiten war es ihm zu thun, sondern um die Einführung eines neuen politischen Systems, von welchem er sich die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes versprach. Ist nun von seiner Lehre nur als von einem Mittel die Rede, so kann man nicht umhin, die Zweckmäßigkeit derselben zu bewundern. Ob die Dreieinigkeitslehre dem arabischen Propheten bekannt war, oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Doch selbst, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre, hätte er für seinen Zweck keinen Gebrauch davon machen können, weil sie seinem Prophetenamte geschadet haben würde. Haben doch selbst christliche Priester diese Lehre in ein Mysterium verwandeln müssen, um auf diesem Wege die Berechtigung zur Herrschaft, trotz der Lehre, zu gewinnen! Muhamed war strenger Unitarier, weil er dies seyn mußte, wenn er eine feste Grundlage für die Monarchie gewinnen wollte. Sein Glaubens-System mußte im höchsten Grade einfach seyn,

weil seine ganze Wirksamkeit von dieser Einfachheit abhing. Also nur Glaube an einen einigen Gott und an seinen Propheten Muhamed! Die Sittenlehre, welche er damit in Verbindung brachte, entsprach der Glaubenslehre auf das Genaueste: Gebet, Almosen, Fasten, und Wallfahrt nach Mekka — in diesen Kreis war die ganze Tugend des gläubigen Muhamedaners gebannt. Und wer sieht nicht, daß durch dies Alles nichts weiter bezweckt wurde, als die vollkommenste Gottergebenheit, d. h. die blindeste Unterwerfung unter den Willen Desjenigen, der sich für das Werkzeug der Gottheit ausgab! Muhamed brauchte zwar folgsame Vollstrecker seiner Befehle; doch auf Ertödtung der Leidenschaften konnte er es nicht anlegen, ohne seinem Hauptzweck zu schaden. Krieg gegen die Ungläubigen sollte die Bestimmung des Muhamedaners werden; und da diese Bestimmung nicht ohne Begeisterung erfüllt werden konnte, so würden die glänzendsten Belohnungen an diese Erfüllung geknüpft. Muhameds Paradies ist zuletzt nur ein Beweis von dem armseligen Zustande, worin der Araber lebte: ein Zustand, der es mit sich brachte, daß er Spiele der Einbildungskraft an die Stelle der wirklichen Genüsse setzen mußte, die in einem vollkommneren Gesellschaftszustande den Lohn großer Anstrengungen ausmachen. Ohne die Bedürfnißlosigkeit und natürliche Mäßigkeit des Arabers würde der Gesetzgeber nichts ausgerichtet haben; und wäre Raub und Plünderung diesem Araber nicht seit uralter Zeit zur Gewohnheit geworden, so hätte auch die höchste Beredsamkeit ihn nicht zur Ergreifung des Kriegeshandwerks vermocht.

Mit Einem Worte: Muhamed kannte das Volk, zu dessen Gesetzgeber er sich aufwarf, und wußte es für seine Zwecke zu gewinnen. Der verbotene Genuß berauschender Getränke konnte dem mit Gerstenbrot, Milch und Schaffleisch zufriedenen Araber keine Entbehrung auflegen; und hätte Muhamed vorhersehen können, daß mit der Verbreitung des Islam die Eroberung einer halben Welt verbunden seyn würde: so wäre er gegen den ursprünglichen Araber unstreitig großmüthiger gewesen. Noch andere Verbote, wie die der Götzenopfer, der wilden Todtenklagen, der Zeichendeuterei u. s. w., waren allzu natürliche Folgen des neuen Systems, als daß sie hätten unterbleiben können.

Da Muhamed den Moses für einen der achtungswerthesten Propheten gelten ließ, so möchte man sich wundern über die Wuth, womit er die Juden bekämpfte. Man giebt aber diese Verwunderung auf, sobald man erwägt, daß die Juden in Arabien für seinen Hauptzweck das größte Hinderniß waren. Gerade die Volkseinheit, die ihm so sehr am Herzen lag, wurde durch sie am meisten gestört; und da sie ihn als Propheten niemals anerkennen konnten, so blieb ihm, dessen Macht einzig auf dem Glauben an seine göttliche Sendung beruhete, nichts Anderes übrig, als auf ihre Vertilgung bedacht zu seyn. So lange sein Kampf mit den Koreischiten währte, hatten sie mit diesen gemeinschaftliche Sache gemacht; und als dieser Kampf beigelegt war, behaupteten sie sich als ein besonderer Staat, der durch eine, sechs Tagemärsche von Medinah gelegene, Festung beschützt war. Dies war nicht zu ertragen. Es muß-

ten also Anstalten zur Bezwingung des Judenstaates getroffen werden. Von acht Castellen war die Festung (Chaibar) umgeben, und vier derselben wurden für unüberwindlich gehalten. Camus, Moasseb, Barich und Salalem waren genommen, als die Hauptfeste noch trotzte. Zwei Tage hindurch stürmte man; doch weder Abu Bekr noch Omar konnten etwas ausrichten. Am dritten Tage gab der Prophet seinem Liebling Ali die Glaubensfahne, und nachdem dieser den Helden der Juden erschlagen hatte, fiel die Festung, doch nur durch Unterhandlung. Die Juden behielten Häuser und Boden; sie mußten aber die Hälfte des Ertrages von beiden abgeben, und sich anheischig machen, abzuziehen, sobald es ihnen geheißen würde. Unter solchen Bedingungen in Arabien zu leben, konnte den Juden nicht wünschenswerth seyn; sie verließen also Arabien, wiewohl erst unter einem der nächsten Nachfolger Muhameds. In diesem Verfahren Muhameds aber lag nichts, was uns auffallen könnte. Eine theokratische Regierung, wie die seinige war, ist nothwendig unduldsam; und sie ist es zuletzt nach eben dem Gesetz, vermöge dessen auch die nicht theokratische Regierung nichts gestatten darf, was die von ihr ausgehende Einheit stört. Die Duldsamkeit, welche man gegenwärtig in muhamedanischen Staaten antrifft, hat nur dadurch entstehen können, daß sich im Kaliphat durch den unermeßlichen Umfang der Eroberungen das Priesterthum von dem Fürstenthum trennen mußte. Streng genommen, hob diese Trennung mit Muhameds Tode an, weil, wenn der Prophet und der Regent in Einer und derselben Per-

son vereinigt sind, die Unmöglichkeit der Uebertragung jener ersten Eigenschaft auf einen Andern eine Scheidung unvermeidlich macht. Wir werden im nächsten Abschnitt sehen, wie sich hieraus die Schicksale der muhamedanischen Welt entwickelt haben.

Alle Verfassungen, welche jemals zu Stande gebracht sind, können als Versuche betrachtet werden, die man gemacht hat, das natürliche oder göttliche Gesetz so auf die Gesellschaft überzutragen, daß die Fortdauer derselben gesichert werde. Wie sich hierbei die Unterordnung des menschlichen Gesetzes unter das natürliche oder das göttliche ganz von selbst versteht und immer die zweite Schöpfung ausmacht, braucht nicht gesagt zu werden. In Hinsicht der inneren Güte der Verfassung hängt alles ab: Einmal, von der Anschauung des natürlichen oder göttlichen Gesetzes, und dann, von der Geschicklichkeit, womit man die Unterordnung des menschlichen unter dasselbe zu Stande bringt. Verdorben ist alles da, wo beide Arten des Gesetzes so vermengt werden, daß das menschliche Gesetz sich für ein göttliches ausgeben kann. Prophet und Regent, in Einer und derselben Person vereinigt, geben niemals etwas mehr, als die demokratische Monarchie in theokratischer Verhüllung; und da die Gesellschaft mit derselben nicht fortdauern kann, so bleibt, um den inneren Krieg zu vermeiden, nichts Anderes übrig, als ihn in einen äußeren zu verwandeln.

Sagen, daß der Muhamedanismus die Despotie begünstige, heißt eigentlich nichts sagen; denn er ist die Despotie selbst, und kann niemals aufhören, es zu seyn.

Muhamed empfand dies sehr wohl; und weil er in seinem Verhältniß zu den Arabern die Verbindlichkeit übernommen hatte, sie unter allen Umständen mit sich fortzureißen, so mußte er den Antrieb zu Eroberungen geben. Die Briefe, welche er an Chosroës Parwiz und an den Imperator Heraklius schrieb, um sie zur Annahme seiner Lehre zu bewegen, können nur als Herausforderungen betrachtet werden, durch welche er sich den Weg nach Persien und dem oströmischen Reiche bahnen wollte. Er starb, als alle Anstalten zur Unterjochung dieser Reiche gemacht waren und seine Heere bereits in das Gebiet der Perser und Byzantiner streiften, um in Syrien und am Euphrat festen Fuß zu fassen. Der Antrieb, den er gegeben hatte, verlor indeß seine Wirksamkeit nicht, und die beispiellosen Fortschritte, welche seine Nachfolger machten, werden ewig zum Beweise dienen, wie viel sich durch eine in das göttliche Gesetz gehüllte demokratische Monarchie ausrichten läßt, so lange sie von der Begeisterung unterstützt ist. Jetzt, nach zwölf Jahrhunderten steht Arabien noch eben so da, wie es vor Muhamed war. Dieselben Neigungen und Sitten, sowohl in dem nomadischen als in dem seßhaften Theile seiner Bewohner, nur daß sie anders gefärbt sind! Mekka ist noch immer der Mittelpunkt des Reiches, und die Kaaba hat keine andere Veränderung erfahren, als die, daß an die Stelle vieler Götzen ein einziger Gott getreten ist, für dessen Werkzeug Muhamed gilt. Wie Mekka der Mittelpunkt Arabiens ist, so sollte Arabien der Mittelpunkt der ganzen Muhamedanischen Welt seyn. Daran fehlt indeß so viel, daß es sich gar

nicht als solchen empfindet. Es vermag nichts über den türkischen Padischah; aber es behauptet sich dadurch, daß es auch ihm keinen Einfluß auf sich und seine Eigenthümlichkeit gestattet und seine jährlichen Geschenke stolz empfängt.

Dreizehntes Kapitel.

Ueber die Eroberungen der Araber, bis zum Untergang des westgothischen Königreiches.

Nach Muhameds Tode mußten sich seine Anhänger in einer großen Verlegenheit befinden. Arabien, in allen seinen Theilen aufgeregt, forderte die Fortsetzung des von dem Propheten gegründeten Systems; da dieses System aber auf einer vergänglichen Persönlichkeit beruhete, so gab es, genau genommen, nach Muhameds Ausscheiden kein Mittel zur Unterstützung desselben. Muhamed selbst hatte über seine Nachfolge nichts festgesetzt; und man begreift ohne Mühe, weshalb er sich enthalten hatte, eine Thronfolge anzuordnen: denn König war er nur in der Eigenschaft eines Propheten; diese Eigenschaft aber ließ sich nicht auf einen Zweiten übertragen, weil sie auf Talenten beruhete, die nicht vererbt werden konnten. Selbst seine Anhänger fühlten dies so sehr, daß alles, was in den Geschichtsbüchern von den unter ihnen ausgebrochenen Streitigkeiten erzählt wird, nur dann einen Sinn erhält, wenn man ihre Verlegenheit recht deutlich anschaut. Die Rolle, welche Ajascha, Muhameds letzte Gemahlin, Abu Bekr's

Tochter, darin gespielt haben soll, mag auf sich beruhen. Irgend ein Ausweg mußte gefunden werden, wenn Arabien eine Monarchie bleiben sollte; und da Muhameds Persönlichkeit nicht zurückgerufen werden konnte, so blieb unter den einmal vorhandenen Umständen schwerlich etwas Anderes übrig, als eben diese Persönlichkeit in eine Idee aufzulösen, durch welche Muhamed in seinem Verhältnisse zur Gottheit der Gesetzgeber der Araber für ewige Zeiten blieb und sein Nachfolger den Charakter eines bloßen Stellvertreters annahm. So entstand mit der Benennung eines Kalifen der Begriff vom Kalifat, als arabischer Herrschaft. Der menschliche Geist ist in Verlegenheiten dieser Art so erfinderisch, daß man sich nicht wundern darf über die Wendung, welche die Dinge in Arabien nahmen; sie war sogar nothwendig in einem Lande, wo die fürstliche Würde weder auf den Besitzstand, noch auf die Natur der Gesellschaft, gegründet werden konnte. Das Einzige, worüber man sich wundern möchte, ist, daß die Muhamedaner dies zu keiner Zeit erkannt haben, und in so viele Secten zerfallen sind, um sich klar zu machen, in wie fern Muhamed der Prophet des von ihm verkündigten wahren Gottes ist; doch auch hierüber verschwindet jedes Erstaunen, sobald man bedenkt, daß dem menschlichen Verstande nichts schwerer wird, als zu der Einsicht zu gelangen, daß das göttliche Gesetz nur dadurch ein göttliches ist, daß es sich selbst vollzieht. Als Muhameds Anhänger darüber einverstanden waren, daß der Prophet nur einen Stellvertreter, nicht einen Nachfolger, erhalten könnte, blieb nichts Anderes übrig, als die Feststellung der Ord-

nung, worin die Stellvertretung erfolgen sollte; und wenn sie darin übereinkamen, daß dem Aeltesten unter den Anhängern des Propheten der Vorrang gebühre, so zeigt sich ihre Kurzsichtigkeit auch in dieser Anordnung: denn wie bald mußte der Zeitpunkt eintreten, wo es keinen persönlichen Anhänger Muhameds mehr gab, wo folglich das Kalifat eine neue Grundlage erhalten mußte! Vergeblich schlug Omar die Todesstrafe gegen Jeden vor, der zu einer tumultuarischen Ernennung des Kalifen Veranlassung geben würde; dies Gesetz beweiset nur, daß die getroffene Anordnung auf sehr schwachen Füßen stand. Ali, der früheste, wenn gleich nicht der älteste, Bekenner von Muhameds Lehre, hatte nicht die Ansprüche auf Nachfolge, die man ihm, als Schwiegersohn des Propheten, nach Begriffen geben möchte, welche ihre Entstehung einem von dem arabischen durchaus verschiedenen Gesellschaftszustande verdanken; und wenn selbst Muhamedaner in ihm einen Martyrer sehen, so kann dies nur davon herrühren, daß ihnen die Ursachen seiner ersten Zurücksetzung dunkel geblieben sind. Nur die Ehrfurcht vor dem Alter konnte nach Muhameds Tode die Einheit der Araber beschützen, welche unter einem so feurigen Regenten, wie Ali war, jeder Gefahr ausgesetzt blieb.

Die beispiellos schnellen Eroberungen der Araber unter den Nachfolgern Muhameds haben seit zwölf Jahrhunderten nicht aufgehört, ein Gegenstand des Erstaunens zu seyn. Folgende Bemerkungen werden die Sache begreiflicher machen. 1) Da diese Eroberungen mit allen übrigen Erscheinungen der sittlichen Welt we-

nigstens das gemein haben, daß sie aus dem Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft hervorgingen: so hätte man zunächst bei dem Verhältniß von beiden stehen bleiben sollen, um die Fortschritte der Araber zu begreifen. Persien sowohl als das byzantinische Reich waren erschöpft durch den langen Kampf, den sie seit Chosroës Nuschirvan's und Justinians Zeiten bestanden hatten. 2) Doch wie viel hierdurch auch erklärt seyn mag, so darf man nicht vergessen, daß die Wirkungen des Angriffs immer außerordentlich zu seyn pflegen, wenn er unterstützt ist von irgend einer Idee, die sich der Köpfe so bemächtigt hat, daß sie mit dem Leben Eins und dasselbe ist. Für eine solche hatte Muhamed gesorgt durch den Fanatismus, den er den Arabern einzuflößen verstand; und weil Perser und Oströmer in dieser Hinsicht hinter den Arabern zurückstanden, so mußten Diese über Jene siegen. 3) Bemerkenswerth ist hierbei, daß die demokratische Monarchie, worin die Araber lebten, als sie das Eroberungsgeschäft begannen, im siebenten Jahrhunderte dieselben Wirkungen hervorbrachte, welche sich seitdem mehr als Ein Mal wiederholt haben. Auf Arabien beschränkt, hätte diese Verfassung nur Unruhen über Unruhen erzeugen können; und je mehr die Organisation, welche sie in sich schloß, nur für ein Heer, nicht für einen Staat paßte: desto schneller mußte man den Gedanken fassen, sie durch Unternehmungen gegen das Ausland zu stützen. 4) Der nackte Araber, durch Beschwerden abgehärtet, und seine körperlichen Bedürfnisse mit Datteln und Quellwasser zu befriedigen gewohnt, mochte immerhin von der Kriegeskunst nichts

verstehen — seine Ueberlegenheit war deshalb nicht geringer: sie lag in seiner Unermüdlichkeit und in der Leichtigkeit, womit er ein verlornes Treffen zum zweiten und dritten Male begann, bis er durch Ermüdung des Gegners den Sieg davon getragen hatte. 5) Es ist zu glauben, daß durch Massen ersetzt wurde, was der Kriegesgeschicklichkeit abging; denn es ist wohl nichts weiter als Fabel, was in den Geschichtbüchern der Araber von der Riesenkraft der Anführer, und von der numerischen Schwäche der Heere ausgesagt wird. Wie gering man auch die Bevölkerung Arabiens im siebenten Jahrhundert annehmen mag, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie sich mit Auswanderungen von Hunderttausenden vertrug, welche sich gleichzeitig über Persien und das byzantinische Reich ergossen; und da man annehmen kann, daß diese Hunderttausende lauter Freiwillige waren, die durch Theilnahme an dem Krieg ihre Umstände zu verbessern suchten, im schlimmsten Falle aber das Paradies gewannen: so verschwindet alles Räthselhafte aus den schnellen Fortschritten der Araber. 6) Endlich muß man in Anschlag bringen, daß die Gleichstellung der Sieger und Besiegten durch den Islam das Eroberungsgeschäft förderte. Wo der Besiegte in die Gleichheit der Rechte eintritt, wird er selten Bedenken tragen, gemeinschaftliche Sache mit dem Sieger zu machen. Das Heer des letzteren verstärkt sich also im Vorgehen, anstatt sich zu schwächen; und ist der Ueberwundene zugleich der Gebildetere, so kann es vollends nicht fehlen, daß die Fortschritte unaufhaltsam werden. Den Arabern wurde die Bekehrung der

Ueberwundenen um so leichter, weil sie überall auf verwandte Mundarten stießen.

So viel, um die Fortschritte der Araber begreiflicher zu finden.

Den Anfang ihrer Eroberungen machten sie mit den Staaten von Hira und Gassan, diesen alten arabischen Colonieen, von welchen die erste unter dem Schutze der Könige von Persien, die zweite unter dem der byzantinischen Kaiser stand. Es scheint nicht, als ob hierbei ein kräftiger Widerstand zu überwinden gewesen sey. Zwar hatten die Könige von Hira das Christenthum angenommen; doch ihre Unterthanen hatten ihre arabische Abkunft nicht vergessen, und die Aehnlichkeit der Sprache, Sitte und Lebensart wirkte unstreitig stärker, als die Verschiedenheit des Glaubens, die bei den arabischen Christen von Hira unbezweifelt um so unwirksamer war, je mehr für sie alles auf Formeln und Ceremonien beruhete. Den Oberbefehl in diesem Kriege führte Kaled, den man das Schwert Gottes nannte. Mit eigener Hand erschlug er den König von Hira; der Sohn desselben wurde als Gefangener nach Medinah gesendet. Der Adel beugte sich vor dem Nachfolger des Propheten; das Volk fühlte sich versucht, dem Beispiel seiner Landsleute zu folgen. Abu Bekr, als Kaliph, empfing, als erste Frucht auswärtiger Eroberungen, einen jährlichen Tribut von 70,000 Goldstücken. Auf diese Weise war der Weg nach Persien gebahnt, dessen Eroberung bloß deshalb nicht auf der Stelle erfolgte, weil man gleichzeitig nach Syrien vorgedrungen war.

An der Spitze des letzteren Heeres stand Abu Obeidah. Das Eindringen in das Reich der Gassaniten war nicht mit Schwierigkeiten verbunden; doch erlahmten die Fortschritte der Araber bei der Eroberung von Bostra, dem volkreichsten Handelsort in der syrischen Wüste, der sich seit dem Verfall und Untergange von Palmyra vorzüglich gehoben hatte. Die Schuld des Erlahmens mochte an der Schwäche des Heeres liegen; da sie aber den milden Gesinnungen Abu Obeidah's zugeschrieben wurde, so versetzte Abu Beer den wilden Kaled von den Gränzen Persiens nach der syrischen Wüste; und der Erfolg blieb keinesweges zweifelhaft. Nach schwachem Widerstande schlossen die Einwohner von Bostra mit den Arabern eine Uebereinkunft, welche ihnen keine andere Verbindlichkeit auflegte, als eine Kopfsteuer zu entrichten, was sie um so lieber thaten, weil sie dabei nur gewinnen konnten. Sie waren Christen, wie die Einwohner von Hira; aber, als solche, waren sie ohne Vaterlandsliebe und Ehre, weil der Despotismus weder die eine noch die andere gestattet. Der Oberbefehlshaber von Bostra (welches auch immer seine Beweggründe seyn mochten) forderte selbst zu einer frühzeitigen Ergebung auf; und als diese wirklich erfolgt war, ging er, mit einer förmlichen Verleugnung des Christengottes, zu dem Islam über. Sein Name war Romanus.

Bostra's Eroberung bahnte den Weg nach Damaskus, dieser wichtigen Handelsstadt, welche zugleich der Wohnsitz bedeutender Fabriken war. Heraklius, endlich aufmerksam gemacht auf die seinem Reiche bevorstehen-

den Gefahren, hatte sich, um die Dinge aus der Nähe zu beobachten, von Constantinopel nach dem Euphrat begeben; doch hielt er es noch immer nicht für dringend nothwendig, an die Spitze des Heeres zu treten. Während also die Araber Damaskus belagerten, sendete er einen von seinen Generalen, der in den Geschichtsbüchern der Griechen Verdan genannt wird, mit dem Auftrage ab, die Hauptstadt Syriens zu entsetzen. Kaum aber waren die arabischen Anführer hiervon unterrichtet, als sie dem griechischen Heere, welches größten Theils aus Syrern bestand, entgegen zogen. An Zahl waren die Griechen, an Muth und Tapferkeit die Araber überlegen. Die Schlacht bei Aiznadin dauerte mehrere Stunden. Kaled, welcher von Seiten der Araber befehligte, hielt die Tapferkeit der Seinigen in Zaum, bis die Lebensgeister und Köcher der Syrer gleich sehr erschöpft waren. Der Anfall, den er jetzt machen ließ, war entscheidend; und wie er den Seinigen vorhergesagt hatte, daß man ganz Syrien an Einem Tage erobern könne, so geschah dies wirklich. Kaum hatten sich die geschlagenen Syrer nach Antiochien oder Cäsarea oder Damaskus auf die Flucht begeben, als die Araber nach Damaskus zurückkehrten, um die Eroberung dieser wichtigen Stadt zu vollenden. Sie widerstand in Allem siebzig Tage. Durch Obeidah vermittelst eines Vertrages, durch Kaled mit Sturm erobert, stand sie im Begriff zerstört zu werden, als es dem menschlicheren Feldherrn gelang, die von ihm zugestandenen Bedingungen durch Berufung auf den Kaliphen geltend zu machen. Diese Bedingungen waren ungestörter Abzug

für Die, welche auswandern wollten; ruhiger Besitz der Ländereien und Häuser für die Zurückbleibenden, nur daß sie Unterthanen des Kaliphen würden; Gebrauch und Besitz von sieben Kirchen. Abu Bekr war vor der Eroberung von Damaskus gestorben; doch sein Nachfolger Omar bestätigte diese Bedingungen, und Damaskus hat bis auf den heutigen Tag zwanzigtausend christliche Einwohner.

Nach Damaskus kam die Reihe der Eroberung an Emesa oder Hems, und Hieropolis oder Baalbek. Heraklius hatte inzwischen ein neues Heer von achtzigtausend Mann auf die Beine gebracht, dessen Hauptbestandtheil sechzig tausend christliche Araber vom Stamme Gassan waren; denn am Hofe von Constantinopel hatte man den Grundsatz angenommen: daß, um den Diamant zu schneiden, ein zweiter Diamant nöthig sey. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes zugegeben, hatte man es darin versehen, daß man einen unechten Diamant für einen echten genommen hatte. Als es bei dem Hieromax (dessen Name in Yermuk ausgeartet ist) zur Schlacht kam, blieb die Ueberlegenheit der nicht christlichen Araber nicht lange zweifelhaft; und da Heraklius den Befehl gegeben hatte, alles auf's Spiel zu setzen, so war die Eroberung von ganz Syrien die Folge der vollkommenen Niederlage, welche die Griechen litten.

Palästina konnte von jetzt an nicht verschont bleiben. Zwei Jahre hindurch vertheidigte sich Jerusalem; und als es nicht länger widerstehen konnte, gestattete Obeidah die Forderungen der Einwohner, daß der Kaliph selbst gebeten würde, die Schlüssel der Stadt in

Em=

Empfang zu nehmen und die Capitulation vorzuschreiben. Wirklich verließ Omar zu diesem Endzweck Mekka; und wie wenig die bisherigen Eroberungen den Sinn der Araber verändert hatten, zeigte sich vorzüglich in der Art und Weise, wie der Fürst der Gläubigen (Emir al Mumenim) — denn diesen Titel hatten die Araber dem Kaliphen gegeben — seine Reise nach Jerusalem machte. Er führte die Datteln und das Wasser, die er zu seiner Nahrung brauchte, auf seinem Kameel mit sich, aß mit seinen Gefährten aus Einer Schüssel, und züchtigte in eigener Person die Widerspänstigen im Glauben. Die Bedingungen, welche er nach seiner Ankunft bewilligte, wurden gehalten; und wie sehr der Patriarch Sophronius auch den Gräuel der Verwüstung verabscheuen mochte, der durch die Araber über die heilige Stadt gebracht war: so war diese deshalb nicht minder zu einem Bestandtheil des Kaliphats geworden.

Nachdem auch Antiochien gefallen war, drangen die Schaaren der Eroberer nordwärts nach Cilicien bis an die Küste des schwarzen Meeres, und bis in die Nähe von Constantinopel, östlich bis Edessa und Nisibis, westlich über den Libanon bis an die Küste des mittelländischen Meeres. Von hier aus landeten sie auf Cypern, Rhodus und den Cykladen; und nachdem sie den Griechen diese Inseln entrissen hatten, wurden sie eine furchtbare Seemacht, welche von der Eroberung Constantinopels nur durch die Macht des griechischen Feuers abgehalten werden konnte.

Wesentliche Veränderungen, welche in Constantinopel vorgingen, erleichterten diese Fortschritte.

Heraklius gab nach den Niederlagen, welche seine Heere bei Aiznadin und Yermuk gelitten hatten, die Hoffnung auf, daß er Syrien retten werde; nicht mit Unrecht, weil die Araber von dem Augenblick an unüberwindlich geworden waren, wo die allgemeine Meinung sie dazu machte. Er verließ Syrien, sobald die Feinde des Christenthums in den Besitz von Antiochien gekommen waren, und gab seine Unterthanen jedem Schicksal Preis, das sie treffen konnte. Auch sein ältester Sohn, Constantin, der mit vierzig tausend Mann bei Cäsarea stand, ergriff die Flucht, weil er sich einem Angriff nicht gewachsen glaubte, der von allen Seiten auf ihn gemacht werden konnte. Mit Mühe entkam er der Verfolgung Kaleds; und als er kaum in Constantinopel angelangt war, entwickelte sich sein Schicksal auf eine noch gefährlichere Weise, als er geglaubt haben mochte.

Heraklius hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Eudocia, gegen alle Vorstellungen der Geistlichkeit, mit seiner Nichte Martina vermählt. Die Frucht dieser Ehe war ein Prinz mit Namen Herakleonas, der mißgestaltet das Licht der Welt erblickte und dessen sittliche Eigenschaften in der Folge seiner körperlichen Häßlichkeit entsprachen Mit allen seinen Gebrechen aber war Herakleonas seiner Mutter theuer; vielleicht nur, weil sie durch ihn zu regieren hoffte, vielleicht auch, weil sie den Haß einer Stiefmutter in sich trug. Da Constantin nicht ausgeschlossen werden konnte, so kam sie leicht auf den Gedanken, ihren Gemahl zu einer Theilung des Reiches zwischen seinen Söhnen zu bereden; und Hera-

klius ließ sich dies um so lieber gefallen, weil sein ältester Sohn einer schwachen Gesundheit genoß. Zwei Jahre nach der pomphaften Feier dieser Anordnung starb Heraklius, und seinem letzten Willen zufolge sollten seine beiden Söhne gleiche Erben des östlichen Reiches seyn und seine Wittwe als Mutter und Gebieterin ehren.

Auf dieses Testament wollte Martina den Thron besteigen; doch die allgemeine Meinung verdrängte sie von demselben. Constantins III. Regierung dauerte indeß nur hundert und drei Tage; er starb im dreißigsten Jahre seines Alters, und, wiewohl er immer kränklich gewesen war, so herrschte doch die Meinung vor, daß Gift, von seiner Stiefmutter empfangen, die Ursache seines allzu frühen Todes gewesen sey. Jetzt, auf den Gipfel ihrer Wünsche, trat Martina aus ihrer Einsamkeit hervor, um die Regierung im Namen des übrig gebliebenen Imperators zu führen. Doch der Abscheu, welchen die Geistlichkeit gegen sie eingeflößt hatte, dauerte fort; und wie hätte sich derselbe besser ausdrücken können, als durch die Liebe für die Nachkommen Constantin's, zwei Jünglinge, für welche eigene Unschuld und das Verdienst ihres Vaters sprach. Den Strom der öffentlichen Zuneigung zu hemmen, warf Herakleonas, wiewohl erst funfzehn Jahr alt, sich zum Vormund seiner Neffen auf, deren Leben er bei dem Holze des wahren Kreuzes zu vertheidigen schwur. Vergeblich; denn auf seinem Sterbebette hatte Constantin einen seiner Vertrauten, Namens Valentin, ersucht, die Truppen und Provinzen des Osten zur Vertheidigung seiner hülflosen Kinder zu

bewaffnen, und Valentins Beredsamkeit und Freigebigkeit war so erfolgreich gewesen, daß er, von seinem Lager bei Chalcedon aus, die Bestrafung der Mörder Constantins und die Einsetzung des rechtmäßigen Erben fordern konnte. Bald machte der Pöbel von Constantinopel gemeinschaftliche Sache mit dem Empörer; und indem die St. Sophienkirche von den Verwünschungen und Flüchen der wüthenden Menge wiederhallte, sah Herakleonas sich genöthigt, mit dem ältesten Sohn Constantins die Kanzel zu besteigen. Der Name des Jünglings war Constans. Ihn allein begrüßte man als den Imperator der Römer, und eine goldene Krone, von dem Grabe des Heraklius genommen, wurde von den Händen des Patriarchen auf sein Haupt gesetzt. Da es hierbei nicht bleiben konnte, so trat der Senat in's Mittel, um über Martina und ihren Sohn förmlich zu richten. Jene mochte sehr unschuldig seyn, da ihr ganzes Verbrechen darin bestand, ihren Oheim geheirathet zu haben; doch da ein solches Verhältniß in diesen Zeiten durch Blutschande bezeichnet wurde, so endigte der Proceß damit, daß der Mutter die Zunge, dem Sohn die Nase abgeschnitten wurde. So verstümmelt wurden Beide in's Elend gejagt, und der junge Constans hatte von diesem Augenblick an freien Spielraum als Erbe seines Vaters.

Er bestieg den Thron als Constans der Zweite (im Sept. 641). Geschreckt von der Macht des Volks und des Senats, ohne innere Haltung, wie ohne äußere Stütze, vorzüglich aber von dem Gedanken gequält, daß man ihm seinen jüngeren Bruder Theodosius als

Reichsgehülfen aufdringen könnte, faßte er den Entschluß, den herangewachsenen Jüngling zum Eintritt in den geistlichen Stand zu nöthigen, weil er dadurch unfähig wurde, den Purpur anzunehmen. Die Ceremonie, wodurch Theodosius dem Throne entsagte, fand in der St. Sophienkirche Statt; doch indem sie nicht den Beifall des Patriarchen und der übrigen Priesterschaft hatte (welche darin sogar eine Herabsetzung ihres Standes sahen), wurde auch die monarchische Eifersucht des Imperators dadurch nicht besänftigt, und der in einen Diakonus verwandelte Sohn Constantins des Dritten mußte das Verbrechen seiner königlichen Geburt mit dem Tode büßen. Diese neue Verletzung des Priesterthums erregte einen so starken Groll gegen den jungen Imperator, daß er, um sein Leben zu retten, Constantinopel verlassen mußte. Er begab sich zuerst nach Athen, wo er den nächsten Winter zubrachte, und ging dann über Tarent nach Rom, wo er mehrere Jahre lebte. Da an eine Rückkehr nach Constantinopel bei der widerwärtigen Stimmung der Priesterschaft nicht zu denken war, so ließ er sich zu Syrakus nieder; und indem er hier, von seinem Gewissen gefoltert, im Rausche sinnlicher Genüsse sich selbst zu entfliehen suchte, fand er seinen Tod in einem warmen Bade von der Hand eines Sklaven, der ihn erst auf den Kopf schlug und dann im Wasser erstickte.

Die Truppen in Sicilien bekleideten einen Jüngling niedrigen Standes, dessen einzige Auszeichnung eine bewundernswerthe Schönheit war, mit dem Purpur. Inzwischen war die in Constantinopel zurückgebliebene

Nachkommenschaft des erschlagenen Imperators herangewachsen, und Constantin der Vierte, den man auch den Bärtigen nennt, hatte, auf die erste Nachricht von dem Ableben seines Vaters, den Thron bestiegen. Es wurde ihm nicht schwer, Sicilien wieder zu erobern. Nach seiner Zurückkunft vertheidigte er die Monarchie gegen religiöse Schwärmer, welche, in Kraft der Dreieinigkeitslehre, auf die Mitregierung seiner Brüder Heraklius und Tiberius drangen, dadurch, daß er mehrere von ihnen hinrichten ließ; und als dieselbe Forderung in einer anderen Gestalt wiederholt wurde, rettete er die Einheit so, daß er eben diese Brüder in Gegenwart jener katholischen Bischöfe, die zu Constantinopel sich zu der sechsten allgemeinen Synode versammelt hatten, ihrer Titel und ihrer Nasen berauben ließ. Von seinen eigenen drei Söhnen weihete er zwei dem Altar, und nur der älteste erhielt den Titel eines Augustus. Solcher Mittel bedurfte es in diesen Zeiten, das Recht der Erstgeburt zu sichern.

Ist es ein Wunder, wenn bei diesem Thronwechsel, bei dieser Nichtigkeit der Regierung, bei dieser Auflösung des ganzen oströmischen Reiches, die Araber mit jedem Jahre größere Fortschritte machten?

Nicht besser standen die Sachen in Persien. Nach dem Frieden, welchen Schiruyeh, der Nachfolger des Chosroës Parwiz, mit Heraklius abgeschlossen hatte, folgte in diesem großen Reiche eine Thronveränderung der andern. Schiruyeh, der im siebenten Monate seiner Regierung starb, hatte in seinem Sohne Ardschir einen unverwerflichen Nachfolger; doch da Schehrizad, der den

Oberbefehl über das Heer hatte, ihm seine Anerkennung versagte, so wiederholten sich frühere Auftritte. Schehrizad ermordete Ardschir, und wurde darauf von einem Anderen ermordet. Neun Jahre hindurch hatte Persien nicht weniger als acht Könige, deren Geschichte so verdunkelt ist, daß man kaum ihre Namen kennt. In dieser bedenklichen Lage des Reiches erschienen die Araber an den westlichen Gränzen desselben; und die Noth zwang die Perser, ihrer inneren Zwietracht eine Gränze zu setzen. Dies geschah dadurch, daß man die Königin Arzema absetzte, und einen Enkel des Chosroës, Namens Jezdegerd, auf den Thron erhob. Doch Jezdegerd, welcher erst das funfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, war allzu jung und allzu unerfahren, als daß er die bevorstehende Gefahr abzuwenden vermocht hätte. Er übergab den Commando-Stab in die Hände Rustans, und dreißigtausend Mann, die Ueberbleibsel früherer Kriege, wurden, um die Eindringlinge abzuhalten, auf hunderttausend Mann vermehrt. Die Araber, dreißigtausend Mann stark, hatten ihre Zelte in der Ebene von Cadesia aufgeschlagen. Hier erfolgte die Schlacht, die sich, nach langer Dauer und starkem Verlust auf beiden Seiten, durch Rustans Tod entschied, welchen ein tapferer Araber im Lager überraschte und niederhieb. Die königliche Fahne — die mit Edelsteinen reich besetzte Schürze eines Grobschmieds, der in früheren Zeiten Persien befreiet hatte — wurde genommen, und die mächtige Provinz Irak oder Assyrien unterwarf sich auf der Stelle dem Kaliphen, der, um seine Macht zu gründen, sogleich Bassora anlegen ließ: einen Ort, der, nach und nach

zu einem bedeutenden Handelsplatze erwuchs und noch jetzt, vermöge seiner Lage an dem Zusammenfluß des Euphrat und Tigris die Schifffahrt und den Handel der Perser beherrscht.

Nach der Schlacht bei Cadesia (J. 636) hätte in einem von Flüssen und Kanälen durchschnittenen Lande kräftiger Widerstand geleistet werden können. Doch die Perser unterlagen der Ueberzeugung, daß der letzte Tag ihrer Religion und ihres Reiches gekommen sey. Die stärksten Stellungen wurden aus Feigheit verlassen, und der König sah sich zu einer Flucht nach Holvan, an dem Fuß der medischen Hügel, genöthigt. Drei Monate nach der Schlacht ging Said, Omar's General, über den Tigris, ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen, und Modain, oder Ktesiphon, wurde mit Sturm genommen. Groß über alle Erwartung war die Beute, welche die Araber in dieser von den Römern nie eroberten Hauptstadt fanden; denn hier war der weiße Palast des Königs Chosroes, welcher alle Herrlichkeiten des Orients enthielt. Wie stark die Zerstörungen waren, welche die Araber in Modain anrichteten, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen; gewiß aber ist, daß ihnen der Aufenthalt in dieser Stadt mißfiel, und daß sie in beträchtlicher Entfernung von derselben, am rechten Ufer des Euphrat, Kufa anlegten, welches bald den Umfang und die Wichtigkeit einer Hauptstadt erhielt. Modain verfiel, von diesem Augenblick an, bis zu einer gänzlichen Auflösung.

Zwei neue Schlachten entschieden über das Schicksal Persiens, so wie über Sassan's Geschlecht. Nach

dem Verlust der ersten, welche bei Dschalula geliefert wurde, flüchtete Jezdegerd von Holvan in die Gebirge von Farsistan, wo zu Rei das älteste heilige Feuer loderte. Er befand sich hier unter den Nachkömmlingen jener tapferen Männer, mit deren Hülfe der ältere Cyrus das persische Reich gestiftet hatte; und ihr Muth war nicht so ausgestorben, daß sie nicht bereit gewesen wären, das Aeußerste zur Rettung des Königs und des Reiches zu versuchen. Mehr als hunderttausend Mann ergriffen die Waffen, und im Süden von Ekbatana oder Hamadan wurde im J. 642 die Schlacht von Nehavend geliefert, welche auch für die Araber sehr blutig gewesen seyn muß, da ihre Geschichtschreiber den Ausgang derselben durch den Sieg der Siege bezeichnen. Jezdegerd, das heilige Feuer mit sich nehmend, flüchtete zunächst nach Ispahan, und dann, weil die Araber ihre Verfolgung nicht einstellten, erst nach Kerman, dann nach Nishapur, und endlich nach Meru in Chorasan. Othman, welcher um diese Zeit die Kaliphen-Würde bekleidete, munterte die weitere Verfolgung dadurch auf, daß er dem General, welcher dies bevölkerte Land erobern würde, die Statthalterschaft über dasselbe versprach. Diese Bedingung wurde angenommen; und nun war der Eifer der Araber so groß, daß Ahnaf, ihr Anführer, die Fahne Muhameds auf den Mauern von Herat, Meru und Balkh aufpflanzte, und nicht eher ruhete, als bis seine Rosse die Wellen des Oxus getrunken hatten.

Einen längeren Zeitraum hindurch war dieser Fluß die Gränze der arabischen Herrschaft. Jezdegerd, welcher über den Oxus entflohen war, hatte bei Tarkhan, dem

Fürsten von Fargana, eine gastfreundschaftliche Aufnahme gefunden, und mit dem König von Samarkand und mit den türkischen Stämmen von Sogdiana und Scythien solche Verbindungen angeknüpft, daß er die Hoffnung, sein Königreich zu retten, mehr als jemals nähren durfte. Selbst der Kaiser von China versprach, sich seiner anzunehmen. Während also die Araber diesseits des Oxus verweilten, zog Jezdegerd mit einem türkischen Heere gegen sie an. Doch ehe es zu einer Schlacht kam, wurde der letzte König vom Geschlechte Sassan's von seinem Diener verrathen, von den Bewohnern Meru's verspottet, und von der türkischen Reiterei bei dem Uebergang über einen Bach erschlagen. So endigte das Geschlecht der Sassaniden. Der einzige Sohn, welchen Jezdegerd hinterließ — sein Name war Firuz —, begab sich nach China, wo er als Hauptmann in der kaiserlichen Leibwache sein Leben beschloß. Die Araber, deren Herrschaft über Persien seit Jezdegerds Tode nicht länger bestritten wurde, ruheten etwa sechzig Jahre, ehe sie den Oxus überschritten. Während einer von ihren Generalen Muhameds Fahne an den Ufern des Indus aufpflanzte, eroberte der Kameel-Treiber Katibah die Räume zwischen dem Oxus, Jaxartes und dem Caspischen See, und zwang die Bewohner derselben zur Annahme des Islam und zum Gehorsam gegen den Kaliphen. Den Ungläubigen wurde ein Tribut von zwei Millionen Goldstücken aufgelegt; und nachdem ihre Götzenbilder verbrannt oder zertrümmert waren, hielt der Anführer der Muselmänner seine erste Predigt in der Moschee von Karizme. Die türkischen Horden wurden in die Wüste

zurückgetrieben, und die Kaiser von China begannen, sich um die Freundschaft der Araber zu bewerben.

Wie die Araber sich im Osten alles bis zum Indus unterwarfen, so drangen sie auch im Westen vor; und schon vierzig Jahre früher, als ein Kameel-Treiber Sogdiana eroberte, sprengte der kühne Akbah sein Roß in den atlantischen Ocean, und rief: „Großer Gott! würde mein Lauf nicht durch dies Meer gehemmt, so würde ich vordringen in die unbekannten Königreiche des Abendlandes, um die Einheit deines heiligen Namens zu predigen, und die rebellischen Völker, welche andere Götter anbeten, als dich, mit dem Schwerte zu vertilgen.“

Der Anfang wurde mit Aegypten gemacht. Sobald das nördliche Syrien erobert und Heraklius nach Constantinopel zurückgegangen war (im J. 639), faßte Amru, mit Genehmigung des Kaliphen Omar, den Entschluß, in das fruchtbare Land einzudringen, welches die Pharaonen, die Ptolemäer und die römischen Imperatoren mit gleichem Erfolge regiert hatten. Sein Heer bestand nur aus viertausend Mann. Nach einer Belagerung von dreißig Tagen war Farmah oder Pelusium, nicht mit Unrecht der Schlüssel Aegyptens genannt, genommen. Der Weg nach Memphis war jetzt gebahnt; eine Verstärkung von viertausend Arabern munterte zu weiteren Unternehmungen auf, und der Widerstreit der Secten verhieß den glänzendsten Erfolg. Von allen Arten des Gottesdienstes hat vielleicht keine ihren Vorstehern so große Vortheile gewährt, als die der Christen; und wenn sich nachweisen läßt, daß der Secten-Geist

hierin vorzüglich seine Nahrung gehabt hat, so muß man gestehen, daß in Aegypten, gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts, eine gegenseitige Erbitterung der Secten das Meiste zur Eroberung dieses Landes durch die Araber beitrug. Die sämmtlichen Bewohner Aegyptens theilten sich in Jakobiten und Anti-Jakobiten oder sogenannte Orthodoxen. Jene waren, als Monophysiten, die Unterdrückten, diese, als vorausgesetzte Rechtgläubige, die Unterdrücker. Wer Antheil an der Regierung haben wollte, mußte vor allen Dingen durch sein Glaubensbekenntniß darthun, daß er die jakobitische Ketzerei verabscheue. Bei diesem Zustande der Gesellschaft, den man sich schwerlich noch abscheulicher denken kann, als er wirklich war, hätten die Eroberer große Thoren seyn müssen, wenn sie sich ihr Geschäft nicht durch Beschützung der Unterdrückten erleichtert hätten. Kaum hatte Amru den Patriarchen der Jakobiten aus seinem Exil zurückgerufen, als die ganze Secte mit ihm zur Unterdrückung der Gegen-Secte, von ihr die Melchiten genannt, gemeinschaftliche Sache machte. Die Eroberung von Memphis, der alten Hauptstadt Aegyptens, war die Folge eines besonderen Vertrages zwischen dem Patriarchen Benjamin und Amru, wodurch der arabische General Duldung versprach, im Uebrigen aber eine Kopfsteuer sicherte. Nach Memphis kam die Reihe der Belagerung an Alexandrien. War irgend ein Ort leicht zu vertheidigen, so war es diese zweite Hauptstadt Aegyptens, sowohl vermöge ihrer starken, durch die letzten Begebenheiten nothwendig vermehrten Bevölkerung, als vermöge ihrer Lage am Meere

und an dem See Mareotis, welche zwei Seiten des langen Vierecks unangreiflich machte. Selbst der Zugang hätte den Arabern sehr erschwert werden können, da die natürlichen und künstlichen Kanäle des Nils eine Reihe von festen Stellungen darboten, die nur benutzt zu werden brauchten. Doch bei dem allgemeinen Abfall der Jakobiten schien aller Widerstand vergeblich zu seyn. Nach zwei und zwanzig Tagen waren alle Hindernisse des Weges überwunden. Als es jetzt zu einer Belagerung kam, leisteten die Einwohner von Alexandrien allerdings einigen Widerstand; allein nach vierzehn Monaten wurde Muhameds Fahne auf die Zinnen Alexandriens gepflanzt, und was ihre Herrschaft nicht anerkennen wollte, rettete sich über das Meer nach Constantinopel. Heraklius starb sieben Wochen nach diesem Verlust. Allzu spät erhielten die Einwohner Alexandriens die Hülfe, um welche sie flehentlich gebeten hatten; sie diente nur, eine leicht unterdrückte Empörung in Gang zu bringen, eine Empörung, welche Amru sagen machte, daß eine Wiederholung derselben ihn bestimmen werde, Alexandrien so zugänglich zu machen, wie das Haus einer Hure. Ueber die Streitigkeit, worein Martina mit ihrem Stiefsohn und ihren Kindern gerieth, wurde Aegypten gänzlich vergessen, und drei Jahre nach dem ersten Einmarsch der Araber (641) war es von den Griechen bereits aufgegeben. Was von Amru's Verfahren gegen die Schätze der Alexandrinischen Bibliothek auf den Befehl des Kaliphen Omar gesagt und geglaubt wird, sieht einer Fabel allzu ähnlich, als daß es einer ernsthaften Widerlegung bedürfte.

Es giebt eine Unersättlichkeit der Gelehrsamkeit, wie des Goldes, und wer von der ersteren gequält wird, mag die Bücher-Weisheit bejammern, womit, der Erzählung nach, sechs Monate hindurch die viertausend Bäder der Hauptstadt Aegyptens geheitzt wurden *). Könnte dies wahr seyn, so müßte man noch jetzt den Kaliphen Omar Dank sagen für den Ausspruch, den er gethan haben soll: „die Schriften der Griechen, wenn sie mit dem Koran übereinstimmten, als unnütz zu vernichten, und wenn sie davon abwichen, als gefährlich zu verbrennen." Er hätte sich ein großes Verdienst um das menschliche Geschlecht erworben, so fern er dasselbe von einem müßiggängerischen Lesen ab-, und zum Selbstdenken angehalten hätte.

Von Aegypten aus sollte das übrige Afrika erobert werden. Amru stand im Begriff, mit seinen Truppen

---

*) Diese Anekdote, welche man eben so vergeblich in den Annalen des Eutychius, wie in der saracenischen Geschichte von Elmacin sucht, findet sich zuerst in den Dynastieen des Abulpharadsch, der seine Erzählung in der lateinischen Uebersetzung mit einem Audi quid factum sit, et mirare! anfängt. Man muß nach derselben annehmen, daß die von Ptolemäern angelegte Bibliothek unter allen den Stürmen, welche Alexandrien in den letzten sechs Jahrhunderten getroffen hatten, unverletzt geblieben sey und noch ihre sechs bis siebenmal hundert tausend Volumina behalten habe. Gleichwohl weiß man, daß der königliche Palast und der Tempel des Serapis zerstört, und daß die Cultur der früheren Griechen den Theologen des sechsten und siebenten Jahrhunderts eben so fremd geworden war, als es uns gegenwärtig die monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten jener Zeit sind. Die Araber unter Amru waren in jeder andern Hinsicht keine Barbaren; wie hätten sie es nun in dieser seyn sollen!

nach Tripolis aufzubrechen, als er durch Omars Nachfolger, den Kaliphen Othman, nach Arabien zurückgerufen wurde. An seine Stelle trat Othmans Milchbruder Abdallah, Soads Sohn, unter seinen Landsleuten als ein entschlossener Mann und ein verwegener Reiter bekannt. Er drang bis nach Tripolis vor; allein nachdem Kriegesbeschwerden, Krankheiten und das Schwert der Griechen den größten Theil seiner Mannschaft aufgerieben hatten, kehrte er nach funfzehn Monaten in die Gränzen von Aegypten zurück, und die Eroberung Afrika's ruhete, von jetzt an, zwanzig Jahre, weil die Streitigkeiten um das Kaliphat die Truppen in andere Gegenden riefen. Erst im Jahr 665 ließ Moawijah, der erste Kaliph aus dem Hause der Ommeijaden, diese Unternehmung erneuern. Mit den herumziehenden Berbern waren bereits durch Abdallah Bündnisse geschlossen worden, wodurch sie in das Unternehmen der Araber verflochten waren. Jetzt kamen Aufforderungen von den Griechen selbst hinzu, welche, der Bedrückung des byzantinischen Hofes überdrüssig, die Araber als Befreier von einem unerträglichen Joche herbeiriefen. An die Spitze des Heeres trat Akbah, Nafi's Sohn. Von Damaskus, dem neuen Sitz des Kaliphats, zog er mit zehntausend der tapfersten Araber durch die Wüste, und von den erbitterten Einwohnern Afrika's unterstützt, zerstörte er die Herrschaft der Griechen in einem so großen Umfange, daß er Kairwan gründen konnte, eine Stadt, welche, wie Basra, Kufa und Fosthat, Lager Residenz und Mittelpunkt des Handels und der Colonisation ward. Akba drang bis Tanger vor. Doch

sein Verhältniß mit den Berbern hatte sich in eben dem Maaße verändert, worin er ihrer Raubsucht Widerstand geleistet hatte. Als aus den Abtrünnigen Feinde geworden waren, sah er sich genöthigt, gegen sie zu Felde zu ziehen. Sie wurden in der Wüste von Lemtuna geschlagen, doch keinesweges gänzlich vernichtet; und als Akbah nicht lange darauf zu Tehouda von Kussiled) Ben Alwan ermordet wurde, geriethen die Angelegenheiten der Araber in eine so große Unordnung, daß sie nach und nach alle ihre Eroberungen einbüßten, Barka sogar, welches sich am längsten vertheidigte. Die Uebereilung, womit Justinian der Zweite den mit Abdol-Maleck geschlossenen Frieden brach, gab den Arabern die beste Gelegenheit, Eroberungen in Afrika zu machen, weil der byzantinische Imperator, um den Krieg in Armenien mit Nachdruck zu führen, seine Truppen von dort abzurufen genöthigt war. Die Fahne des Glaubens wurde von Abdol-Malek mit einem Heere von vierzigtausend Mann in die Hände des Statthalters von Aegypten gegeben; und Hassan — dies war sein Name — von dem Verfahren seiner Vorgänger abweichend, richtete seine Waffen zuerst gegen die griechischen Städte, welche er nach einander eroberte. Zwar mußte er Karthago wieder fahren lassen, weil eine Landungsflotte von Griechen, Sicilianern und spanischen Gothen vor dem Hafen dieser berühmten Stadt erschien und die starke Kette, die den Eingang beschützte, sprengte. Doch gleich im folgenden Frühling wurde der Patricier Johann, welcher an der Spitze der Griechen stand, aus Karthago vertrieben; und eine zweite Schlacht, in der

Nä=

Nähe von Utika geliefert, entschied über die Herrschaft von Nord-Afrika. Was von Karthago noch übrig geblieben war, wurde den Flammen überliefert, und zwei Jahrhunderte hindurch lag Dido's Colonie in Trümmern, bis unter dem ersten der Fatimitischen Kaliphen ein Theil derselben — vielleicht der zwanzigste — wieder bevölkert wurde. Dieser schwache Ueberrest alter Größe und Herrlichkeit hielt vor bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo er durch die Spanier von Goletta aus zerstört wurde. Gegenwärtig ist jede Spur von Karthago verwischt und nur an den zertrümmerten Bogen einer Wasserleitung läßt sich noch erkennen, wo es gelegen hat.

Die Vertreibung der Griechen hatte die Araber nicht zu Herren der Nordküste von Afrika gemacht. Bald sahen sie sich von den Mauren und Berbern nach Barka zurückgetrieben. Hier erwartete Hassan neue Verstärkungen; und als diese nach einem Jahre angelangt waren, sah er sich im Stande, die ewigen Feinde der Cultur so zu unterjochen, daß sie nicht länger schadeten. Nach seiner Abberufung setzte Musa sein Werk fort. Die Mauren und Berbern nahmen mit der Religion der Araber deren Sprache und Sitten in einem so großen Umfange an, daß vom Euphrat bis zum atlantischen Ocean ein und dasselbe Volk über die Ebenen Asiens und Afrika's verbreitet schien; nur daß sich unter den afrikanischen Stämmen noch einige finden, welche, unter der Benennung der weißen Afrikaner, Sprache, Sitten und Charakter gerettet haben.

Wir sind jetzt auf den Punkt gekommen, wo die

von Muhamed ausgegangene Umwälzung in die europäische Geschichte einzugreifen beginnt und die Entwikkelung der auf den Trümmern des weströmischen Reiches errichteten germanischen Staaten beschleunigt. Die Eroberung Spaniens durch die Araber kann nur der Gegenstand einer neuen Erörterung seyn, die in dem nächsten Kapitel ihren Anfang nehmen wird.

Nur zwei Bemerkungen, von welchen die eine die schnellen Fortschritte der Araber, die andere das Schicksal der ersten Kaliphen betrifft, sey uns erlaubt, dem bisher Gesagten hinzuzufügen. 1) Erwägt man das Verhältniß des glücklichen Arabiens zu dem oströmischen und persischen Reiche auf der einen, und zu Aegypten und der langgestreckten Nordküste Afrika's auf der andern Seite, und bringt man alsdann in Anschlag, daß nicht mehr als 75 Jahre erforderlich waren, um der arabischen Herrschaft eine Ausdehnung zu geben, welche sich von Samarkand bis nach Lissabon erstreckte: so geräth man auf die natürlichste Weise von der Welt in die Versuchung, auf alles, was Kriegeskunst genannt wird, mit Mitleid herab zu sehen. Nichts wußten die Araber von einer Kriegeskunst; in dieser Hinsicht war jeder Vortheil auf Seiten ihrer Feinde. Wenn sie nun gleichwohl in jedem Kampfe obsiegten, so bleibt nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß eine felsenfeste Entschlossenheit im Kriege unendlich weiter führt, als alle Kunst und Wissenschaft, daß folglich die Gemüthskraft in dem Krieger das Entscheidende ist, und daß nicht der eine oder der andere Held in einem Heere, sondern nur ein Heer von Helden große und bleibende Wirkun-

gen hervorbringt. Nach dem Beispiel, welches Arabien im siebenten Jahrhundert gegeben hat, könnte selbst von einem so kleinen Königreiche, wie Portugal ist, eine Herrschaft über Europa ausgehen, vorausgesetzt, daß für die Portugiesen das aufgefunden würde, was sie zu jeder Aufopferung bereit machte. Wo eine große Idee jede Brust erfüllt und Leben und Tod gleich setzt, da ist der Sieg, nicht da, wo das Kriegshandwerk am besten eingelernt ist. 2) Die Schicksale der ersten Kaliphen sind besonders dadurch merkwürdig, daß sie in ihren Bemühungen das Weltliche mit dem Geistlichen zu vereinigen, troß dem Enthusiasmus der Araber, eines unnatürlichen Todes sterben. Von Abu Bekr wird erzählt, daß er vergiftet worden. Omar wurde von einem persischen Sklaven, Namens Lelu, in der Moschee unter dem Gebet erstochen. Othman fand seinen Tod in einer förmlichen Empörung, die sich durchaus nicht beschwichtigen ließ. Ali, der Schwiegersohn des Propheten, lange zurückgesetzt, hatte nur wenig Jahre regiert, als ihn der vergiftete Dolch eines Verschwornen traf. Also vier Kaliphen hinter einander umgebracht, während die Araber im Osten und im Westen für Muhameds Lehre siegen oder sterben; und will Moawijah ein besseres Schicksal haben, so muß er die Thronfolge ordnen und den Sitz des Kaliphats nach Damaskus verlegen! In diesem allen liegt nichts Auffallendes, sobald man erwägt, daß den Arabern die Monarchie neu war, womit Muhamed sie beschenkte; daß diese Monarchie eine demokratische war, welche immer voraussetzt, daß der Monarch die Fähigkeit habe, mit sich fortzu-

reißen, wo fern er nicht unterliegen will; daß die ersten Kaliphen, denen das Wesen der Monarchie ein Geheimniß war, in der Absonderung des Propheten-Amts von dem Kriegshandwerk ihre Bestimmung zu erfüllen glaubten, ohne dadurch noch etwas mehr zu leisten, als daß sie sich selbst zurücksetzten und herabwürdigten; daß der rasche Gang der Eroberung es nothwendig mit sich brachte, daß die Schwäche in den Mittelpunkt, die Stärke in den Umkreis kam; daß, als dies von dem Kaliphen Othman eingesehen wurde und er durch Erhebung seiner Creaturen zu großen Statthalterschaften dem Uebel abhelfen wollte, eine heftige Erbitterung von Seiten der Zurückgesetzten unvermeidlich ward; daß endlich Ali, um Kaliph zu bleiben, an die Spitze eines Heeres treten und den Bürgerkrieg nicht fürchten mußte, ohne irgend etwas ausrichten zu können. Die Erscheinungen in der demokratischen Monarchie der Araber waren also vollkommen dieselben, welche jede andere Monarchie dieser Art mit sich gebracht hat; und die größte Wohlthat, welche der arabischen Weltherrschaft zu Theil werden konnte, wurde ihr durch Moawijah erwiesen, als er die Fürstenwürde von der Wahl unabhängig machte und die erste Einleitung zu einer Absonderung des Priesterthums von dieser Fürstenwürde traf. Nur hierdurch erhielten sich seine Nachkommen gegen alle Versuche ihrer Gegner, sie durch Gegen-Kaliphen zu stürzen, und das Kaliphat würde unter ihnen fortbestanden haben, wenn sie zu der Einsicht gelangt wären, daß, wer durch das menschliche Gesetz zu regieren bestimmt ist, sich mit dem göttlichen Gesetze nicht befassen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Medici.

(Fortsetzung.)

Karl der Fünfte, der im ersten Anfange seiner Regierung von der Vertheidigung ausgegangen war, gab sich gegen das Ende derselben dem Eroberungsgeiste hin. Dies geschah unstreitig, weil er fühlte, daß die europäische Welt, nachdem der Geist des Protestantismus über dieselbe ausgegangen war, nicht länger durch das Recht zusammengehalten werden könne. Die Rolle, welche er in der erschütterten Universal-Monarchie des Pabstes spielte, ist also durch nichts so merkwürdig, als durch den Antheil, den er an der Erhaltung derselben nahm, während sein Jahrhundert ihn fortdauernd zur Zerstörung der päbstlichen Autorität aufforderte. Unfähig, Religion von Kirchenthum zu unterscheiden, und eben so unfähig, die Freiheit, welche die erstere giebt, von der Sklaverei, die aus dem letztern hervorgeht, zu sondern, konnte er die Verwirrung, welche durch ihn gehoben werden sollte, nur vermehren. Ueber Franz den Ersten hatte er dadurch gesiegt, daß er Genua's Freiheit wieder hergestellt, Clemens dem Siebenten den Kirchenstaat zurückgegeben, die Medici an die Spitze des florentinischen Staats gebracht, Siena und die übrigen

kleinen Republiken im Genuß ihrer Freiheit erhalten, und die Lehnträger Italiens gegen Unterdrückung beschützt hatte. Nach dem Frieden von Crespy, vorzüglich aber nach dem über die protestantischen Fürsten Deutschlands davon getragenen Triumph, zum Uebermuthe geneigt, glaubte er, sich Alles erlauben zu dürfen, was der Vorstellung entsprach, die er von seinem Vortheil hatte; und so erfolgte in Deutschland die Herabwürdigung der Fürstenwürde, bis Moritz von Sachsen der Rächer derselben ward, in Italien die Unterdrückung Siena's durch eine Citadelle, die Besetzung Piombino's unter dem Vorwande, daß es vertheidigt werden müsse, die Beraubung der Farneser, weil sie es mit dem Könige von Frankreich halten konnten, die Quälerei Genua's, so oft es sich abgeneigt zeigte, die Forderungen der kaiserlichen Minister zu erfüllen, und die Hintansetzung des Herzogs Cosmo, wenn er eine verdiente Belohnung zu erhalten wünschte. Alles schwankte daher, sobald das Unglück über den Kaiser gekommen war; ja, alles neigte sich auf das Bestimmteste zum Abfall von ihm, und der unpartheiische Zuschauer maß nur noch den Abgrund, in welchen er versinken zu müssen schien.

Ein besonderer Umstand brachte es mit sich, daß die Erbitterung gegen den deutschen Kaiser in den Regierten nicht schwächer war, als in den Regierern. Um in dem Kampfe mit Heinrich dem Zweiten den Sieg davon zu tragen, war Karl der Fünfte, oder vielmehr sein Ministerium, auf den Gedanken gerathen, jenem alle die Vortheile zu entziehen, welche er für die Führung des Krieges von dem Handel zog. Lyon, gegen-

wärtig eine bloße Fabrik-Stadt, war im sechzehnten Jahrhundert, vermöge seiner vortheilhaften Lage und der ungemein leichten Verbindung mit Italien, Deutschland und Flandern, der Mittelpunkt des europäischen Handels. Die Franzosen selbst waren um diese Zeit noch allzu sehr zurück, als daß die Vortheile des Activ-Handels ihnen hätten einleuchten können; sie überließen dieselben anderen Nationen, und Lyon, von Florentinern, Luccanern, Genuesen, Mailändern, Portugiesen und Deutschen bewohnt, war in Frankreich mehr eine Welt- als eine Reichsstadt. Die natürliche Folge davon war, daß Geld, als Werkzeug des Handels und des Verkehrs, sich in der größten Fülle zu Lyon befand, und daß ein König von Frankreich seinen Geldbedürfnissen in dieser Stadt am leichtesten abhelfen konnte, wenn er die Gewinnsucht der auswärtigen Kaufleute in's Spiel zu ziehen verstand. Diesen, in der That höchst wichtigen Vortheil in's Auge fassend, verbot Karl der Fünfte den Kaufleuten seiner sämmtlichen Staaten, den Markt von Lyon zu besuchen, und wies ihnen dafür Augsburg als diejenige Stadt an, welche für den Verkehr zwischen Flandern und Italien am bequemsten gelegen wäre; Confiscations- und anderweitige Strafen sollten einem so unbilligen und wahrhaft tyrannischen Gesetze Nachdruck geben. Daß der Kaiser seinen Endzweck nicht erreichte, geht aus den Summen hervor, welche der König von Frankreich während dieses Krieges in Lyon anlieh: Summen, welche so beträchtlich waren, daß er, am Schlusse des Krieges, den Florentinern in Lyon 1,254,810, den Genuesern 113,300, den Mailändern

29,390, den Luccanern 730,737, den Portugiesen 44,010, und den Deutschen 543,382 Ducaten schuldig war. Indeß konnte die gewohnte Handelsbahn nicht unterbrochen werden, ohne daß große Erschütterungen erfolgten. Der Stillstand der Zahlungen in Lyon zog in Italien einen Bankerot über den anderen nach sich. In Lucca war die Geldnoth so groß, daß, nachdem man alles Gold- und Silber-Geräth, sogar den Schmuck der Frauen, in die Münzstätte geschickt hatte, auch im Rathe noch die Frage aufgeworfen wurde: ob man nicht berechtigt sey, die Reichthümer der Kirche zur Abwendung neuer Bankerotte zu benutzen. Florenz litt unter diesen Umständen einen Verlust von nicht weniger als 600,000 Ducaten. Auf anderen Plätzen Italiens fehlte es gänzlich an Geld, und in Genua stieg der Disconto auf 33 Proc., während daß in Neapel kaum irgend ein Vertrag geschlossen werden konnte. Auf diese Weise wurde die kaiserliche Regierung Allen verhaßt, und die Sehnsucht nach einer neuen Umwälzung war so allgemein, daß die dem Kaiser am meisten ergebenen Fürsten die größte Mühe hatten, ihr zu widerstehen.

Die Absicht des französischen Hofes war, die Mächte Italiens zu einer vollkommnen Neutralität zu bewegen, um den Kampf über Mailand und Neapel mit desto besserem Erfolge gegen Karl den Fünften beginnen zu können. An jenem Hofe gab es zwei Partheien: die des Königs und die der Königin. Die Seele der ersten war der Connetable Montmorenci; die Seele der zweiten Piero Strozzi, ein Bruder jenes Philippo Strozzi, der einer förmlichen Hinrichtung durch den Selbstmord zu-

vorgekommen war. Ueber die Nothwendigkeit des Krieges waren beide einverstanden; nicht so über die Art und Weise, wie er geführt werden müsse. Strozzi, welcher Florenz nicht vergessen konnte, und keinen anderen Gedanken hegte, als den Herzog Cosmo vom Thron zu werfen, wollte, daß die Hauptschläge in Italien erfolgen sollten; und mit ihm einverstanden war die Königin, welche, als Tochter des Herzogs Lorenzo de Medici, sich als die rechtmäßige Erbin der höchsten Gewalt von Florenz, und den Herzog Cosmo als einen bloßen Usurpator betrachtete. Montmorenci hingegen, gewitzigt durch den Erfolg der bisherigen Kriege jenseits der Alpen, stellte Italien als das Grab der Franzosen dar, und verlangte, daß der Kriegesschauplatz hauptsächlich nach Deutschland hin verlegt werden sollte. In diesem Streite trug Piero Strozzi durch die Königin den Sieg davon, indem Katharina de Medici, gleichgültig gegen die Leidenschaft ihres Gemahls für Diana von Poitiers, durch ihre Verstellung alles so zu wenden wußte, daß Jener seinen Zweck erreichte.

Um aber festen Fuß in Italien zu fassen, nahm sich Frankreich der Nachkommenschaft Pauls des Dritten an: denn noch immer wurde um Parma gekämpft; und indem Ottavio Farnese diese Stadt gegen die Angriffe des kaiserlichen Statthalters von Mailand vertheidigte, erschien er den Italiänern als der Befreier ihrer Halbinsel von dem Joche des Kaisers. Sobald nun die Besatzung von Parma war verstärkt worden, dachte man auf Mittel, Julius den Dritten, welcher für die Belagerung Parma's auf Zureden des Herzogs Cosmo

gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser gemacht hatte, zum Abfall von demselben zu bewegen; und dies gelang so gut, daß der Pabst den 29sten April 1552 einen Vertrag unterzeichnete, durch welchen er sich anheischig machte, innerhalb zweier Jahre keinen Krieg, weder gegen Parma, noch gegen Frankreich zu führen. Der Cardinal Tournon, welchem der französische Hof die Bearbeitung des Pabstes übertragen, hatte seinen Zweck am meisten dadurch erreicht, daß er Sr. Heiligkeit eine große Furcht vor der Landung der Türken auf dem Littorale des Kirchenstaats eingeflößt hatte; doch war ihm dabei nichts so sehr zu Hülfe gekommen, als die Geldnoth des Pabstes, der monatlich 24,000 Ducaten zur Bezahlung seiner Truppen brauchte, die er am wenigsten in seiner gegenwärtigen Lage aufbringen konnte. Ehe sich Julius der Dritte zu einem Vertrage entschloß, theilte er dem Herzoge von Florenz seine Befürchtungen mit, und machte es gleichsam von Cosmo's Entscheidung abhängig, welche Parthei er ergreifen sollte; allein, da Cosmo weder die Furcht vor einer Landung der Türken beseitigen, noch dem Geldbedürfnisse des Pabstes anders abhelfen konnte, als durch den guten Rath, daß er dem Beispiele Leo's, Clemens des Siebenten und Pauls des Dritten, denen es nie an Geld gefehlt hätte, folgen möchte: so that Julius, was seine Lage mit sich brachte, nachdem er schon früher (23sten April), auf Zureden der Franzosen, das tridentinische Concilium (von ihm im Jahre 1550 erneuert) unter dem Vorwande wieder aufgehoben hatte, daß der Krieg in Deutschland und die Bewegung der Protestanten gegen den Kaiser die Fortsetzung desselben nicht gestatte.

Die Gefälligkeit des Pabstes gegen den französischen Hof setzte den Herzog Cosmo in nicht geringe Verlegenheit. Als vereinzelter Anhänger des deutschen Kaisers dem Uebelwollen der Italiäner bloßgestellt, hatte er wohl bei sich selbst zu überlegen, welche Folgen seine Beharrlichkeit für ihn haben könnte. Unstreitig würde er sich zum Abfall hingeneigt haben, wenn Katharina de Medici, von Piero Strozzi beherrscht, weniger seine Feindin gewesen wäre. Durch diesen Umstand in seinem bisherigen System befestigt, dachte er nur auf Mittel, die Entwickelung zu verzögern, welche die allgemeine Gährung in Italien zu geben nicht verfehlen konnte, sobald der Kaiser oder sein Ministerium sich der Empfindlichkeit überließ. Zu diesem Endzwecke entschuldigte er den Pabst bei dem Kaiser, den er dringend bat, den doppelten Mißgriff, welcher in der Aufhebung des Conciliums und in dem Abschluß des Tractats mit dem französischen Hofe war begangen worden, lieber gut zu heißen, als den schwachen Julius dahin zu bringen, daß er sich den Franzosen gänzlich in die Arme würfe; er war sogar kühn genug, dem Kaiser zu sagen, daß er den Abfall des Pabstes durch Vernachlässigung selbst verschuldet habe. Glücklicher Weise für ihn war Karls des Fünften Lage von einer solchen Beschaffenheit, daß sie den Hochmuth seiner Minister verminderte, und der Wahrheit Eingang verschaffte. Don Diego de Mendoza, kaiserlicher Gesandter in Rom, erhielt also den Auftrag, alles zu bestätigen, was Julius der Dritte den Franzosen bewilligt hatte.

So wie aber der französische Hof es nur auf Zeit-

gewinn angelegt hatte, um seine Plane mit größerer Sicherheit zur Ausführung zu bringen: so beabsichtigte auch Cosmo nichts anderes, um den Ereignissen auf der italiänischen Halbinsel in jedem Augenblicke gewachsen zu seyn. Die Vertraulichkeit des Pabstes war unter diesen Umständen von unschätzbarem Werthe. Bei ihm erkundigte sich Cosmo nach seinen wahren Gesinnungen in Hinsicht der Neutralität auf den Fall, daß in Italien ein neuer Krieg entstände; und um desto bestimmter zu erfahren, woran er wäre, schlug er Sr. Heiligkeit ein Bündniß zur Vertheidigung der beiderseitigen Staaten vor. Indem nun der Pabst glaubte, daß die Furcht vor den Franzosen den Herzog zu diesem Schritte bewogen habe, und daß er sich alles werde gefallen lassen, um nur irgend eine Aussicht auf Rettung zu gewinnen: nahm er zwar Cosmo's Vorschlag an, doch knüpfte er an denselben die Bedingung, daß Lucretia, des Herzogs dritte Tochter, sich mit Fabiano di Monte, einem Neffen des Pabstes, vermählen sollte. Jetzt zeigte sich, daß Julius der Dritte, in dem Wunsche, sein Haus emporzubringen, nicht hinter seinen Vorgängern zurückstand, und daß die Vernachlässigung seiner Neffen von Seiten des Kaisers der Hauptbeweggrund zum Abfall gewesen war. Cosmo selbst war durch die Forderung des Pabstes auf eine harte Probe gebracht. Doch wie sehr er den Gedanken verabscheuen mochte, eine von seinen Töchtern mit dem Bankert eines Pabstes zu vermählen, der sein Unterthan gewesen war, so verwarf er doch den Vorschlag nicht, weil er darin ein Mittel sah, den Pabst an sich zu fesseln, die Absichten

der Franzosen zu entdecken, und allen Maaßregeln derselben zuvorzukommen.

Diese ließen es nicht an ihren Bemühungen fehlen, den Herzog für sich zu gewinnen. Ein florentinisches Schiff, welches auf dem Rückwege von Constantinopel von den Franzosen war genommen worden, und welches der Herzog bisher vergeblich zurückgefordert hatte, wurde jetzt zurückgegeben, und ein Schreiben des Königs von Frankreich an den Herzog sprach den Wunsch nach gutem Vernehmen nur allzu deutlich aus. Der Cardinal Tournon, von dem Pabste unterstützt, trat hierauf mit seinen Vorschlägen hervor. Nach den Aeußerungen desselben kam es nur darauf an, den Herzog sicher zu stellen vor jeder Beleidigung, die ihm zu Lande und zu Wasser in einem Zeitraum zugefügt werden könnte, wo Unfälle alles gegen den Kaiser in Aufruhr gebracht hätten. Mit gleicher Feinheit ging der Pabst zu Werke. Doch Cosmo, fest entschlossen, sich nicht von dem Kaiser zu trennen und die Franzosen hinzuhalten, verwarf jede Vermittelung, und trat in einen geheimen Briefwechsel mit dem Cardinal, worin er feststellte, daß er, von der Freundschaft des Königs von Frankreich versichert, sich gewissenhaft in den Schranken der Neutralität erhalten und den Kaiser weder mit Truppen noch mit Geld unterstützen würde, den einzigen Fall ausgenommen, wo er für die Erwerbung von Piombino zu zahlen genöthigt sey; nur auf diesem Fuß könne er sich entschließen, einen Vertrag mit dem Könige von Frankreich einzugehen, dessen Geheimhaltung sich übrigens ganz von selbst verstehe, damit sein Verhältniß zu dem Kaiser nicht verschlimmert werde.

In diesem Kampfe der List mit der List fand der Herzog bald Gelegenheit, zu zeigen, wie er zu handeln gedachte. Karl der Fünfte, von den deutschen Fürsten gedrängt und zur Selbstvertheidigung genöthigt, bedurfte des Geldes zur Anwerbung frischer Truppen, und schickte einen von seinen Kammerherren an den Herzog, um diesen zu einem Darlehn von zweimal hundert tausend Dukaten zu bewegen. Ohne sich ein Geheimniß aus des Kaisers Bedürftigkeit zu machen, und ohne sich zu verhehlen, wie viel von Karls des Fünften Wiederemporkommen für ihn selbst abhing, fand der Herzog dennoch für gut, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Er entschuldigte sich also mit seinem eigenen Unvermögen und mit der Unmöglichkeit, die verlangte Summe irgendwo auftreiben zu können, da selbst zu Genua, wohin sich alles Geld Italiens zurückgezogen, der Zinsfuß auf 35 pr. Cent. stände: seine eigenen Unterthanen, von Steuern und gezwungenen Anleihen erschöpft, wären um so unwilliger geworden, weil der Kaiser in Hinsicht auf Piombino sein Wort nicht gehalten, und das einzige Mittel, sie zu einem neuen Aufwande zu bewegen, würde die Abtretung dieses Staates seyn; bis dahin könne er seinen guten Willen nur in kleinen Summen beweisen. Hiermit verband Cosmo den guten Rath, daß der Kaiser Deutschland nicht verlassen und sobald er mit dem verwegenen Moritz im Reinen seyn würde, seine Waffen gegen Flandern wenden und Frankreich unmittelbar angreifen möchte. Die Absicht dieses Rathes war keine andere, als den Krieg von Italien abzuwenden; und da der Bischof von

Arras hierin mit dem Herzog einverstanden war, so nahmen die Dinge wirklich den Gang, welchen sie nach Cosmo's Wünschen nehmen sollten. Die Conferenzen wurden zu Passau eröffnet; und nachdem der Landgraf von Hessen seine Freiheit zurückerhalten hatte, und es festgesetzt war, daß nach sechs Monaten ein Reichstag gehalten werden sollte, um über die große Angelegenheit der Kirche zu entscheiden, brach Karl noch im Herbst nach Flandern auf, um Metz zu belagern.

Inzwischen war man in Italien nicht unthätig, Verlegenheiten herbeizuführen, welche die Angriffe Karls auf die Nord-Ost-Gränze Frankreichs schwächen möchten. Während Metz von spanischen und deutschen Truppen belagert und von dem Heldenmuthe des Fürsten Franz von Guise vertheidigt wurde, erfolgte im mittleren Italien die Befreiung der Republik Siena von dem Joche der Spanier. Sie war das Werk der Franzosen, welche, um auf das Königreich Neapel wirken zu können, eines festen Punktes im Herzen von Italien bedurften, den sie nur in Siena finden konnten.

Seit mehreren Jahrhunderten ein Raub der Factionen (welche ihr Daseyn und Leben gerade den Gesetzen verdankten, die sie hätten unterdrücken sollen) war diese Republik in den letzten Zeiten in die Hände Karls des Fünften gefallen, der mit nichts Geringerem umging, als ihr das Schicksal von Florenz zu bereiten. Die Bedrückungen, welche der kaiserliche Guvernör Don Diego de Mendoza sich in derselben erlaubte, wurden bald so unerträglich, daß ein großer Theil der Bürger sich freiwillig verbannte und Italien durchstrich, um die Feinde

des Kaisers für sich, d. h. für die Befreiung des Vaterlandes, zu gewinnen. Den bloßen Bedrückungen folgten bald Beleidigungen, die um so tiefer einschnitten, je deutlicher daraus hervorging, daß Siena seine bisherige Unabhängigkeit für immer verlieren sollte. Eine Citadelle, zur Beherrschung der Stadt erbauet, die Wölfin (das Wahrzeichen der Stadt) in Ketten gelegt, häufige Einquartierungen neben einer fortdauernden Besatzung: dies alles sagte den Bürgern von Siena, daß ihre Freiheit verloren sey, und brachte sie so sehr zur Verzweiflung, daß sie in der Wahl der Rettungsmittel kaum der Stimme der Vernunft folgten. Entschlossen sich von dem spanischen Joche zu befreien, versahen sie sich im Geheim mit Waffen. Ihre Abgeordneten besprachen sich in Ferrara mit dem Cardinal von Este, dem Haupt der französischen Parthei in Italien. Zu Chiagia wurde eine Versammlung gehalten, um ausführlich zu besprechen, was geschehen müsse, um das spanische Joch mit Erfolg zu zerbrechen. In dieser Versammlung machte ein Arzt, Namens Giulio Veri, die Franzosen zuerst darauf aufmerksam, wie sie, um ihre Absichten auf Neapel zu erreichen, sich Siena's bemächtigen, und die trägen Venetianer ihrer Klugheit überlassen müßten. Es wurde hierauf verabredet, daß Bewaffnete sich der Stadt nähern und in Verbindung mit den Bürgern die Spanier verjagen sollten. Der Graf Niccolo Orsini di Pitigliano, von der französischen Parthei gewonnen, ließ sich bereit finden, das Unternehmen zu leiten. Die Citadelle, von funfzig schlecht bezahlten, und eben so schlecht verpflegten Soldaten bewacht, schien keines langen

gen

gen Widerstandes fähig, und eine Besatzung von etwa dreihundert Mann war leicht zu überwältigen, wenn man es ernstlich meinte. Der Guvernör von Siena hatte seinen Wohnsitz in Rom aufgeschlagen, weil er von hier aus alles besser übersehen zu können glaubte; und der Commandant, Don Francesco de Alava, war als ein Mann bekannt, der leicht überrascht und in Verlegenheit gesetzt werden konnte.

Diese Anstalten zur Eroberung Siena's konnten nicht so geheim gehalten werden, daß der Herzog von Toscana davon unbenachrichtigt geblieben wäre. Was von seiner Seite geschehen müsse, war ihm nicht zweifelhaft. Den Nachtheil berechnend, der aus dem Verluste Siena's für die Sache des Kaisers hervorging, trug er dem kaiserlichen Guvernör seine Hülfe an; doch Diego de Mendoza, von Hochmuth geblendet, wollte lieber seine Pflicht aufopfern, als dem Herzog die Erhaltung der Stadt verdanken. Nichts desto weniger versammelte Cosmo einen Theil seiner Truppen zu Stagia, an der Gränze des Gebiets von Siena. Als nun der Graf von Petigliano aus dem Kirchenstaate nach Siena vorrückte und die Absicht der Verschwornen nicht länger verkannt werden konnte, hatte der spanische Commandant von Glück zu sagen, daß sich vierhundert Mann in seiner Nähe befanden, die auf seinen ersten Wink herbeieilten. Aufs Wenigste wurde die spanische Besatzung hierdurch von einer gänzlichen Niederlage gerettet. Sobald nämlich der Graf von Petigliano durch das römische Thor in Siena eingedrungen war und der Kampf seinen Anfang genommen hatte, zeigte

sich, daß nur durch einen Rückzug in die Citadelle Rettung gewonnen werden konnte; und gerade dieser Rückzug wurde durch die Truppen des Herzogs bewirkt, indem, ohne ihren Beistand, die Spanier abgeschnitten und niedergemacht worden wären. Die Lage der Sache hörte indeß nicht auf, bedenklich zu seyn; denn in der Citadelle fehlte es eben so sehr an Kriegs- als an Mundvorrath, und in Siena häuften sich die Angriffsmittel mit jedem Augenblick. Das Einzige, was den Spaniern zu Statten kam, war die Meinung, welche man zu Siena von den Mitteln des Herzogs hatte. Ihn, wo möglich, zu gewinnen, schien so vortheilhaft, daß auf der Stelle eine Gesandtschaft an ihn abgeschickt wurde, die ihn bitten mußte, sich der Wohlfahrt seiner guten Nachbarn nicht entgegen zu stellen, da sie sich nur von Don Diego's Tyrannei hätten befreien wollen, übrigens aber in ihrer Ergebenheit gegen den Kaiser beharreten. Cosmo, welcher die Schwäche der Spanier in Italien kannte und leicht berechnen konnte, wie viel Zeit über die Ankunft frischer Truppen aus dem Neapolitanischen und Mailändischen verstreichen würde, trug kein Bedenken, den Antrag der Sieneser anzunehmen; und so wurde ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen sowohl die toscanischen als die spanischen Truppen freien Abzug erhielten, die wiederhergestellte Republik Siena aber das Recht erwarb, die Citadelle, welche bisher zu ihrer Unterjochung gedient hatte, niederzureißen.

Kaum von dem spanischen Joche befreiet, gerieth die Republik Siena in die größte Abhängigkeit von den Franzosen, welche aus der Stadt Siena einen Waffen-

platz machten, den sie, je nach den Umständen, zu einem Abgangspunkt gegen Toscana oder das Königreich Neapel zu benutzen gedachten. Die Unfälle, welche Karl der Fünfte vor Metz erlitt, wo sein, vierzigtausend Mann starkes, Heer durch Entbehrungen und Krankheiten aufgerieben wurde, vermehrten den Muth des französischen Hofes; und fest entschlossen, den Kriegesschauplatz hauptsächlich nach Italien zu versetzen, benutzte er seine Verbindung mit der Pforte, um alle die Truppen zu landen, welche theils zur Vertheidigung von Siena, theils zu größeren Unternehmungen erforderlich waren. Ein Vertrag mit dem Magistrat von Siena stellte alle Häfen der wiedergebornen Republik zur Verfügung des Königs von Frankreich, der den Cardinal von Este, einen geschwornen Feind des Herzogs Cosmo, zu seinem Stellvertreter in Siena ernannte.

So bedrohet, mußten Karl der Fünfte und Cosmo gleich sehr darauf bedacht seyn, großen Unfällen vorzubeugen. Was Diego de Mendoza, um die Schuld des Verlustes von Siena von sich abzuwälzen, zum Nachtheil des Herzogs ausgesagt hatte, war leicht ausgelöscht, theils durch die vortheilhaften Urtheile des Herzogs von Alba über den Verstand und die gute Gesinnung Cosmo's, theils durch den Drang der Umstände, welcher den Beistand dieses Herzogs unentbehrlich machte. Ihm Vertrauen einzuflößen, überließ ihm Karl die Vertheidigung von Piombino, wobei er ihm anheim stellte, wie viel er auf die Befestigung dieses Küstenlandes wenden wollte; nur daß er den Staat, wenn er gefordert würde, gegen Bezahlung der darauf verwendeten

Kosten zurückgeben sollte. Zur Vertreibung der Franzosen aus Siena wurde hiernächst ein Plan gemacht, nach welchem der Herzog sich mit seinem Schwiegervater, dem Vice-König von Neapel, zur Eroberung des ganzen Gebiets der Republik verbinden sollte. Die Ausführung dieses Plans, welche mit dem Jahre 1553 ihren Anfang nahm, scheiterte indeß, zuerst an dem unerwarteten Hintritt des Vice Königs, der den 22sten Febr. zu Florenz erfolgte, und dann an der Mühe, welche man hatte, einen General zu finden, dem man die Führung des Krieges anvertrauen konnte. Die kostbare Zeit, welche darüber verstrich, wurde von den Franzosen zu Verstärkungen benutzt. Inzwischen lief auch die türkische Flotte aus dem Hafen von Constantinopel aus; und da die Franzosen verbreitet hatten, daß sie vorzüglich gegen das Königreich Neapel bestimmt sey, so erforderte die Klugheit, das spanische Heer aus dem Gebiet von Siena dahin zurückzuführen. Don Garcia de Toledo, der Sohn des verstorbenen Vice-Königs, war, nach mehreren glücklichen Unternehmungen, gerade mit der Belagerung von Montalcino, dem festesten Platze der Republik Siena, beschäftigt, als er den Befehl zum Aufbruch nach Neapel erhielt.

Von jetzt an lag die Fortsetzung des Krieges dem Herzoge von Toscana zur Last. Glücklicher Weise waren die Franzosen noch nicht stark genug, etwas gegen ihn zu unternehmen. Sie dachten sogar auf neue Mittel, ihn von der Parthei des Kaisers abzuziehen; und da sie ihn auf dem Wege der Eitelkeit am leichtesten beschleichen zu können glaubten, so schmeichelten sie ihm sogar mit

der Aussicht auf eine Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Thronerben von Frankreich. Der Pabst spielte den Vermittler, und bot alles auf, was den Herzog zur Nachgiebigkeit bewegen konnte. Doch dieser konnte sich nicht dagegen verblenden, daß man ihn nur täuschen wolle, und Nichts bestärkte ihn so sehr in dieser Ueberzeugung, als der Aufenthalt Piero Strozzi's in Italien; denn dieser sagte sehr bestimmt, daß die Königin von Frankreich ihren Ansprüchen auf das Herzogthum Florenz noch immer nicht entsagt habe, und daß es folglich auf einen Umsturz seiner Regierung abgesehen sey.

Die Sendung Strozzi's nach Italien war von dem Connetable Montmorency begünstigt worden, welcher sich durch dieselbe an dem Cardinal von Ferrara, seinem Feinde, zu reiben gedachte. Strozzi kam von Corsica, wo die Franzosen, in Verbindung mit den Türken, einige leichte Eroberungen gemacht hatten, nach Rom, um den Pabst zu überreden, daß die Absicht des Königs von Frankreich keine andere sey, als die Republik Siena vor neuen Umwälzungen zu bewahren. Es wurde ihm nicht schwer, den heil. Vater zu einer Verlängerung des mit Heinrich dem Zweiten abgeschlossenen Vertrages zu bestimmen. Als er nun dies erreicht hatte, ging er nach Siena, wo er als General-Lieutenant des französischen Königs auftrat. Als solchem gebührte ihm der Oberbefehl über die Truppen. Der Cardinal von Ferrara, welcher denselben bis dahin geführt hatte, fühlte sich freilich durch die Beschränkung auf die Civil-Verwaltung in einem Staate gekränkt, der, wenn er die

Benennung einer Republik verdienen sollte, nur von seinem Magistrate abhangen durfte; indeß verbarg der Cardinal seinen Verdruß, und unterstützte den General Strozzi bei der Befestigung von Montereggione und Casole, zwei Dörfern, welche an der Gränze des Gebiets von Florenz gelegen waren.

Dem Herzoge Cosmo mußte unter diesen Umständen, welche mit jedem Tage dringender wurden, daran gelegen seyn, genau zu wissen, wie viel Beistand er (sey es bei der Vertheidigung seines Herzogthums, sey es bei der Eroberung von Siena) von dem Kaiser zu erwarten habe. Um dies zu erfahren, sendete er einen von seinen vertrauten Sekretären nach Deutschland. Karl versprach viertausend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter, die auf seine Kosten verpflegt und besoldet werden sollten; außerdem aber machte er sich anheischig, dem Herzoge, nach beendigtem Kriege, so viel Land abzutreten, daß er für jeden Aufwand im Dienste des Kaisers belohnt würde. Mit diesen Aufmunterungen übernahm Cosmo den Krieg in Italien. Seine Voraussetzung war, daß der König von Frankreich Mühe haben würde, den Schauplatz mit Nachdruck zu betreten. Zwei Umstände versprachen, vortheilhaft zu werden: in Corsica hatten die Franzosen an den Spaniern Gegner gefunden, die sie nur allzu sehr beschäftigten; und da die Vermählung Philipps, einzigen Sohnes des Kaisers, mit der Königin von England ihrer Vollziehung nahe war, so ließ sich glauben, daß diese Verbindung, deren Furchtbarkeit Frankreich nicht verkennen konnte, die Kräfte desselben noch mehr lähmen würde. Nachdem

nun der Herzog die Festungswerke von Livorno vermehrt, und die Festungen in Toscana mit Lebensmitteln und grobem Geschütze versehen hatte, dachte er ernstlich darauf, den Pabst für sich zu gewinnen; und zwar so, daß sich Julius der Dritte entweder mit ihm verbände, oder, wenn er durchaus neutral bleiben wollte, den Kriegesschauplatz nicht unnatürlich beschränkte. Seit dem Julius des verflossenen Jahres war die Vermählung der zweiten Tochter des Herzogs mit Paolo Giordano Orsini beschlossen worden, um die Bequemlichkeiten, welche das Herzogthum Bracciano und die übrigen in der Nähe von Toscana gelegenen Staaten dieser Familie gewährten, für den Krieg benutzen zu können, und um zugleich zu verhindern, daß die den Königen von Frankreich seit mehreren Jahrhunderten ergebenen Orsini durch ihr Ansehn und ihre Macht den Franzosen im Kirchenstaate nützlich würden. In gleicher Absicht hatte Cosmo dem Pabste die Vermählung seiner dritten Tochter mit einem päbstlichen Nepoten versprochen; und um von diesem weitaussehenden Verhältnisse auf der Stelle allen nur möglichen Vortheil zu ziehen, bewog er ihn, in Folge des verlängerten Waffenstillstandes, den Franzosen den Ankauf von Lebensmitteln in dem Kirchenstaate eben so zu erschweren, wie ihm denselben zu erleichtern. Mit dem Marchese di Marignano, einem Mailänder von der Familie der Medici, der sich unter dem General del Vasto in Italien, wie in den Kriegen von Ungarn und Deutschland, ausgezeichnet hatte, so wie mit Don Francisco de Toledo, Karls des Fünften Gesandten, wurde der Operations-Plan verabredet, und man vereinigte

sich dahin, daß der Krieg im Namen des Kaisers und des Herzogs geführt, der Marchese aber den Oberbefehl im Namen des Herzogs erhalten sollte. Zugleich beschloß man, die Feindseligkeiten vor der Ankunft der in Deutschland geworbenen Soldaten, so wie der kaiserlichen Truppen von Mailand und Neapel, zu beginnen, die Sieneser auf's Förmlichste zu überraschen, und theils durch Besetzung ihres Gebiets, theils durch eine kraftvolle Belagerung der Stadt Siena die Uebergabe derselben zu erzwingen. Der Herzog wollte in Florenz bleiben, theils um für das Bedürfniß des Heeres mit Nachdruck zu sorgen, theils um durch seine Gegenwart allen den Unruhen vorzubeugen, welche leicht die Folge dieses Krieges werden konnten, da der Geist des Republicanismus nicht so ausgestorben war, daß nicht einzelne Aeußerungen desselben die größte Vorsicht geboten hätten. Denn noch vor Kurzem hatte sich die Unzufriedenheit mit der Regierung des Herzogs in beleidigenden Anschlagezetteln offenbart, und wer die alte Freiheit liebte, hielt es mit Frankreich gegen den Kaiser und den Herzog.

Das Heer des Herzogs bestand aus etwa zwölftausend Mann. Auf allen Punkten des Herzogthums zerstreuet, setzte es sich um die Mitte des Jan. 1554 in Bewegung, um in drei Abtheilungen nach Siena aufzubrechen und diese Stadt einzuschließen. Piero Strozzi war abwesend, als dies geschah; und da der Marchese von Marignano um diese Abwesenheit wußte, so rechnete er um so mehr auf den glücklichen Erfolg seines Unternehmens. Er selbst langte zur festgesetzten Zeit vor Siena an. Nicht so die Führer der beiden übrigen Ab-

theilungen: der Graf von Montauto und Ridolfo Baglione. Aufgehalten durch schlechte Wege und angeschwollene Flüsse verloren sie mehrere Tage, ehe sie sich an den Marchese anschließen konnten; und die Folge davon war, daß dieser sich in der Nacht vom 26. Jan. damit begnügen mußte, das vor dem Camullia-Thore von den Franzosen errichtete Fort zu besetzen. Auch seine Truppen waren so ermüdet, daß, obgleich die Ueberraschung vollkommen war, für den Augenblick nichts weiter begonnen werden konnte. Der in Siena zurückgebliebene Cardinal von Este gerieth über die Ankunft der toscanischen Truppen in eine so große Bestürzung, daß er sich Anfangs für verrathen hielt. Von diesem Wahn durch den guten Willen der Sieneser, jeden seiner Befehle zu vollziehen, befreiet, traf er bald solche Anstalten, daß der Marchese von Marignano sich lieber vertheidigen, als den Angriff fortsetzen wollte. Inzwischen kam Piero Strozzi zurück, und nun galt es eine gegenseitige Beschränkung, welche mehrere Monate anhielt. Der Gedanke des Marchese war, die Sieneser durch den Hunger, oder durch die Furcht vor demselben, zur Uebergabe zu bewegen; zu welchem Ende er die meisten Ausgänge ihrer Stadt besetzen und ihre Felder verheeren ließ. Piero Strozzi, einem offenen Kampfe bei der großen Ueberlegenheit der toscanischen Truppen nicht gewachsen, sah keine andere Rettung ab, als die, welche ihm durch Verstärkungen und Seitenangriffe zu Theil werden konnte. Um Beides flehete er so lange, bis sich endlich der französische Hof entschloß, die Besatzungen von Parma und Mirandola, verstärkt durch neuausge-

hobene und über die Alpen gesendete Truppen, zu seinem Vortheil in Bewegung zu setzen. Während diese bestimmt waren, durch das apenninische Gebirge nach Florenz vorzudringen, sollte der Prior von Capua, ein Bruder Piero Strozzi's, bei Piombino landen und die königlichen Truppen von der entgegengesetzten Seite verstärken. Beide Maaßregeln würden Siena gerettet haben, wären nicht um eben diese Zeit die Deutschen in Mailand, die Spanier in Neapel aufgebrochen, den Herzog Cosmo gegen einen unmittelbaren Angriff zu beschützen. Da bei der Belagerung von Siena zwei Thore unbesetzt geblieben waren, so benutzte Piero Strozzi diese günstige Gelegenheit, in der Nacht vom 11ten Jun. mit viertausend Mann Fußvolk und vierhundert Reitern hervorzubrechen und über Casole nach Pontedera vorzudringen, von wo ihm die Vereinigung mit seinem Bruder und mit den übrigen Truppen nur allzu leicht wurde. Hierüber verbreitete sich in Florenz die größte Bestürzung; denn, obgleich der Herzog zweitausend Mann Fußvolk in der Hauptstadt zurückbehalten hatte, so war doch nicht wenig von dem unruhigen Geiste der Bürgerschaft zu fürchten, da der feindliche General sich ihren Mitbürger nannte und Befreiung von einem lästigen Joche versprach. Zwar hatte der Herzog dem Marchese von Marignano den Befehl gegeben, daß er sogleich aufbrechen und dem Verwegenen folgen sollte; allein ehe die ausgesendeten Truppen zurückgenommen und die Forts gehörig besetzt werden konnten, verstrich eine kostbare Zeit, und als der Marchese sich in Bewegung setzte, war Piero Strozzi bereits über den Arno in das Lucca-

nische eingedrungen, wo er sich bei Ponte a Moriano zu verschanzen gedachte. Der Herzog, sey es aus Furcht, sey es aus Ungeduld, verlangte jetzt von dem Marchese, daß er sich mit dem Heere Don Giovanni's de Luna, welcher, ohne die aus der Lombardei aufgebrochenen Franzosen erreichen zu können, durch den Paß von Pontremoli in der Lunigiana angelangt war, vereinigen und den Feind angreifen sollte; doch der Marchese machte nur allzu bald die Entdeckung, daß die französischen Truppen, von Forquevaulx geführt, sich bereits an Strozzi angeschlossen hatten. Ein Gefecht, bei Pescia begonnen und mit nicht unbedeutendem Verluste durchgeführt, sagte dem toscanischen General, daß er nicht weiter vorgehen dürfe; und indem er sich nach Seravalle zurückzog, blieb er sechs italiänische Meilen von Ponte a Moriano stehen, um Strozzi zu beobachten und am weitern Vorgehen nach Pistoja zu verhindern. Trotz aller Wachsamkeit, die von ihm angewendet wurde, gelang es dem französischen General, über den Arno nach dem Gebiet von Siena zurückzukommen, wo sein zweiter Bruder, Namens Roberto Strozzi, mit sechstausend Mann frischer Truppen angelangt war. Der Marchese von Marignano folgte ihm auch dahin, und nach manchen Hin- und Herzügen kam es endlich den 1sten Aug. zu einer entscheidenden Schlacht.

Beide Heere hatten sich in Val di Chiana der Stadt Marciano genähert; und, indem beide bemühet waren, eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen, erfolgten Gefechte über Gefechte, und zwar um so mehr, weil Strozzi es darauf anlegte, den Marchese zu einer

Schlacht zu bringen. Dieser hatte 12,000 Mann Fußvolk und zwölfhundert Reiter mit mehr als zweihundert Gendarmen. Jener war an Fußvolk nicht schwächer; doch stand er in der Reiterei zurück, weil die seinige in Gefechten stark gelitten hatte. Den Truppen des Kaisers und des Herzogs fehlte es in ihrer vortheilhaften Stellung an keiner wünschenswerthen Bequemlichkeit; die Franzosen hingegen litten Mangel an Wasser und anderen Nothwendigkeiten. Der Herzog forderte eine Schlacht, weil er sein Land nicht länger leiden lassen, und eben so wenig gestatten wollte, daß das offene Siena sich mit Lebensmitteln versähe. Die ganze Lage war so beschaffen, daß, wer zuerst das Lager verließ, als verloren betrachtet werden konnte. In dieser Spannung trennte ein kleines Thal, von einem seichten Bach durchschnitten, die beiden Heere. Den Thalrand bildeten zwei Hügelketten, welche nach Fojano hin ausließen, wohin sich die verwundeten Franzosen zurückzogen. Die Gefechte hatten seit vier Tagen gedauert, als Strozzi, welcher die Muthlosigkeit seines Heeres zu fühlen begann, das Fuhrwesen nach Fojano schickte, in der Absicht, den folgenden Tag dahin aufzubrechen und in dem Gebiete von Siena einen Vertheidigungskrieg zu führen. Ein solches Vorhaben, zur Nachtzeit ausgeführt, würde nicht ohne glücklichen Erfolg geblieben seyn. Dies aber war gegen Strozzi's Plan, es sey nun, weil er schlagen wollte, oder um seinen Rückzug auf eine ehrenvolle Weise zu machen. Der Marchese von Marignano war indeß kaum davon unterrichtet, daß sein Gegner sich in Bewegung gesetzt habe, als auch er das

Lager abbrechen und sein Heer in Schlachtordnung marschiren ließ. Beide Heere bewegten sich auf den gegenüberstehenden Hügeln unter unbedeutenden Gefechten bis die Hügelkette beendigt war und sie sich, nur durch das Bette des Flusses geschieden, einander gegenüber befanden. Das Gefecht nahm hier sogleich wieder seinen Anfang, und dauerte fort, bis der Marchese seine Artillerie und seine Reiterei vorgehen ließ, um die Schlacht zu beginnen. Ohne Artillerie und ohne hinlängliche Reiterei, fühlten sich die Franzosen sehr bald gedrängt; und sobald ihre Flügel gänzlich entblößt waren, vermochten sie den Angriff von vorn so wenig auszuhalten, daß eine von ihren Abtheilungen nach der andern die Flucht ergriff. Nicht weniger als viertausend blieben im Kampfe. Forquevaulx, einer von seinen Brüdern, Paolo Orsini und Andere von geringerer Bedeutung wurden gefangen genommen. Piero Strozzi, stark verwundet, rettete sich durch die Flucht nach Lucignano, von wo er eiligst nach Montalcino ging. Da der Ort, wo die Schlacht war geliefert worden, von den Landleuten Scannagallo genannt wurde, so benannte man die Schlacht nach ihm. Der Marchese rückte ohne Zeitverlust nach Lucignano vor, wo er sich der Vorräthe des Feindes bemächtigte, und begab sich darauf nach Siena zurück, um es aufs Neue einzuschließen.

Der Sieg eines Herzogs von Florenz über den König von Frankreich, war allzu unerwartet, als daß die öffentliche Meinung dadurch nicht aufs Wesentlichste hätte verändert werden sollen. Wie bedeutend auch die Zahl von Cosmo's Gegnern bis dahin gewesen seyn

mochte: sie verminderte sich, von dem Tage bei Scannagallo, je mehr und mehr; und er selbst verstärkte diese ihm vortheilhafte Stimmung dadurch, daß er die Gefangenen mit großer Menschlichkeit und Schonung behandelte und sie, sogar unaufgefordert, in Freiheit setzte.

Da übrigens Siena nicht auf der Stelle verloren ging, so nahm der französische Hof die Miene an, als ob nichts verloren sey. Strozzi erhielt den Marschallsstab, gerade als ob er den glänzendsten Sieg davon getragen hätte; und weil man, selbst bei der größten Neigung zum Frieden, gerettete Vortheile nicht aufgeben darf: so wurde ihm zur Pflicht gemacht, Siena nicht eher aufzugeben, als bis die höchste Noth es erforderte, die übrigen Festungen der Republik aber auf's Aeußerste zu vertheidigen, bis neue Verstärkungen anlangten. Die natürliche Folge dieses Verfahrens war, daß Siena, nachdem es noch mehrere Monate widerstanden hatte, sich zu einer Capitulation bequemen mußte. Diese wurde dahin abgeschlossen, daß Jeder, welcher Bedenken trug, an Ort und Stelle zu bleiben, ohne Nachtheil auswandern konnte. Da nun Karl der Fünfte früher erklärt hatte, daß die Einwohner von Siena ihrer politischen Rechte verlustig wären, so benutzten die Sieneser die ihnen zu Theil gewordene Capitulation zu Auswanderungen nach Montalcino; und weil sie ihre republikanische Verfassung als etwas betrachteten, das nicht an einen bestimmten Ort gebunden wäre: so errichteten sie dieselbe auf's Neue zu Montalcino mit allen Gebrechen, welche ihr jemals eigen gewesen waren. Es war also nur die Hauptstadt erobert,

der Staat, als solcher, aber dauerte fort; und in dieser Fortdauer lag die Fortsetzung des Krieges eingeschlossen. Strozzi, dem es gelungen war, trotz seiner Wunde nach Montalcino zu entkommen, ging, weil er sich daselbst nicht sicher glaubte, nach Portercole, das er zu vertheidigen gedachte, um den Zusammenhang der Republik mit Frankreich zu erhalten. Doch ehe er alle Vertheidigungsanstalten getroffen hatte, sah er sich von dem Marchese de Marignano belagert. Dieser brachte ihn nur allzu bald dahin, daß er nach Civita Vecchia entfliehen mußte, wenn er nicht in die Hände seines Todfeindes fallen wollte. Portercole gerieth auf diese Weise in die Hände des Herzogs von Toscana.

Seit dem Ende des Märzes, ungefähr vierzehn Tage vor der Capitulation von Siena, war Julius der Dritte gestorben, zu einer Zeit, wo der Herzog, um dem Pabste sein Wort zu halten, mit Philipp dem Zweiten über die Niederlassung des päbstlichen Nepoten im Königreich Neapel unterhandelte. Der erledigte Stuhl des heil. Petrus regte den Ehrgeitz der Cardinäle an. Eifriger als alle übrigen bewarb sich der Cardinal von Ferrara um denselben; Piero Strozzi schlug sogar den französischen Cardinälen vor, ihn mit Hülfe von sechstausend Mann Fußvolk, die er durch das Herzogthum Castro nach Rom schicken wollte, auf den päbstlichen Thron zu erheben. Außerdem fand jener Cardinal die Unterstützung seines Bruders, des Herzogs von Ferrara, der seinen ältesten Sohn mit einer Tochter des Herzogs Cosmo vermählen wollte, vorausgesetzt, daß die Tiara für seinen Bruder das Ergebniß dieser Verbindung

würde. Der Cardinal Farnese wollte einen anderen Pabst, um dem Herzog Ottavio den Staat von Parma zu erhalten und die Wiedereroberung von Piacenza wahrscheinlich zu machen. Alle diese Bemühungen scheiterten an der Eile, womit die Cardinäle einen gewissen Marcello Cervini aus Montepulciano wählten. Er führt in der Geschichte des Kirchenstaates den Namen Marcellus der Zweite. Die Franzosen versprachen sich von seiner Regierung eben so viel Vortheile, als die Kaiserlichen; doch ehe er die Erwartungen der Einen oder der Anderen erfüllen konnte, starb er, ein und zwanzig Tage nach seiner Einsegnung. Dem Ehrgeitz der Cardinäle war die Laufbahn auf's Neue eröffnet, und groß waren die Bestrebungen der Häuser von Ferrara und Parma, als den 23sten Mai die Wahl auf den Cardinal Giovanni Pietro Caraffa, einen Neapolitaner, fiel. Er nahm die Benennung Paul der Vierte an. Obgleich bejahrt, und im Geruch der Frömmigkeit, weil er den Theatiner-Orden gestiftet hatte, zeigte er doch, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, einen schrankenlosen Ehrgeitz und eine nicht geringere Schwäche für seine Nepoten. Was jemals ein Pabst gegolten hat, das wollte auch er gelten, und der Friede der Kirche kam bei ihm nicht in Betrachtung gegen die Vortheile, die er durch den Krieg erringen zu können glaubte.

Für den Herzog Cosmo waren durch Caraffa's Erwählung die Umstände um so mehr verändert, weil Karl der Fünfte im Begriff stand, der irdischen Hoheit freiwillig zu entsagen und sich in das Kloster St. Just

in

in Estremadura zurückzuziehen. Schon seit Jahr und Tag hatte er diesen Gedanken gehegt, und seine Schwestern, wie sein Bruder, der König von Ungarn und Böhmen, waren mit ihm darin einverstanden, daß die Ausführung nicht länger verschoben werden dürfe. Sein einziger Sohn Philipp, welcher seit einem Jahre König von England geworden war, weil Maria, die Tochter Heinrichs des Achten von Catharina von Aragon, kein Bedenken getragen hatte, ihm ihre Hand zu geben, stand in einem Alter von 32 Jahren, und besaß alle Eigenschaften, welche die Fortsetzung einer großen Rolle forderte. Durch den in Augsburg abgeschlossenen Religionsfrieden waren die Streitigkeiten beigelegt, in welche der Kaiser mit den Fürsten Deutschlands gerathen war. Moritz von Sachsen hatte seinen Tod in der Schlacht bei Sievertshausen gefunden, worin er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg besiegt hatte. Waren gleich die Erfolge der letzten Feldzüge des Kaisers gegen Heinrich den Zweiten nicht glänzend gewesen, so hatte doch auch Frankreich keine Vortheile gewonnen, deren es sich rühmen konnte. Eine Friedensunterhandlung sollte, unter Vermittelung der Königin von England, so eben ihren Anfang nehmen, als die Nachricht von dem Auslaufen der türkischen Flotte die Hoffnung des französischen Hofes wieder anfachte, und Philipp den Zweiten in die Nothwendigkeit versetzte, den Herzog von Alba mit einem Heere nach Italien zu senden, um dasselbe, gemeinschaftlich mit dem Herzog Cosmo, gegen die vereinigte Macht der Türken, des Pabstes und der Franzosen zu vertheidigen. So standen die Sachen,

als Karl der Fünfte, zerrüttet durch Anstrengungen aller Art, besorgt für die Fortdauer seines Rufs, voll Ueberdruß gegen ein freudenloses Daseyn, im 55sten Jahre seines Alters den schwachen Ueberrest seiner Kraft dazu anwendete, die Beherrschung seines großen, einer Einheit gänzlich unfähigen Reiches, in Gegenwart seines Bruders Ferdinand, seiner Schwester Maria, vieler Großen des Reiches und der versammelten Stände von Flandern und Brabant, auf seinen Sohn zu übertragen. Diese Entsagung erfolgte zu Brüssel, den 25sten Oct. 1555. Das deutsche Reich, sammt den Rechten auf Böhmen und Ungarn, blieb seinem Bruder Ferdinand. Alles Uebrige ging auf Philipp über, welcher, als Gemahl der Königin Maria von England, Beherrscher von Spanien, von Italien (den Kirchenstaat, das Herzogthum Toscana, Savoyen, Venedig und einige kleinere Republiken ausgenommen) von den Niederlanden und von dem vierten Welttheil, so weit derselbe um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts entdeckt war, wurde. Der Kaiser verweilte noch ein ganzes Jahr in den Niederlanden, ehe er sich zur Abreise nach Spanien entschloß.

Inzwischen war der Herzog von Alba seit dem Junius des Jahres 1555 mit einem Heere in Italien angelangt. Als Vice-König für ganz Italien hatte er unbeschränkte Vollmacht; nur hatte Philipp der Zweite ihm die Verbindlichkeit aufgelegt, den Herzog Cosmo bei Entwerfung des Operations-Plans zu Rathe zu ziehen. Der Gedanke des Herzogs war, daß man die festen Plätze von Mailand und Piemont hinlänglich besetzen sollte, um die Fortschritte des französischen Mar-

schalls Brissac zu hemmen; daß, um die Türken an Landungen im Königreich Neapel zu verhindern, die Ufer mit Reiterei bedeckt werden müßten; daß übrigens der Kern des vereinigten Heeres in dem Staate von Siena zu vereinigen sey, um theils nach dem Mailändischen, theils nach dem Königreich Neapel, so oft die Noth es erfordern würde, entsenden und den Pabst, wie die Franzosen, in Zaum halten zu können. Von diesem Operations-Plan wich der Herzog von Alba gleich Anfangs dadurch ab, daß er sich mit den Franzosen im Piemontesischen einließ. Truppen, welche zur Vertheidigung der Küsten bestimmt waren, mußten in Nord-Italien ihre Kräfte verschwenden; und als die türkische Flotte in dem Kanal von Piombino erschien, blieb nichts Anderes übrig, als das Sienesische beinahe gänzlich zu räumen und sich alle die Verheerungen gefallen zu lassen, welche der General Soubise, Strozzi's Nachfolger im Oberbefehl, von Montalcino aus verursachte. Glücklicher Weise wurden die Türken bei Piombino geschlagen, ehe sie festen Fuß gewinnen konnten; und nachdem sie sich mit der französischen Flotte bei Elba vereinigt hatten, entsagten sie allen weiteren Landungsversuchen auf der Halbinsel, und gingen nach Corsica, wo die Genueser, zu ihrem Empfange bereit, ihnen so viele Hindernisse in den Weg legten, daß sie, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, gegen den Herbst nach Constantinopel zurückkehrten.

Ohne den Nepotismus Pauls des Vierten hätte ein dauerhafter Friede zwischen Spanien und Frankreich zu Stande gebracht werden können. Philipp der

Zweite und Heinrich der Zweite bedurften desselben gleich sehr, wenn sie ihre Unterthanen nicht gänzlich erschöpfen wollten; auch waren Beide demselben nicht abgeneigt. Doch der achtzigjährige Pabst, der seine nächsten Verwandten in den Fürstenstand zu erheben wünschte und seinen Zweck nur durch die Fortdauer des Krieges erreichen konnte, that alles, was in seinen Kräften stand, den Frieden zu verhindern; und sein Entschluß, seinem Neffen Fürstenthümer zu verschaffen, war so fest, daß er selbst den Gedanken eines förmlichen Bündnisses mit den Türken nicht zurückwies. Da die Plätze besetzt waren, so galt es nichts Geringeres, als Philipp dem Zweiten das Königreich Neapel zu entreißen und dasselbe mit Frankreich zu theilen. Zu diesem Endzweck wurde, unter Vermittelung des Cardinals von Lothringen und des Cardinals von Tournon, ein förmlicher Tractat mit dem französischen Hofe abgeschlossen (15. Dec. 1555), nach welchem Heinrich der Zweite sich anheischig machte, 12,000 Mann Fußvolk und 500 Mann Reiterei zur Unterstützung des Pabstes und seines Neffen nach Italien zu senden, der Pabst aber, die Feindseligkeiten entweder in Toscana, oder im Königreiche, je nachdem es am vortheilhaftesten seyn würde, mit 10,000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei zu eröffnen, versprach. Der zweite Sohn des Königs von Frankreich sollte König von Neapel werden; doch wollte man von diesem Königreiche so viel abreißen, als zur Vergrößerung des Kirchenstaates und zu einer standesmäßigen Ausstattung der Caraffa's erforderlich seyn würde. Dies war der Plan des Pabstes, für welchen er auch den

Herzog von Ferrara und die Venetianer zu gewinnen suchte. Jener war leicht gewonnen; nicht so diese. Die Hülfe der Türken betrachtete man als unfehlbar, und Paul der Vierte war des glücklichen Erfolges so gewiß, daß er, wie nöthig auch die Geheimhaltung des Tractats seyn mochte, dem Cardinal von Toledo auftrug, seiner Nichte, der Herzogin von Florenz, einen Traueranzug zu empfehlen, weil er damit umgehe, ihren Gemahl, den er ein Teufelskind nannte, für seine Vergehungen zu bestrafen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Heinrich der Zweite um diesen, in seinem Namen mit Paul dem Vierten abgeschlossenen, Vertrag gar nicht wußte. Der Connetable Montmorenci, der sein Vertrauen besaß und die Fortsetzung des Krieges in Italien mißbilligte, erhielt von ihm die Erlaubniß, mit dem jungen Könige von Spanien wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln, der auf fünf Jahre abgeschlossen werden sollte; und nachdem die Besprechungen in der Abtei Vauxcelles bei Cambray ihren Anfang genommen hatten, vereinigte man sich leicht, sowohl über den Waffenstillstand, als über die Vermählung der ältesten Tochter Heinrichs mit Don Carlos, einzigem Sohn Philipps des Zweiten. Während also die eine Parthei des französischen Hofes die Kriegesflamme in Italien wieder anfachte, löschte die andere eben diese Flamme in den Niederlanden aus; und da in dem zu Vauxcelles abgeschlossenen Waffenstillstand alle Verbündeten der beiden Hauptmächte eingeschlossen waren, so blieb der Pabst in seinen Erwartungen getäuscht. Hierüber außer sich vor Wuth, ge-

dachte der achtzigjährige Greis, den Krieg auf eigene Rechnung zu beginnen, wiewohl in der Voraussetzung, daß Frankreich ihn nicht verlassen werde. Die Anstalten, welche er dazu traf, waren so ernstlich, daß die Herzoge von Alba und Cosmo sich nicht dagegen verblenden konnten. Philipp, in der Achtung für die römische Kirche aufgewachsen, konnte es lange nicht über sich erhalten, die Herausforderungen des Pabstes anzunehmen; doch als Priester sein Gewissen hierüber beruhigt hatten, gab er seine Einwilligung zur Besetzung des Kirchenstaats, als dem sichersten Mittel, den Frieden zu erzwingen. Der Herzog von Alba rückte also von Neapel nach Tivoli vor, besetzte Ostia, und traf zugleich Anstalten zur Besitznahme von Civita vecchia. Rom, auf diese Weise eingeschlossen, geräth in Bestürzung; der bejahrte Pabst zittert vor einem Aufstand, der ihm leicht das Leben kosten kann; die Caraffa's legen sich auf's Bitten, und der Herzog von Alba bewilligt einen Waffenstillstand von vierzig Tagen, während welcher Zeit er seine Anstalten zu vollenden glaubt. Inzwischen hat am französischen Hofe die Parthei der Königin den vollständigsten Sieg davon getragen. Franz von Guise erscheint an der Spitze von 20,000 Mann in Italien. Der Waffenstillstand wird aufgehoben, und für den Herzog von Florenz tritt eine Krisis ein, welche schwerlich noch gefährlicher gedacht werden kann. Er hat sowohl den Herzog von Ferrara, als die Farnesen, für den König von Spanien gewonnen; er hat jedes Opfer dargebracht, die spanische Macht in Italien zu befestigen; er hat glänzende Verheißungen erhalten, ohne daß jedoch

auch nur eine einzige derselben erfüllt worden ist. Jetzt von dem Pabste und dem Könige von Frankreich gesucht und geliebkoset — zu welcher Parthei soll er sich wenden? Er selbst schwankt; aber Philipp der Zweite, der sich in seine Lage zu versetzen versteht, kommt seinem Entschlusse dadurch zuvor, daß er ihm die Stadt und den Staat von Siena, mit Ausnahme der Häfen Orbitello, Talamone, Portercole, Monte Argentaro und Santo Stefano, als ein Reichslehn antragen läßt, und Portoferrajo mit einem Umkreis von zwei italiänischen Meilen an ihn abtritt. Der Herzog nimmt diese Bedingungen an. Es wird ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, nach welchem ein ewiges Trutz- und Schutz-Bündniß zwischen den Königen von Spanien und den Herzogen von Toscana Statt finden soll. Der Herzog von Guise und der Pabst sind von jetzt an zu schwach für ihre Entwürfe. Geflissentlich weicht der Herzog von Alba der entscheidenden Schlacht aus, welche Guise liefern möchte. Das französische Heer, durch Hin- und Hermärsche abgemattet, verliert den Muth, und wird ein Raub der Krankheiten, die sich nur allzu bald einstellen. Guise, der sich den ganzen Feldzug als eine Reihe von Triumphen gedacht hat, sieht sich nicht sobald in seiner Erwartung betrogen, als er seine Abberufung betreibt, welche um so schneller erfolgt, weil Philipp Frankreich im Nordosten bedrohet. Von den Franzosen verlassen, muß der Pabst seinen Frieden mit dem Herzoge von Alba machen, so gut er kann. Der Herzog von Florenz dient als Mittler. Indem der Pabst dem Bündniß mit Frankreich entsagt und in den

Gränzen eines Oberhirten der christlichen Kirche zu bleiben verspricht, erhält er seine Staaten zurück. Der Herzog von Alba begiebt sich nach Rom, um dem Pabste die Beleidigungen abzubitten, die er ihm zugefügt hat. Er wird auf's Ehrenvollste empfangen, und während das französische Heer sich theils zu Civita vecchia einschifft, theils über Ferrara nach Frankreich zurückkehrt, macht der Pabst den Frieden mit Spanien im Consistorium bekannt, und schickt, zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens, die Cardinäle Caraffa und Tivulzio an den König Philipp und an Heinrich den Zweiten von Frankreich.

Nichts hatte zu diesem Erfolge so viel beigetragen, als die Fortschritte der Spanier an der Nord-Ostgränze Frankreichs. Vereinigt mit achttausend Engländern, unter dem Oberbefehl des Grafen von Pembrocke, war Philibert von Savoyen in die Picardie eingedrungen, während die Franzosen gewähnt hatten, daß er sie in der Champagne angreifen werde. St. Quentin, von Coligny vertheidigt, leistete längeren Widerstand, als die Spanier erwartet hatten; doch als Montmorenci zum Entsatz dieser Festung herbeieilte, wurde er geschlagen und gefangen genommen. Es hing jetzt von Philipp dem Zweiten ab, ob er die Hauptstadt Frankreichs erobern wollte. Während der Schlacht bei St. Quentin hatte er gebetet und dem heil. Laurentius, wenn er dieselbe gewönne, ein Kloster zu errichten gelobt. Nach der Einnahme von St. Quentin und le Catelet, während die Pariser zitterten, blieb der König von Spanien in der Picardie stehen, um die Friedensanträge zu erwar-

ten, die man ihm machen würde. Unter diesen Umständen kam Guise auf dem Kriegesschauplatze an, und seine erste Waffenthat war, daß er den Engländern Calais nahm, in dessen Besitz sie seit zwei Jahrhunderten gewesen waren. Neuer Muth belebte von diesem Augenblick an die Franzosen, und willig folgten sie dem lothringischen Helden, als es eine Belagerung von Thionville galt. Diese Festung wurde genommen, nachdem Strozzi gefallen war. Den Erfolg zu verstärken, eilte der Marschall von Thermes mit einem Corps von 15,000 Mann aus Calais herbei; allein er wurde von dem Grafen von Egmont geschlagen und gefangen genommen. Nach dieser Schlacht bei Gravelingen bestand das Heer der Franzosen unter Guise aus 40,000 Mann; das des Herzogs Philibert von Savoyen, nachdem er sich mit dem Grafen von Egmont vereinigt hatte, aus wenigstens 55,000 Mann. Ein Zwischenraum von wenigen Meilen trennte beide Heere; und die Könige von Spanien und Frankreich waren gegenwärtig in einem Augenblick, wo Alles auf dem Spiele stand. Heinrich der Zweite erwog, daß er, nach dem Verlust der bevorstehenden Schlacht, gänzlich in die Hände der Spanier gerathen könnte; Philipp brachte in Anschlag, daß die Engländer, nach dem Verlust von Calais, ungern dienten, daß die Niederlande nach Frieden seufzeten, daß seine Gegenwart in Spanien nothwendig sey, daß die Krankheit seiner Gemahlin, der Königin von England, ihm leicht die Unterstützung seiner Bundesgenossen entziehen könnte. Die Nothwendigkeit gab beiden Königen die Geneigtheit zum Frieden. Von den Franzosen gin-

gen die ersten Vorschläge aus. Zu Lille wurden am 7ten Sept. die Friedensbedingungen besprochen. Der Tod Karls des Fünften, welcher in den letzten Tagen dieses Monats erfolgte, beschleunigte die Unterhandlung; doch als den 17ten Nov. der Tod der Königin Maria von England den Ränken neues Leben gab, trat ein Stillstand in die Unterhandlungen, welcher nicht eher gehoben wurde, als bis die Cabinete sich überzeugt hatten, daß Elisabeth, die Nachfolgerin Maria's auf dem englischen Throne, sich weder für Frankreich, noch für Spanien erklären werde. Inzwischen waren die Fürsten Italiens nicht unthätig, sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Die Republik Montalcino bildete den Gegenstand der gemeinschaftlichen Habgier. Cosmo nahm sie in Anspruch, in Folge seiner Verträge mit Philipp dem Zweiten; die Caraffa's verlangten sie als den Lohn der treuen Freundschaft Pauls des Vierten mit dem Könige von Frankreich; der Herzog von Ferrara wünschte, sie als Ersatz für die dem französischen Hofe gemachten Vorschüsse zu erhalten, nur nicht als spanisches Lehn; Don Francisco da Este ließ sich diese Bedingung gefallen. Cosmo siegte zuletzt über alle seine Nebenbuhler.

Von Cercamp nach Chateau Cambresis verlegt, gediehen die Friedensunterhandlungen im April 1559 zu einem Abschluß. Die Grundlage dieses Vertrages war die Vermählung Philipps des Zweiten mit der ältesten Tochter Heinrichs, und die des Herzogs von Savoyen mit einer Schwester desselben Königs. Alle im Laufe des letzten Krieges eroberten Staaten und Plätze sollten zurückgegeben werden. Frankreich blieb in dem Besitz

von Calais und Metz; dafür aber gab es zurück, was durch französische Waffen in Piemont, in Corsica und in der Republik Siena war erobert worden. Der letztere Staat, mit Inbegriff der After-Republik Montalcino, wurde auf's Förmlichste an den Herzog von Florenz abgetreten, unter der Bedingung, daß Jeder, der sich seiner Herrschaft unterwerfen würde, in den Besitz seiner verlorenen Güter zurücktreten sollte. Die Vollziehung dieses letzten Punktes war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, welche hauptsächlich von dem Wunsche der Sieneser, in republikanischer Form fortzudauern, herrührten; allein diese Schwierigkeiten wurden einerseits durch die Mäßigung des Herzogs Cosmo, andererseits durch den Fall der Caraffa's beseitigt, welche der Pabst in seinem letzten Lebensjahre aufgab, weil er die Achtung der Römer zu retten wünschte. Das ganze Gebiet von Siena unterwarf sich nach und nach, Sovana allein ausgenommen, welches der Graf von Pitigliano besetzt hielt. In Siena und Florenz wurden öffentliche Feste wegen der Vereinigung beider Staaten angestellt. Mit Furcht und Eifersucht betrachteten die Fürsten Italiens diesen Zuwachs; und man hörte nicht auf, darüber zu erstaunen, daß in einem Kriege, der einen so großen Theil von Europa verheert und die größten Mächte geschwächt hatte, der Herzog von Florenz allein gewonnen habe. Frankreich mußte 189 befestigte Städte, die es im Laufe dieses Krieges in Italien und Flandern erobert hatte, zurückgeben, um Metz und Calais behalten zu dürfen; Cosmo dagegen behielt, was er erobert hatte, und bekam Plätze, welche er nie hatte nehmen

können. Selbst als Spanien die Oberherrschaft in Italien verlor, blieb der Staat von Siena mit dem von Florenz vereinigt. So lange Philipp lebte, erfolgte keine Erschütterung in dem politischen System Italiens. Der Mittelpunkt desselben lag in dem Herzogthume Toscana, welches, beschützt und beschützend, in Folge seiner Vergrößerung, den Päbsten und der Republik Venedig gleich sehr gebot. Was die republikanische Form nie würde geleistet haben, das leistete die monarchische, belebt von einem so einsichtsvollen und gemäßigten Fürsten, wie Cosmo war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soll der Staat von seinen Bergwerken baare Geldüberschüsse verlangen?

Ein bekannter Staatsmann sagt irgendwo: „selbst ohne baaren Geldüberschuß für den Staatsschatz würde der Bergbau, theils durch das Kapital, welches durch ihn geschaffen und in Circulation gesetzt wird, theils aber durch den Unterhalt, welchen er Tausenden von Menschen verschafft, für den Staat von großem Werthe seyn."

Hat dieser Staatsmann Recht? —

Wir würden diese Frage nicht aufwerfen, wenn wir nicht neulich in einem kleinen Aufsatze, der uns zur Ansicht mitgetheilt wurde, die Behauptung aufgestellt gefunden hätten, daß, ungeachtet man glauben sollte, der preussische Staat müsse aus der Gewinnung der unermeßlichen Schätze, welche die Natur in den Steinkohlen- und Eisengruben Schlesiens, wie in den Kupfersilbergruben der Grafschaft Mansfeld und anderswo im Lande, niedergelegt hat, gar nicht zu berechnenden Vortheil ziehen — dennoch der Bergbau und der damit eng verbundene Hüttenbetrieb, dem Staate nicht nur wenig oder nichts einbringe, sondern zum Theil der Nation und dem Lande noch obendrein alljährlich bedeu-

tende Summen koste, und daß daher die Regierung nichts Zweckmäßigeres thun könne, als sich je eher je lieber von der Verwaltung dieser Werke loszumachen, und deren Betrieb Privatpersonen zu überlassen.

Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so glauben wir, unsere Ansicht darüber in einer früheren Abhandlung *) hinlänglich ausgesprochen, und deutlich genug gezeigt zu haben, daß der Staat nothwendig die oberste Leitung des Bergbaues selbst übernehmen müsse, wenn die Gesellschaft wegen der Dauer ihrer Bergwerke und wegen des möglich höchsten Gewinns, der aus denselben entspringen kann, gesichert seyn soll — wiewohl wir hiermit keinesweges die Behauptung aufgestellt haben wollen, als ob es nicht gut und zweckmäßig wäre, wenn sich der Staat allmählig von vielen Instituten und Anlagen losmachte, die der obersten Bergwerksbehörde zwar mit zur Verwaltung übergeben sind, die aber offenbar für deren Administration sich nicht eignen, sondern sich unstreitig besser in den Händen von Privatpersonen befinden würden. Dahin gehören z. B. alle diejenigen Anlagen, welche zwar mit Bergwerken in einer gewissen Beziehung stehen, die aber nicht sowohl zum Zweck haben, der Industrie und dem Kunstfleiße ein brauchbares Material zu ihren fernern Arbeiten zu liefern, als vielmehr den rohen Stoff selbst weiter verarbeiten; die sich auf solche Weise in den Kreis der eigentlichen Fabriken nnd Manufakturen eindrängen. Obschon nicht geleugnet werden kann, daß selbst manche dieser

*) Im sechsten Hefte dieses Journals.

Institute, indem sie durch ihre zweckmäßige Einrichtung gleichsam als Normalinstitute dastehen, für die Aufregung und Nacheiferung der Privatindustrie von nicht zu berechnendem Gewinne sind, und daß auch bei dem jetzigen Bestande der Sache manche Einrichtungen getroffen werden könnten, welche für den höheren Ertrag von entschiedenem Nutzen seyn würden.

Eine andere Frage aber nun ist die: „Soll sich der Staat mit den Vortheilen begnügen, die ihm der Bergbau an und für sich durch die Gewinnung so vieler nützlichen und nothwendigen Mineralien und durch die höchste Belebung der Industrie verschafft; oder ist der Betrieb desselben mit Nachtheil verbunden, sobald nicht zugleich Ueberschüsse für die Staatskassen aus demselben herfließen?"

Bei der Beantwortung dieser Frage wird es vor allen Dingen nothwendig seyn, den Privatbesitzer eines Bergwerkes — möge dieser nun als einzelne Person, oder als Gewerkschaft dastehen — von dem Staate oder der Gesellschaft, in so fern diese Unternehmer des Bergbaues ist, sorgfältig zu trennen; indem am Ende alle unrichtigen Ansichten, die hierbei noch Statt finden mögen, lediglich in dieser steten Verwechselung des Staats mit Privatbesitzern ihren Grund zu haben scheinen.

Für den Privatunternehmer kann es nämlich keine Frage seyn, daß das ganze Kapital, welches derselbe auf den Ankauf oder anderweitigen Erwerb, und auf die erste Anlage, so wie auf nachmalige Unterhaltung und den jährlichen Betrieb eines Werkes verwendet, als Ein-

heit dasteht, die entweder sein ganzes Vermögen, oder wenigstens einen Theil desselben, ausmacht. Da nun mit der Zeit ein jedes Werk, es möge Namen haben, wie es wolle, auch bei dem regelmäßigsten Betrieb nothwendig zum Stillstand kommen muß *) — wenn nicht plötzliche Ereignisse oft schon früher den ferneren Bau unmöglich machen —: so ist klar, daß nicht nur, wie beim Landbau, das Bestreben eines jeden Privatunternehmers dahin gerichtet seyn muß, durch die Ausbeute seine auf die Unterhaltung und den Betrieb selbst verwendeten Kosten, so wie die landesüblichen Zinsen des Ankaufs- oder Anlage-Kapitals, wieder zu erhalten; sondern, wenn der Privatunternehmer wegen des auf den Bergbau verwendeten Theils seines Vermögens völlig gedeckt seyn soll, so wird ihm die Ausbeute nothwendig noch mehr leisten, und ihm auch die Aussicht zu einer allmähligen Wiedererstattung des Grundkapitals selbst gewähren müssen. Es wird keines Beweises bedürfen, daß nur erst, wenn die Ausbeute dies Alles leistet, der Privatunternehmer völlig gedeckt ist, ohne daß deshalb schon von einem eigentlichen Gewinn oder sogenannten reinen Ertrage die Rede seyn kann; denn dies alles würde ihm sein Kapital auch verschafft haben, wenn es von ihm bloß auf Zinsen ausgethan wäre. Ein eigentlicher Gewinn oder reiner Ertrag wird vielmehr nur erst dann entstehen, wenn durch

*) Selbst Salinen machen in dieser Hinsicht keine Ausnahme, denn wer will ihre Fortdauer für immer verbürgen!

durch den Werth der Ausbeute nicht bloß die Zinsen des Ankaufs- oder Anlage-Kapitals und die Unterhaltungs- und Arbeitskosten ganz, und außerdem ein Theil jenes erstgenannten Kapitals wieder erstattet sind, sondern wenn nun auch die Ausbeute noch einen baaren Geldüberschuß zuläßt. Es kann hier nicht darauf ankommen, die Gesetze und Regeln anzugeben, wonach mit einiger Wahrscheinlichkeit eine solche Restitution des Ankaufs- oder Anlage-Kapitals berechnet werden soll; so wenig, wie es nöthig seyn wird, hier ausdrücklich zu erinnern, daß beim Bergbau allerdings Fälle eintreten können, wo ein Werk Jahre lang Zuschuß erfordert, ohne die geringste Ausbeute zu gewähren, und daß alsdann die folgenden Jahre das Verlorne um so mehr ersetzen müssen. Aber augenscheinlich ist es, daß, wenn die Ausbeute das vorhin Genannte fortwährend nicht mehr leistet, der Privatmann nothwendig den Betrieb eines solchen Werkes aufgeben muß. Denn, entweder hat er durch die Ausbeute früherer Jahre sein Ankaufs- oder Anlage-Kapital wieder erhalten (und alsdann hat er zwar in dieser Hinsicht nichts verloren, aber er würde offenbar thöricht handeln, und eine Einbuße an seinem Vermögen erleiden, wenn er fortdauernd ein Werk betreiben lassen wollte, das ihm durch die jährliche Ausbeute nicht wenigstens die darauf verwendeten Unterhaltungs- und Betriebskosten deckte); oder der gedachte Fall findet nicht Statt, und es läßt sich durch die jährliche Ausbeute weder auf einen Wiederersatz des Grund- und Anlage-Kapitals rechnen, noch können auch die Unterhaltungs- und Betriebskosten als gedeckt angesehen wer-

den; (und in diesem Falle ist der Verlust völlig augenscheinlich, und die Bahn zum endlichen Banterott geöffnet.)

In beiden Fällen also wird der fernere Betrieb von einem Privatmann ohne alle weitere Rücksicht aufgegeben werden müssen.

Es fragt sich nun: verhält es sich mit den Bergwerken, die der Staat betreibt, und bei denen die ganze Gesellschaft als Unternehmer dasteht, eben so?

Zuvörderst ist so viel klar, daß für den Staat, oder die Bewohner desselben, als ein geschlossenes Ganze gedacht, hier von einem Erwerb oder Ankauf von Bergwerken, und mithin auch von einem Erwerbs- oder Ankaufs-Kapital und dessen Ersatz, nie die Rede seyn kann. Denn, da die Gesellschaft, als ursprünglicher Besitzer des von ihr bewohnten Bodens mit allem, was er von Naturschätzen durch das freie Geschenk der Natur, in und auf sich enthält, angesehen werden muß: von wem sollte sie da etwas ankaufen oder zu ihrem Eigenthum machen können, was ihr an und für sich nicht schon gehörte! Höchstens könnte der Fall eintreten, daß, indem einzelne dieser Schätze, wie dies namentlich bei Bergwerken geschieht, nicht von der ganzen Gesellschaft unmittelbar benutzt werden, sondern einzelnen Individuen unter irgend einer Bedingung zur Benutzung überlassen sind, diese es müde würden, sie länger selbst zu bearbeiten, und sie der Gesellschaft wieder zurückgäben. In diesem Fall würde aber eine bloße Aufhebung des geschlossenen früheren Contracts eintreten, und der Staat an seinem Vermögen weder gewinnen, noch verlieren. Selbst wenn ein förmlicher Rückkauf Statt fände, und

ein Bergwerk, das in früheren Zeiten auf irgend eine Art an einen Privatmann als Eigenthum gekommen wäre, wieder eingelös't werden sollte — gesetzt, dies geschähe durch ein baares Geld-Kapital — würde für die Gesellschaft nicht von einer Vermehrung oder Verminderung ihres Vermögens die Rede seyn können, oder wohl gar von einem Ankaufs-Kapital, das wieder ersetzt werden müßte. Denn — wem sollte dieses Kapital ersetzt werden? Der Gesellschaft? — Aber jener Privatmann, dem das Bergwerk auf solche Art abgekauft wurde, macht ja ebenfalls einen Bestandtheil der Gesellschaft aus; das Vermögen der Gesellschaft, in so fern solches in baarem Gelde besteht, ist ja also dadurch um nichts verringert worden, daß ein Theil desselben auf diesen übergegangen ist, so wenig wie bei jenem Privatmann eine Vermehrung seines Vermögens dadurch Statt gefunden hat, daß das Bergwerk aus seinem Besitz herausgetreten ist. Es hat vielmehr hierbei ein bloßer gegenseitiger Austausch Statt gefunden; wobei wir indeß voraussetzen, daß bei diesem Austausch alles ehrlich und redlich zugegangen ist, und daß bei einem solchen Kaufe die Regierung, durch deren Vermittelung derselbe zu Stande gekommen ist, den Vortheil jenes Individui eben sowohl, als den der übrigen Glieder der Gesellschaft in's Auge gefaßt hat. Doch angenommen auch, es wären hierbei Ungerechtigkeiten vorgefallen, und der Vortheil entweder des einen oder des anderen Theils zu viel oder zu wenig berücksichtigt: so würden selbst diese Ungerechtigkeiten auf das Vermögen des Ganzen keinen Einfluß haben; sondern es wird klar seyn, daß,

welchen Fall wir hier auch annehmen mögen, das Vermögen des Staates sich immer gleich bleiben muß, und daß mithin ein sogenanntes Grund- oder Ankaufs-Kapital und dessen Wiedererstattung, sobald die Gesellschaft Unternehmer des Bergbaues ist, nie in Berücksichtigung gezogen werden kann.

Alles also, was in Hinsicht der Gesellschaft bei dem Bau ihrer Bergwerke zu berücksichtigen ist, kann sich lediglich auf den Betrieb und den dadurch veranlaßten Kostenaufwand selbst beschränken.

Nun erfordert aber der Betrieb eines jeden Werkes, es möge Namen haben, wie es wolle, zweierlei, nämlich:

a) einen Aufwand von Materialien aller Art; und

b) einen Aufwand von gesellschaftlicher Arbeit *).

Beides also wird in Anspruch genommen werden müssen: sowohl das Materialienkapital der Gesellschaft, als das Kapital von gesellschaftlicher Arbeit, welches in ihr anzutreffen ist. Was soll nun hierbei den Maaßstab abgeben, wonach sowohl der Verbrauch an Materialien, als die Quantität von gesellschaftlicher Arbeit zu bestimmen ist, welche auf den Bergbau verwendet werden soll? Was anders, als einzig und allein das Maaß des Bedürfnisses, in welchem die Gesellschaft der zu fördernden Mineralien benöthigt ist. Denn

*) Wir nehmen hier den Ausdruck: „gesellschaftliche Arbeit," in seiner höchsten Allgemeinheit, indem wir alle die besonderen Fertigkeiten oder Geschicklichkeiten darunter verstehen, die von den einzelnen Gliedern der Gesellschaft zum Besten des Ganzen geübt werden.

setzen wir den Fall, die Gesellschaft litte bereits einen so großen Mangel an Eisen, daß sie durch den Mangel dieses zu ihrem Bestehen durchaus nothwendigen Metalls in Gefahr gerathen wäre: so würde weder in Hinsicht der Arbeit, noch in Hinsicht des Holzes, das der Bau der Eisensteingruben und der Betrieb der Eisenhütten erforderte, eine Frage entstehen können. Und wäre der Verbrauch vom letzteren noch so groß, und gingen mit der Zeit ganze und halbe Wälder darüber zu Grunde: kein Kostenaufwand würde hier in Betrachtung gezogen werden können, sobald nur auf solche Weise noch Eisenstein aus der Erde geschafft und in den Hütten verschmolzen werden könnte. Es würde vielmehr die Gesellschaft alle Mittel anwenden müssen, um stets das Holz in gehöriger Quantität zu erzeugen, und zu dem Ende Pflanzungen und Wälder anlegen müssen, so viel sie vermöchte und es sich mit dem anderweitigen Wohl der Gesellschaft irgend vertrüge. Oder nehmen wir an, es wäre an baarem Gelde ein so fühlbarer Mangel eingetreten, daß die Gesellschaft durch den Abgang eines allgemeinen Ausgleichungsmittels in Verlegenheiten aller Art geriethe: so würde, so lange, in Ermangelung anderer Silbererze, in den Bergwerken nur noch silberhaltiger Kupferschiefer vorhanden wäre, weder die darauf zu verwendende Arbeit, noch der Verbrauch an Blei und anderen Materialien berücksichtigt werden können, im Falle daß die Verschmelzung des Schwarzkupfers mit Blei und die nachfolgende Saigerung das einzige Mittel wären, Silber zu erhalten.

Die Pflicht der Regierung wird es also seyn: sowohl

a) das Bedürfniß der Gesellschaft an Mineralien auszumitteln, als nun

b) das Maaß von Materialien und gesellschaftlicher Arbeit zu bestimmen, das auf den Bergbau verwendet werden soll.

Es wird aber von selbst einleuchten, daß hierbei zunächst das baare Geld nicht in Betrachtung kommt, sondern daß, wenn das Geld auch hierbei seine Rolle spielt, dies auf keine andere Weise geschieht, als in so fern es überhaupt als Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit in der Gesellschaft dasteht. Eben so klar aber wird auch seyn, daß von Dem, was man gewöhnlich als Gewinn oder Verlust ansieht, hier zunächst für die Gesellschaft nicht die Rede seyn kann. Denn wollte man einen Verlust darein setzen, daß durch die auf den Bergbau verwendeten Materialien sich allerdings das Materialienkapital der Gesellschaft vermindert: so würde man gegenseitig eben so einen Gewinn annehmen müssen, indem dasselbe Materialienkapital durch die geförderten Producte eine Bereicherung erhält; und in so fern würde beides nicht bloß sich heben, sondern es würde für die Gesellschaft offenbar noch ein Vortheil Statt finden, indem durch die Aufopferung des entbehrlichen Materials das minder entbehrliche erlangt ist.

Ein eigentlicher Verlust für die Gesellschaft wird vielmehr nur unter folgenden Umständen eintreten: nämlich,

a) wenn der ganze Betrieb gar keine Ausbeute mehr gewährt hätte. Denn es ist klar, daß unter diesen Umständen das ganze darauf verwendete Materia-

lien- und Arbeits-Kapital, so fern ersteres theilweise nicht noch anderweitig benutzt werden könnte, im eigentlichen Sinne verloren gegangen wäre. Oder

b) wenn beim Verbrauch, sowohl der Materialien als der auf den Betrieb verwendeten Arbeit nicht haushälterisch zu Werke gegangen, und davon mehr verwendet wird, als der kunst- und regelgerechte Bau nothwendig gemacht hatte. Denn offenbar würde alsdann eine Verschwendung Statt gefunden haben, und im ersten Falle von dem Materialien-Kapital mehr als recht vergeudet, im andern Falle aber der Industrie und dem übrigen Staatsleben mehr Menschenkraft entzogen seyn, als die Nothwendigkeit des Baues erfordert hätte.

Derselbe Fall würde selbst schon dann eintreten, wenn durch die geförderten Mineralien der Gesellschaft kein anderweitiger oder gar ein geringerer Nutzen geleistet würde, als ihr ohne dieselben durch die bereits vorhandenen Materialien zu Theil geworden wäre. So würde es z. B. das Uebermaaß von Thorheit und für die Gesellschaft mit mehr oder weniger Verlust verbunden seyn, wenn beim Bau eines Steinkohlenbergwerkes der Einbau an Holz im Innern der Erde wenigstens eben so viel oder gar noch mehr betrüge, als durch allen Gewinn an Steinkohlen, selbst bei der reichlichsten Ausbeute, wieder ersetzt werden könnte.

Ein reiner Verlust für die Gesellschaft würde aber auch

c) selbst in dem Falle eintreten, wenn der Bergwerksproducte mehr, als das Bedürfniß und die Industrie der Gesellschaft nothwendig machen, gefördert

würden, und dieselben folglich ungenützt liegen bleiben müßten, indem auf solche Weise gleichfalls eine Verschwendung von einem Theile des auf die Gewinnung verwendeten Materialien- und Arbeits-Kapitals verursacht wäre.

In allen übrigen Fällen aber kann, sobald das Bedürfniß der Gesellschaft die Gewinnung der in der Erde verborgen liegenden Mineralien nothwendig macht, der Bergbau nur mit Vortheil für die Gesellschaft verbunden seyn, und schlechterdings kein anderweitiger Kostenaufwand dabei in Betracht gezogen werden, als wie wir ihn so eben angegeben haben. Denn, wie gesagt, das baare Geld steht, wie überall, so auch in dieser Beziehung, ewig nur als allgemeines Ausgleichungsmittel da, und kann nur in dieser Eigenschaft hierbei berücksichtigt werden; wenn gleich nicht zu vergessen ist, was es außerdem zugleich als Element der Circulation leistet. Denn wo gäbe es im ganzen Staatsleben etwas, das überhaupt die Quelle eines regern und thätigern Verkehrs wäre, und folglich eine vermehrtere und schleunigere Circulation veranlaßte, als der Bergbau!

Wie aber beim Bergbau von einem anderweitigen Verlust nicht die Rede seyn kann, eben so wenig wird auch zunächst ein anderer Gewinn für den Staat daraus herfließen, als welcher durch das geförderte Product und dessen weitere Benutzung für das innere Leben der Gesellschaft erlangt wird. Denn worin sollte dieser anderweitige Gewinn bestehen? Das allgemeine Bedürfniß hat die Gewinnung von Mineralien nothwendig gemacht, und der Regierung, oder in dieser Beziehung der ober-

sten Bergwerksbehörde, liegt die Sorge ob, dies Bedürfniß zu befriedigen. Zu dem Ende hat sie das Materialien- und Arbeitskapital der Gesellschaft in Anspruch genommen, und die zur Förderung nöthigen Materialien und Arbeiten aus demselben geschöpft. Da indessen nicht die Totalität der Gesellschaft zu gleichen Theilen Materialien zum Betrieb hergegeben, noch gleiche Arbeiten dabei verrichtet hat: so wird jetzt die Gerechtigkeit und Billigkeit erfordern, daß, wie im ganzen gesellschaftlichen Verkehr überhaupt, so auch hier, die gegenseitige Ausgleichung zu Stande gebracht, und sowohl denen Individuen, welche Materialien zum Betrieb hergegeben, als denen, welche Arbeiten dabei verrichtet haben, der Werth jener Materialien ersetzt und die Leistung dieser Arbeiten remunerirt wird. Das wird aber nicht anders geschehen können, als indem nunmehr, vermittelst des allgemeinen Ausgleichungsmittels, dem Bedürfniß und der Industrie die gewonnenen Materialien zu denen Preisen überlassen werden, welche durch den Werth jener Materialien, und durch den Preis des Arbeitslohns sich ganz von selbst festgestellt haben. Von einem Gewinne für die Staatskassen wird hierbei an und für sich eben so wenig die Rede seyn können, als, wie wir eben gesehen haben, zunächst ein Geldverlust *) dabei Statt finden kann.

*) Schon hieraus ist klar, daß es im Grunde nichts gesagt ist, wenn bei dem Bergbau von einem Zuschuß aus den Staatskassen geredet wird. Denn, um zuvörderst die Frage aufzuwerfen: woraus bestehen denn Staatskassen anders, als aus dem Antheile, den sich die Regierung eines Staats zum Wohl desselben von der

Kurz, wie wir auch die Sache betrachten mögen, so liegt in dem Bergbau an und für sich nichts, was — sofern die Gesellschaft Unternehmer desselben ist — zu der

---

Erwerbsfähigkeit und Industrie seiner Bewohner — in so fern die Resultate derselben durch baares Geld repräsentirt werden — aneignen zu müssen glaubt? Also die Industrie der Bewohner ist es, von welcher die Füllung der Staatskassen ausgeht. Und was erhält und unterhält den Bergbau? Was anders, als eben diese Industrie. Nur daß für gewöhnlich der Beitrag zum Bestehen des Bergbaues unmittelbar gegen den Empfang des Products durch den dafür angesetzten Preis gegeben wird; in dem Falle aber, wo dieser Preis nicht hoch genug berechnet war, das Fehlende mittelbar auf andere Weise von der Industrie erhoben, und erst durch das Medium der Staatskassen in den Bergbau-Fond fließt. Bloß also dadurch, daß der Preis des geförderten Products nicht hoch genug gestellt war (wozu bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Umstände mancherlei Art, Handels-Conjuncturen u. dgl., die Veranlassung geben können), wird ein solcher Zuschuß aus den Staatskassen nothwendig gemacht. Wiewohl nicht zu leugnen ist, daß mit der Benennung: Zuschuß aus den Staatskassen, beim Bergbau ein großer Mißbrauch getrieben und nur zu häufig die Summen darunter verstanden werden, welche zwei oder mehrere Werke aus ihren Ueberschüssen hergeben, um ein drittes, vielleicht minder ergiebiges, aber darum für das Bedürfniß und den Kunstfleiß der Gesellschaft nicht minder nothwendiges Werk zu erhalten. Daß man aber mit dieser Benennung einen so großen Mißbrauch treibt, hat in nichts Anderem seinen Grund, als weil noch die allerwenigsten sich gewöhnt haben, den Bergbau eines Staats als Ein großes Ganze zu betrachten, und weil man sich noch immer nicht von der Idee trennen kann, denselben mit Werken anderer Privatbesitzer auf Eine Stufe zu stellen.

Was würde wohl ein großer Kaufmann oder Fabrikherr dazu sagen, wenn man ihm zumuthen wollte, einen, vielleicht für das Ganze seines Handels oder seiner Fabriken höchst nothwendigen, Zweig seines Verkehrs sogleich aufzuheben, bloß weil derselbe, für sich allein, nicht gleich den übrigen rentirte?

Anforderung berechtigen könnte, daß derselbe, außer dem, was er für die Befriedigung des Bedürfnisses und die Erhöhung und Belebung der Industrie leistet, noch baare Geldüberschüsse zu den Staatskassen abliefern müßte.

Dennoch aber ist bekannt, daß, bisjetzt wenigstens, in allen Staaten an den Bergbau diese Anforderung gemacht wird. Es dürfte daher die Fortsetzung dieser Untersuchung vielleicht nicht ohne alles Interesse seyn, indem wir gegenwärtig einen Versuch zur Beantwortung der Frage machen wollen: „ob der Staat überhaupt wohl daran thue, wenn er, außer den gar nicht zu berechnenden Vortheilen, welche der Bergbau durch die Gewinnung der im Innern der Erde verborgen liegenden Urproducte dem ganzen Staatsleben an und für sich gewährt, denselben obendrein zu einer Quelle des Gewinns für die Staatskassen machen will."

Sollen nämlich durch den Bergbau baare Geldüberschüsse zu den Staatskassen abgeführt werden, so wird solches nicht anders bewirkt werden können, als indem

1) die gewonnenen Producte, noch über den Selbstkostenpreis hinaus, dem Bedürfniß und der Industrie überlassen, und also mehr oder minder mit einer indirecten Steuer belegt werden; und

2) daß man auch das Ausland, so viel nur immer möglich, an den gewonnenen Schätzen des Mineralreichs Antheil nehmen läßt.

Was den ersten Punkt betrifft, so glauben wir nicht, daß wir nöthig haben, das Nachtheilige dieser Maaßregel weitläuftig aus einander zu setzen. Mögen

allerdings bei der Ausübung des Bergwerks-Regals nie die Bedrückungen und selbst Grausamkeiten Statt gefunden haben, die z. B. früherhin in Frankreich durch die Salzpacht (Gabelle) veranlaßt wurden, und welche durch das Salz-Regale in vielen Ländern mehr oder minder noch Statt finden; aber wenn es als erwiesen angenommen werden kann, daß die wichtigste Kraft des Staats in dem größtmöglichen Flor seiner Industrie und seines Kunstfleißes besteht: sollten wir wirklich eine Maaßregel als weise und zweckmäßig preisen können, wodurch gerade Das, was eben der Industrie und dem Kunstfleiße den hauptsächlichsten Stoff zu ihren ferneren Arbeiten darbietet, gleich bei seinem ersten Ursprunge über die Gebühr vertheuert wird? Unsere neuesten Lehrer der Staatswirthschaft sind einverstanden, daß man selbst die Posten nicht als eine für die Finanzen zu benutzende Anstalt behandeln solle, bloß weil durch diese Einnahme das Verkehr unter den Staatsbürgern erschwert wird; kann nun aber hierdurch dem Staatsleben so viel Nachtheil entstehen, als ihm nothwendig daraus erwachsen muß, wenn die Industrie und der Kunstfleiß gleich das rohe Materiale zu einem viel höhern Preise bezahlen müssen, als es die auf die Production desselben verwendeten Kosten erfordern? Wer kann berechnen, welcher Nachtheil und welche Lähmung dem Staatsleben dadurch gerade in vielen seinen empfindlichsten Theilen zugefügt wird!

Ueberdies, in welchem, wir möchten fast sagen, unvortheilhaften, Lichte erscheint hier die Regierung, wenn sie, nicht zufrieden mit dem Bewußtseyn, durch die För-

derung und erste rohe Bearbeitung der im Innern der Erde verborgen liegenden Urproducte dem ganzen Staate und seinen Bewohnern das Mittel zu kräftigem Leben und Gedeihen an die Hand gegeben zu haben, nun noch obendrein den speculirenden und fein berechnenden Kaufmann machen will, dessen Beruf es freilich erheischt, seine Waaren zu den möglich-höchsten Preisen auszubringen, um aus ihnen den größesten Gewinn zu ziehen! Ja, wir möchten hier nicht bloß bei dem Nachtheiligen stehen bleiben, sondern möchten geradezu behaupten, es sey hart und zum Theil grausam von der Regierung, wenn sie vieles von dem, was die Natur, ohne alles Zuthun des Menschen zu seiner Entstehung, als freies Geschenk für Jedermann hinlegte, ohne Noth den Staatsbürgern vertheuert, und namentlich von der ärmern Klasse zu einem höhern Preise bezahlen läßt, als die Nothwendigkeit erfordert. Was würde man von einer Regierung denken, die, da die Natur in den wenigsten Ländern reines, frisches Trinkwasser frei offen hat fließen lassen, jetzt nicht zufrieden, Brunnen zu graben, und die zur Anlage und zur Unterhaltung derselben nöthigen Kosten von den Land- und Stadtbewohnern zu erheben, nun obendrein noch eine Steuer auf das Wasser selbst legte! oder die, wenn es darauf ankäme, Sümpfe und Moräste auszutrockenen, um den Bewohnern eines Landes frische, gesunde Luft zu verschaffen, nicht bloß die zur Austrocknung erforderlichen Kosten aufbringen ließe, sondern nun die frische Luft selbst besteuerte! Sind aber die von der Natur erzeugten Mineralien weniger Gemeingut, und zum Leben und zum

Wohl der Gesellschaft weniger unentbehrlich, als frisches, reines Trinkwasser und reine gesunde Luft? Und haben wir also Unrecht, wenn wir es als eine Härte unserer Regierungen ansehen, daß sie viele dieser Mineralien oft über alle Gebühr vertheuern, und das Leben und die Möglichkeit der Existenz Einzelner dadurch erschweren und auf mannigfache Weise mühselig machen?

Doch hierin haben wir, ohne weitere Auseinandersetzung, die neuesten staatswirthschaftlichen Schriftsteller auf unserer Seite, indem sie uns ohne Mühe zugeben, daß die Producte des dritten Reiches der Natur weder als Regalien betrachtet, noch mit einer indirecten Steuer belegt werden sollen. Denn es kann von den Nachtheilen, sowohl der Regalien, als auch der letztern Art von Steuererhebung, Niemand mehr überzeugt seyn, als sie. Dafür aber sollen, ihrer Meinung nach, Bergwerke, gleich Aeckern, Wiesen, Forsten und andern Grundstücken, mit zu derjenigen Steuer angezogen werden, die, nach ihnen, die einzig wahre und natürliche Steuer ist: die Grundsteuer. — Wir wollen uns über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser ganzen Theorie der Steuererhebung hier nicht weiter auslassen; aber, was wir billig tadeln müssen, ist, daß von diesen Schriftstellern häufig die heterogensten Dinge für Eins genommen und fortdauernd mit einander verwechselt werden. Wir haben uns schon bei einer andern Gelegenheit über den Leichtsinn und die Oberflächlichkeit ausgelassen, womit namentlich Bergwerke mit den auf der Oberfläche der Erde befindlichen anderweitigen Grundstücken für Eins genommen und mit diesen in gleiche

Klasse gestellt werden. Das geschieht nun auch hier, wo gefordert wird, daß Bergwerke einer gleichen Grundsteuer, wie die übrigen Grundstücke, auf welchen Naturproducte des Thier- und Pflanzenreiches gewonnen werden, unterworfen seyn sollen. Wenn nämlich jene Theoretiker den Satz aufstellen, daß alle Steuern, ohne Unterschied, am Ende auf Grund und Boden fallen, und allein von dem Grundeigenthümer getragen werden müssen: so kann man ihnen dies ohne Bedenken zugestehen. Denn es dürfte sich zuletzt gegen jenes Raisonnement, daß jeder andere Arbeiter, jeder Kaufmann und Fabrikant, wegen der Abgaben, die er bezahlt, den Lohn seiner Arbeit und den Preis seiner Waaren nothwendig erhöhe, daß aber der Oekonom auf keine Weise Steuern, die er bezahlt, auf den Preis seiner Producte schlagen könne — nichts einwenden lassen. Wenn nun aber die Gründe, womit dieses Raisonnement unterstützt wird, auch auf Bergwerke ausgedehnt werden, und man aus eben diesen Gründen will, daß auch sie der Grundsteuer unterworfen werden sollen: so erscheint dasselbe in seiner gänzlichen Nichtigkeit und Blöße. Man sagt nämlich: der Oekonom, oder der Gewinner von Naturproducten, könne aus dem Grunde auf keine Weise Steuern, welche er bezahlt, auf den Preis seiner Producte aufschlagen, weil sein Vorrath durch den Reichthum seiner Ernten, nicht durch seine Willkür, bestimmt werde. Darum müsse er immer den Preis nehmen, welchen der Markt festsetzt. Der Arbeiter und der Kaufmann könnten selbst die Menge des Vorraths ihrer Fabrikate und ihrer Waaren bestimmen; aber der Oekonom

habe keine willkürliche Einwirkung auf die Größe seines Vorraths; die Witterung vielmehr bestimme sie, nicht irgend eine Bestellung von Kunden: er könne also auch durchaus nicht den Preis seiner Producte bestimmen, und es sey folglich unmöglich, daß er die von ihm erhobene Steuer je wieder auf den Preis seiner Producte aufschlagen könne; und sonach sey es klar, daß, da jeder Arbeiter und Kaufmann für seine Steuern die Preise aufschlage, der Landmann aber dies nicht könne, alle Steuern einzig und allein von ihm getragen werden müßten.

Wie gesagt, es wird sich in Hinsicht des Besitzers von Grundstücken auf der Oberfläche der Erde, mögen diese nun in Aeckern, oder in Gärten, Wiesen, Wäldern u. s. w. bestehen, nichts gegen dieses Raisonnement einwenden lassen. Aber sobald dasselbe auf die Producte des dritten Naturreiches bezogen wird: wie kann doch hier nur die geringste Vergleichung Statt finden! Zugegeben, daß bei dem Landbau die Hauptsache von der mehr oder minder günstigen Witterung abhängt, und daß kein Gutsbesitzer zur Zeit der Bestellung auch nur mit Wahrscheinlichkeit auf den Ertrag schließen kann, noch die Bestellung von Kunden und das Bedürfniß irgend einen Einfluß auf denselben haben: was hat dies alles mit dem Bergbau gemein! Wornach anders richtet sich denn das Quantum der Förderung, als nach dem Bedürfniß, und wie hätte man es denn hier — vorausgesetzt, daß nur die Natur nicht plötzliche Hindernisse in den Weg legt — bei vielen Werken, wenigstens auf eine Reihe von Jahren, nicht gänzlich in seiner Gewalt, so viel zu fördern, als man

nur

nur immer wollte? — Hiernach würden ja aber Bergwerke nicht in die Kategorie von Grundeigenthum, sondern von Fabriken gehören, „wo der Eigenthümer selbst die Menge des Vorraths seiner Fabricate bestimmt." — Doch abgesehen hiervon: wonach soll denn die Feststellung der Grundsteuer bei Bergwerken geschehen? Es klingt allerdings herrlich, wenn es heißt: „Die Grundlage der sämmtlichen Grundsteuer ist eine genaue Vermessung und Abschätzung der sämmtlichen Grundstücke und ihres rohen und reinen Ertrages. Letztere muß nach Verlauf einer gewissen Reihe von Jahren immer von neuem geschehen, um die Zunahme oder die Abnahme des Ganzen oder des Einzelnen zu wissen." Aber, wenn die richtige Veranlagung dieser Steuer überhaupt zu den schwierigsten Aufgaben gehört: wie soll diese Vermessung, diese Abschätzung unter der Oberfläche der Erde nur mit einiger Sicherheit geschehen, oder welchen Maaßstab will man bei Ausmittelung des Ertrages anwenden, da nichts in der Welt dem Wechsel mehr unterworfen ist, als die Ausbeute, die der Bergbau gewährt! — In solche Widersprüche verwickelt man sich, sobald man Dinge vermengt, die ihrer Natur nach nicht zusammen gehören *).

---

*) Das fühlte man in einem gewissen Staate, bei Veranlagung dieser Steuer, sehr gut. Um daher allen Inconvenienzen zu entgehen, setzte man fest, daß Bergwerke nur nach Maaßgabe der Oberfläche des Erdreiches, welches durch den Bau benutzt würde, und nach dem für die umliegende Gegend angenommenen Ertrage, veranlagt werden sollten.

Aber sollen denn von Bergwerken gar keine Steuern erhoben werden?

Wir haben uns hierüber bereits geäußert, und äußern uns hier nochmals auf das Bestimmteste darüber, daß, unserer Ansicht nach, allerdings von Bergwerken gar keine Steuer erhoben werden sollte. Die Güter des dritten Naturreiches sind Gemeingut, so gut wie die Luft, die wir einathmen, und das Wasser, welches wir trinken: eins wie das andere hat die Natur dem Menschen, ohne alles sein Zuthun, zum freien Geschenke gemacht; er kann zu ihrem Hervorbringen nicht das Geringste wirken. Nicht zu rechtfertigen bleibt es daher von den Regierungen, wenn sie diese, dem Menschen zu seiner Existenz unentbehrlichen, Gaben der Natur ohne Noth vertheuern, und sich nicht mit den anderweitigen, gar nicht zu berechnenden, Vortheilen begnügen, welche durch ihre Gewinnung für das ganze Staatsleben erreicht werden.

Aber, wird man hieraus folgern, so sollte billig auch der Privateigenthümer von Bergwerken keinen Zehnten noch anderweitige Abgaben entrichten. — Hierauf haben wir nur zu antworten, daß, wenn es gleich, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, der Concurrenz wegen, wünschenswerth bleibt, daß auch Privatpersonen die Theilnahme am Bergbau gestattet ist, dennoch der Staat letztern den Bergbau, da er ihnen denselben doch nie anders als unter sorgfältiger Aufsicht anvertrauen kann, lieber gar nicht überlassen sollte (so wenig wie der Staat, um die Gesellschaft nicht zu gefährden, Privatpersonen das Prägen von Münzen erlaubt) *), weil offen-

*) Auch bei den Münzen begnügt sich ja jede aufgeklärte Re-

bar das ganze Geschäft sich nicht für die Privatindustrie eignet. Es würden aber auch Privatpersonen von selbst sich nicht damit befassen, sobald der Staat den ganzen Bergbau nicht als eine Quelle des Gewinns für die Staatskassen, sondern als das betrachtete, was er seiner Natur nach einzig und allein seyn soll. Thäte der Staat dies Letztere, und wollte er nicht, außer dem gewonnenen Product, noch obendrein die Staatskassen dadurch bereichern: welcher Gewinn sollte alsdann für den Privatbesitzer noch Statt finden können! Wie der Staat, so würde auch dieser die geförderten Producte zu dem Selbstkostenpreise debitiren müssen: ja, da der Privatmann nothwendig das Grundkapital mit in Anschlag bringen muß, so entstände wohl noch obendrein offenbarer Schaden für ihn; und es folgt also von selbst, daß unter solchen Umständen Privatpersonen sich wohl hüten würden, ihre Kapitalien auf den Bergbau anzulegen.

Doch wir haben, außer dem Angeführten, einen ganz andern Nachtheil noch nicht in Anschlag gebracht, der nothwendig entstehen muß, so wie die Regierung, außer dem Ersatze der Selbstkosten, noch ein Mehreres aus den Bergwerken ziehen will; und das ist der Widerspruch, in welchen alsdann die oberste Bergwerksbehörde nothwendig mit sich selbst versetzt wird. Einzig und allein nur zu dem großen Zweck vorhanden, dafür zu sorgen, daß der Betrieb der Bergwerke dem Bedürf-

---

gierung mit dem bloßen Schlagschatz, als den Fabricationskosten, ohne weiteren Vortheil für die Staatskassen.

nisse der Gesellschaft angemessen, und zugleich den Regeln der Bergbaukunst und Wissenschaft vollkommen gemäß geleitet werde, eben damit die Gesellschaft wegen der möglich-längsten Dauer derselben gesichert sey, hat sie im Grunde keine andere, als eine reinwissenschaftliche Bestimmung, fern von jeglicher andern Kunst des Staatsmannes, und am weitesten von der des Financiers. Nun aber macht der Staat auch an den Bergbau die Anforderung, er solle zu seinem erforderlichen Geldbedarf mit beitragen und die Staatskassen mit füllen helfen. Mögen auch Bergwerke die mißlichste und unsicherste Quelle des öffentlichen Einkommens bleiben, und am wenigsten eine nur einigermaaßen sichere Berechnung im Voraus zulassen *): — so wie von andern Zweigen der Staatseinkünfte, so wird auch von den zu erwartenden Bergwerksrevenüen durch sogenannte Etats oder Budgets

---

*) Man denke nur an den einzigen Umstand, daß, der Natur der Sache nach, der Ertrag eines jeden Bergwerks mit der Zeit immer mehr und mehr abnehmen muß, indem theils die Natur selbst allmählig immer mehr erschöpft wird, theils die Betriebskosten, wegen des nach und nach eintretenden Tiefbaues und der größern Wasserhaltungskosten, immer bedeutender werden. Wem fallen hierbei nicht die reichsten Gruben der Welt, die Gold- und Silberminen Peru's, ein! — Sodann aber, wie viel ist bei dem ganzen Ertrage eines Werks, wie die Lage der Dinge gegenwärtig ist — der andern Zufälligkeiten gar nicht zu erwähnen — von den Handels Conjuncturen, oder von dem größern oder mindern Flor, von dem Steigen und Fallen der Kultur und Industrie in einem Lande abhängig! — Kann man mithin, wenn man, nach dem Ausspruche des verewigten Struensee, berechtigt ist, Etats oder Budgets überhaupt für eine Art von Poesie zu halten, Bergwerks-Etats wohl für etwas Anders, als die Poesie der Poesieen ansehen?

die Summe festgestellt werden, welche aus dem Ertrage des Bergbaues zu den Staatskassen fließen soll, und der obersten Bergwerksbehörde aufgegeben, diese Etats zu verwirklichen und das fixirte Geldquantum zu beschaffen. Was bleibt nun der obersten Bergwerksbehörde übrig? So lange sie gewissermaaßen das Monopol in einem Lande hat, und allen mineralischen Producten des Auslandes, sobald sie im Lande selbst erzeugt werden, der Eingang verboten ist, wird sie sich unstreitig zu helfen wissen und die Debits-Preise erhöhen. Aber setzen wir den Fall, jenes Monopol werde aufgehoben, und den Erzeugnissen des Auslandes der freie Eingang erlaubt. — Jetzt stehen ihr nur noch zwei Wege offen: entweder, daß sie Gleiches mit Gleichem vergilt, und nun auch das Ausland, so viel möglich, an den gewonnenen Schätzen des Inlandes Antheil nehmen läßt; oder daß sie auf den sogenannten Raubbau ausgeht, und die in der Erde verborgen liegenden Urproducte an denjenigen Punkten zu fördern sucht, welche die wenigsten Betriebskosten verursachen.

Was den ersten Punkt betrifft, so möchte das eine ganz eigene Untersuchung verdienen, ob es recht gehandelt sey, wenn überhaupt beim Bergbau nicht bloß auf das Bedürfniß des eigenen Staats gesehen, und diesem gemäß die jährliche Förderung veranschlagt wird; sondern wenn man ohne weitere Rücksicht und unter allen Umständen auch dem Auslande einen Kaufplatz zur Versorgung mit den im Lande gewonnenen Mineralien eröffnet. Wir wollen hier gar nicht anführen, zu welchen verkehrten Maaßregeln Regierungen zur Zeit der Geld-

noch in dieser Hinsicht verleitet sind, wo man wohl gesehen hat, daß, während die eigenen Unterthanen die bergmännischen Producte zu den einmal angesetzten hohen Preisen einkaufen müssen, die Bewohner fremder Staaten sie zu den möglich-wohlfeilsten Preisen erhielten, und wo die Werke von ihren Beständen in kurzer Zeit so entblößt wurden, daß man sich genöthigt sah, zur Deckung der fernern Betriebskosten, die eisernen Bestände in den Magazinen anzugreifen. Aber wenn wir das Einzige erwägen, daß diese unterirdischen Schätze nothwendig mit der Zeit ein Ende nehmen müssen, und daß mithin die stärkste Aufforderung dazu vorhanden ist, mit weiser Mäßigung und Sparsamkeit zu Werke zu gehen: sollte es recht seyn, wenn hier schonungslos im Innern der Erde gewühlt, und von diesen Producten so viel zu Tage gefördert wird, als der Absatz in und außer dem Lande nur immer gestatten will? Meint man aber, dies gebe zu leeren Besorgnissen Veranlassung, und es werde an dergleichen Mineralien einem Lande eben so wenig fehlen, wie, trotz allem Holzverbrauche, bis jetzt keine eigentliche Holznoth eingetreten ist: so wollen wir hier nur die beiden Beispiele Spaniens und Englands anführen. Spanien war, nach den übereinstimmenden Nachrichten der Alten, einst das silberreichste Land der Erde. Auch Gold, Zinn und Eisen ward dort in großer Menge gefunden. Namentlich war, um das Silber zu gewinnen, nicht ein künstlicher Bergbau nöthig: das Silbererz lag vielmehr zu Tage, und man brauchte bloß Schürfe zu machen, um dasselbe in großer Menge zu gewinnen. Kurz, Spanien gab in jenen äl-

testen Zeiten das vollkommenste Gegenbild zu dem Peru der neuern Zeit. Und welches Bild stellt Spanien in dieser Hinsicht in unsern Zeiten dar, nachdem Phönizier, Karthager, Römer und Mauren diese Schätze schonungslos dem Schooße der Erde entrissen haben! Mag Spanien noch Mineralien in Menge enthalten, und käme es vielleicht nur auf eine neue Belebung des seit der Entdeckung Amerika's gänzlich vernachlässigten Bergbaues an, um seinen Bewohnern alle die Vortheile wieder zu Theil werden zu lassen, die ein lebhaft und kunstgerecht betriebener Bergbau nothwendig jedem Lande gewähren muß; so sieht doch ein jeder ein, daß in Hinsicht der Ausbeute an edlen Metallen Spanien nie wieder einen Vergleich mit jenen früheren Zeiten aushalten wird. Ein vielleicht noch traurigeres Beispiel wird aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, England unsern Nachkommen liefern. Es ist nämlich bekannt, daß Englands ganzes Fabrikwesen, und mithin die Hauptquelle seines Wohlstandes, auf den unermeßlichen Schätzen von Brennstoffen beruhet, welche die Natur im Innern seines Bodens niedergelegt hat. Nun ist aber, den glaubhaftesten Nachrichten zufolge, noch ehe 300 Jahre werden verflossen seyn, menschlichem Ansehen nach, diese Quelle des Wohlstandes verstopft, indem alsdann diese unermeßlichen Steinkohlenlager erschöpft seyn werden. Und wodurch? Nicht bloß, weil die Consumtion im Innern des Landes selbst alljährlich ungeheuer ist, da, um das einzige London zu versorgen, nicht weniger als 666 Schiffe und über 6000 Matrosen in steter Bewegung sind; sondern weil außerdem jährlich für mehr als drei

Millionen Thaler Steinkohlen in das Ausland wandern, indem selbst die Bewohner der Antillen und die nordamerikanischen Seestädte englische Steinkohlen brennen, da sie dort wohlfeiler sind, als das Holz ihrer unermeßlichen Wälder, welches der Landtransport vertheuert. Was aber wird aus England und seinem ganzen Handels-Systeme werden — falls nach 300 Jahren überhaupt noch von einem solchen die Rede seyn wird —, wenn diese Schätze erschöpft und England genöthigt seyn sollte, dasselbe Brennmateriale, welches es jetzt seinen Manufacturen und Fabriken zu spottwohlfeilen Preisen liefern kann, aus dem Auslande zu beziehen! Doch, wie gesagt, dieser Punkt erfordert eine ganz eigene Untersuchung, und wir behalten uns vor, darüber in Zukunft vielleicht unsere Ideen vollständig an den Tag zu legen. Aber wichtiger, als selbst diese rücksichtslose Förderung, bleibt jener Raubbau, zu dem auch die einsichtsvollste und redlichste Bergwerksbehörde mit der Zeit nothwendig kommen muß, wenn sie, geengt und bedrängt von allen Seiten, und um den Vorwürfen von oben herab zu entgehen, am Ende kein anderes Mittel übrig sieht, den steten Anforderungen nach Ueberschüssen zu genügen, als die einzelnen Werke da anzugreifen, wo es mit den wenigsten Umständen und mit den geringsten Kosten verknüpft ist *). Mag sie auch

*) Eine Art Raubbau findet selbst gegenwärtig Statt, indem jedes Werk nur so lange gebauet wird, als die Betriebskosten an Materialien und Arbeit das Förderungs-Quantum, nach den bestehenden Debits-Preisen zu Gelde gerechnet, nicht übersteigen.

überzeugt seyn, daß vielleicht mehrere Werke in kurzer Zeit auf solche Weise gänzlich zu Grunde gerichtet werden, und der Gewinn dadurch der Gesellschaft für alle Folgezeit entzogen wird: sie mag sich sträuben, so lange sie will, endlich muß sie zu dem, leider in unsern Tagen nur zu gewöhnlichen, Grundsatz hingeführt werden: Εμῦ θάνοντος γαῖα μιχθήτω πυρὶ! *); zumal, wenn ihr durch ein solches Verfahren von der obersten Finanzbehörde wohl noch obendrein, wegen der alsdann richtig abgeführten Ueberschüsse, Lob und Ehre ertheilt wird. Denn wer ist im Stande, in technischer Hinsicht ihr Verfahren zu beurtheilen!

Daß nun obendrein unter solchen Umständen an Vervollkommnung des Bergbaues selbst nicht zu denken ist, bedarf keines Beweises. Denn wie sollten dazu noch Fonds übrig bleiben, oder zu außerordentlichen Versuchen, Remunerationen für neue Entdeckungen u. s. w., noch Gelder bewilligt werden! Mag auch dadurch Muthlosigkeit und Schlaffheit unter den Officianten bewirkt, mag dadurch ein offenbares Verschlechtern der Knappschaften zu Wege gebracht werden, indem bei erstern durch alle

---

Wo die Gesellschaft als Unternehmer des Bergbaues besteht, sollte diese Ansicht nicht Statt finden. Wie zum Theil schon unsere gegenwärtige Generation, so werden noch mehr unsere Nachkommen genöthigt seyn, Baue, welche die Altvordern verlassen haben, weil sie die Betriebskosten nicht mehr für gedeckt hielten, von Neuem wieder aufzunehmen.

*) Zu deutsch: Was soll es uns kümmern, was nach unserm Tode geschieht, und wie es unsern Nachkommen geht! bleibt nur die Welt, so lange wir leben, stehen, und haben nur wir genug!

ihre Bemühungen zur Verbesserung des Betriebes — und wo ist denn wohl das stete Fortschreiten der Kunst und Wissenschaft nothwendiger, als beim Bergbau! — kein hinreichender Lohn und Dank mehr einzuernten; bei letztern aber eben so wenig an eine Verbesserung ihres armseligen Zustandes zu denken ist *). Alle diese nachtheiligen Folgen werden sich freilich nicht auf einmal zeigen; aber nothwendig müssen sie später oder früher da eintreten, wo man alle andere Rücksichten bei Seite setzt, oder doch zur Nebensache macht, und den Bergbau nur als eine Fundgrube für die Finanzen betrachtet, und baare Geldüberschüsse als das höchste Ziel ansieht, welches man durch ihn zu erstreben suchen muß.

Doch wir sind es müde, so reichlichen Stoff wir auch noch vor uns haben, dies Gemählde weiter auszuführen. Wie wir den Gegenstand auch fortwährend betrachten mögen, immer scheint es uns, als könnten unter den gegebenen Umständen nie andere Resultate zum Vorschein kommen, und als sollten daher Regierungen, um hier alle Mißgriffe zu vermeiden, Ein- für

---

*) Ohne hier specielle Beispiele anzuführen, werden gewiß alle Bergwerks-Officianten darin mit uns einstimmig seyn, daß, seitdem man in einigen Ländern den Bergleuten die ihnen sonst bewilligten Freiheiten mehr oder weniger genommen hat, theilweise eine Verschlechterung dieser so respectablen Klasse von Staatsbürgern eingetreten ist. Man hätte das schon aus christlicher Menschen- und Nächstenliebe nicht thun sollen. Denn, wahrlich! betrachtet man den kärglichen Lohn des Bergmanns, und sieht sein schweres, saures Tagewerk: so ist unstreitig das Loos der Baugefangenen und Galeerensklaven — das einzige Gefühl der Freiheit abgerechnet — gegen sein Loos auf manchen Gruben, glücklich zu preisen.

allemal auf baare Geldüberschüsse Verzicht leisten, und den großen Werth des Bergbaues in nichts Anderes setzen, als worein er seiner Natur nach gesetzt werden muß, nämlich in die gar nicht zu berechnenden Vortheile, die er an und für sich durch die höchste Belebung und Vermehrung der Industrie dem ganzen Staatsleben gewährt.

Indeß wir sind auf der andern Seite auch im Voraus überzeugt, daß durch alles Raisonnement über diesen Gegenstand, und so sehr uns der Unbefangene bei sich Recht geben mag, für den gegenwärtigen Augenblick nichts zu erreichen steht. Gold scheint bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in fast allen Staaten Europa's das Hauptbedürfniß und das Losungswort zu seyn, und alle Künste des Financiers werden also nur darauf hingerichtet seyn müssen, die größtmögliche Summe dieses Metalls in die Staatskassen zu fördern. Wir mögen unsere wahre Meinung hierüber nicht auslassen, so schicklich vielleicht auch der Ort dazu wäre, unsere Ideen über Staatseinnahmen und Staatsausgaben an den Tag zu legen *). Aber wenn denn doch das ein-

*) Es ist unstreitig eine herrliche Sache um das Gold, und die weisesten Regenten sind zu aller Zeit darauf bedacht gewesen, ihren Staaten stets die erforderliche Quantität dieses Metalls zu erhalten, und auch wohl für den Nothfall einen angemessenen Schatz zurückzulegen. Wer weiß aber nicht, daß sie zu gleicher Zeit für etwas ganz anderes nebenbei sorgten, was am Ende doch die Quelle aller wahren Staatskraft und alles wahren Staatslebens seyn möchte; und das ist größtmögliche Beförderung von Industrie, Handel und Gewerbe aller Art. Hätte Friedrich Wilhelm I., des noch größern Friedrichs großer Vater, zu gleicher Zeit nicht auch dafür Sorge getragen: er würde trotz der Sparsamkeit,

zige Dichten und Trachten dahin gerichtet seyn soll, Geld herbei zu schaffen, und die Staatseinkünfte zu erhöhen, und wenn mit Recht oder mit Unrecht auch der Bergbau hierzu benutzt werden soll: warum geschieht nun nicht alles, was geschehen muß, um diesen Zweck zu erreichen! Warum verfährt man denn vielmehr in mancher Hinsicht nach Art der Wilden, die, um zum Genusse der Früchte zu gelangen, sich nicht begnügen, den Baum zu erklettern, sondern die ohne Schonung den Stamm selbst umhauen! Ja, warum geht man in mancher Hinsicht noch über die Thorheit der Wilden hinaus, und verlangt von dem umgehauenen Stamm, daß er fortwährend die Früchte tragen solle, womit er als festgewurzelter, wohlgearteter Baum seinen Besitzer erfreute! — Sollen Bergwerke für die Staatskassen einen baaren festgesetzten jährlichen Geldüberschuß abwerfen, so haben wir eben gezeigt — vorausgesetzt, daß nicht beim Betrieb selbst Verschwendungen Statt finden, oder daß man auf den Ruin der Bergwerke losarbeitet —, daß dies nicht anders geschehen kann, als wenn die Regierung sich das Monopol mit dem Handel der Bergwerks-Producte im eigenen Lande vorbehält, und wenn sie diesen Producten einen möglichst großen Absatz im Auslande zu verschaffen weiß. Nun ist aber bekannt,

---

die er in allen Zweigen der Verwaltung einführte, und trotz der Schätze, die er aufhäufte, schlecht für das Glück seiner Unterthanen gesorgt haben; so wenig wie in unsern Tagen ein gewisses Ländchen glücklich zu preisen seyn dürfte, dessen Fürst die Sparsamkeit selbst ist, und wo es doch nur eines flüchtigen Blickes bedarf, um das Loos seiner Unterthanen nichts weniger als beneidenswerth zu finden.

wie gegenwärtig in mehreren Staaten das System des freien Handelsverkehrs allmählig immer mehr die Oberhand gewinnt. Wir sind weit entfernt, das Vortreffliche dieses Systems in der Theorie läugnen zu wollen, und preisen im Voraus die Zeiten glücklich, wo, bei naturgemäßen Staatsbegränzungen, naturgemäßen Verfassungen und naturgemäßer Industrie eines jeden Volkes, dasselbe seine allgemeine Anwendung finden wird. Aber eben so fest sind wir auch davon überzeugt, daß, so lange diese Bedingungen fehlen, die Anwendung dieses Systems, in einem einzelnen Staate zur Ausübung gebracht, und das vollends plötzlich, nachdem dieser Staat vielleicht viele Jahre hindurch gerade das entgegengesetzte System befolgt hat, zu den ärgsten Mißgriffen gehört, und nichts anders, als Unglück und Elend sonder Gleichen, zu Wege bringen kann.

Auch im preussischen Staate scheint jenes gepriesene System des freien Handelsverkehrs immer mehr die Oberhand gewinnen zu wollen. Aber warum will man vor allen den preussischen Staat den Gefahren einer solchen plötzlichen Umwandlung aussetzen? Es ist bekannt, wie England durch seine Zollgesetze unsern Erzeugnissen, so gut wie ganz und gar, den Eingang bei sich verbietet; Holland und Frankreich haben uns ihre Gränzen gesperrt; Rußland erschwert auf andere Weise die Ausfuhr unserer Fabrikate: und wir allein scheinen gutmüthig genug, allen Nationen Europa's einen freien Markt bei uns eröffnen zu wollen, so sehr auch der unbefangene Verstand sich gegen diese Anordnung auflehnt,

und so laut alles um Repressalien gegen die Maaßregeln unserer Nachbarstaaten schreiet. „Aber mögen die Völker schreien und einstweilen zu Grunde gehen," so hören wir unsere neuesten Theoretiker ausrufen: „der Erfolg wird einst wohl zeigen, wie Recht alle diejenigen Staaten gehabt haben, die unserm System unbedenklich gefolgt sind, und daß nichts unseren Ideen zu widerstehen vermag." — Nun, in Gottes Namen denn! So möge in jenen Staaten eine Anstalt nach der andern dahinstürzen, so mögen Kunstfleiß und Industrie zu Grunde gehen, und mit ihnen auch Bergwerke und Hütten verfallen! Nur wundere man sich alsdann nicht darüber, wenn von den letztern verhältnißmäßig zu den Staatskassen nicht mehr die Ueberschüsse abfließen sollten, welche sie bei ganz anderen Regierungsgrundsätzen würden abgeworfen haben *). Aber, wie das im mensch-

*) Wir erinnern uns, gehört zu haben, daß, namentlich die Bergwerke und Hütten des preußischen Staates zum Theil kaum noch im Stande wären, sich zu erhalten. — Das scheint uns bei weitem zu viel behauptet, und wir sind überzeugt, daß, käme es darauf an, es gewiß ein Leichtes seyn würde, zu beweisen, daß der Werth der geförderten Producte und gefertigten Fabricate im Ganzen bei weitem mehr, als die Kosten deckt, welche das Productions- und Fabrications-Geschäft verursacht. Aber sieht man auf das Einzelne: wie sollten da doch wohl mehrere der Eisenwerke des Niederrheins noch einigen Ueberschuß abwerfen können, da das benachbarte Belgien für die Durchfuhr des Eisens nach Frankreich ungeheure Procente fordert, die Umfuhr aber, durch den geringen Preis und die Natur der Waare, unthunlich gemacht wird! Kann es in Verwunderung setzen, wenn diese Werke, statt Ueberschuß zu liefern, sich vielleicht kaum noch frei bauen, oder wohl gar noch einen jährlichen Zuschuß erfordern, sobald man sie, in Vertrauen auf bessere Zeiten, nicht sogleich zum Stillstand kommen lassen will!

lichen Leben so häufig der Fall ist: man sucht den Grund eines Uebels selten da, wo er eigentlich liegt! — Zu den neuesten Grundsätzen scheint nun auch der zu gehören, daß die Regierungen wohl daran thun, die Bergwerke gleich den Domänen zu verkaufen oder zu verpachten, weil alsdann ein ganz anderer Ertrag von ihnen zu erwarten stehe. Wie nun aber, wenn der vorurtheilsfreie Verstand am Ende auch hier die Oberhand davon trüge, und sich Niemand auf den Kauf oder die Pachtung eines so äußerst waglichen Dinges einlassen wollte? Wer sollte am Ende auch die Kapitalien, welche der Ankauf manches Werkes erfordern dürfte, besitzen? Bis jetzt ist wenigstens, so viel uns bekannt ist, den Bekennern mosaischer Religion der Besitz von Bergwerken nicht erlaubt — und von andern ehrlichen Leuten, wie viele würden da noch anzutreffen seyn, die sich des Besitzes so großer Kapitalien rühmen könnten! Und selbst die schlauen und feinrechnenden Kinder Israels, wir sind überzeugt, auch die würden sich schwerlich auf den Kauf oder die Pachtung von Bergwerken und Hütten einlassen wollen. Wie könnten sie auch in unseren Tagen, wo, bei einem noch nicht hinlänglich befestigten politischen Systeme, eben so wenig an dauerhafte, den Handel betreffende Anordnungen zu denken ist!

Also das Einzige, was übrig bliebe? — Der Staat ließe seine Hütten und Bergwerke gänzlich liegen, und betriebe sie gar nicht, da uns das Ausland Kupfer und Eisen, und was wir sonst an Metallen und anderen Mineralien gebrauchen, unstreitig in Ueberfluß und zu möglichst wohlfeilen Preisen liefern wird! Rühmen jene

Theoretiker doch in Hinsicht der übrigen Fabriken- und Manufaktur-Erzeugnisse keine andere Maaßregeln an, sobald dergleichen Waaren aus dem Auslande wohlfeiler bezogen werden können! Möge denn auch mit der Zeit alle Industrie und, mit ihr, die wahre Kraft der Staaten zu Grunde gehen; mögen Tausende von Arbeitern, welche Fabriken und Manufakturen, und namentlich auch der Bergbau und Hüttenbetrieb, gegenwärtig beschäftigen, und welche Nahrung und Unterhalt dadurch erhalten, brotlos werden, und zum Betteln und zum Auswandern sich gezwungen sehen: was kümmert das, sobald es darauf ankommt, eine einmal festgestellte Meinung zu vertheidigen, oder eine Theorie durchzuführen, die, so wahr sie an und für sich seyn mag, doch durchaus nicht eher zur Wirklichkeit kommen kann, als bis alle die Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, welche ihre Ausführung bei der gegenwärtigen Lage des europäischen Staaten-Systems auch unmöglich machen!

Indeß, ohne uns hier weiter ängstlichen Besorgnissen zu überlassen, wollen wir fest der Weisheit unserer Regierungen vertrauen. Nicht bloß durch die Schule, sondern zugleich durch das Leben im Dienste des Staats selbst ausgebildet, werden sie unstreitig am sichersten zu beurtheilen wissen, was gegenwärtig noth thut, und was das Wohl der ihrer Leitung anvertraueten Völker wahrhaft und bleibend sichert.

Berlin, im Mai 1818.

A. W.

Die keusche brandenburgsche Nonne. Eine historisch = kritische Untersuchung vom Prof. Valent. Heinr. Schmidt in Berlin.

Im ersten Stück des märkischen Provinzialblatts vom Jahr 1818 befindet sich eine Dichtung von L. M. Fouque, überschrieben: „der Lithauerfürst und die brandenburgsche Nonne.“ Hierzu ist von dem Herausgeber des Blattes, Hrn. Prediger Pischon in Berlin, bemerkt, daß sich die Geschichte also verhalte: „Die Lithauer fielen 1326 in die Mark Brandenburg ein, erstürmten auch ein Kloster, und eine Nonne entging ihrer Schändung dadurch, daß sie versprach, ihrem Verfolger einen Zauberspruch zu lehren, wodurch er unverwundbar bliebe. Sie betete: Vater, nimm meinen Geist auf; und der Lithauer, ihrem Versprechen trauend, hieb ihr das Haupt ab. Die Begebenheit hat auch Barbou in einem Gemälde dargestellt.“

Gegen diese Anmerkung erklärte ich mich im dritten Stück des gedachten Blattes, und behauptete: daß die keusche brandenburgsche Nonne ein erdichtetes Wesen sey; daß Raynald, Garcäus, Schütz und Angelus aus dem polnischen Geschichtschreiber

Cromer geschöpft und einer den andern ausgeschrieben habe. Ich bemerkte, daß Aventin die Erzählung nicht habe, ungeachtet er des Einfalls der Lithauer umständlich gedenke, und muthmaßte, daß Cromer, um seine Nation zu schonen, das Böse auf die Lithauer geschoben habe. Ich bemerkte ferner: die berühmten brandenburgischen Geschichtforscher Moehsen und Gercken wüßten nichts davon, und der letzte erklärte es in der allg. deutschen Bibliothek für ein Mährchen. Ich vermißte auch die innere Glaubwürdigkeit, da das Kloster nicht benannt sey, der Lithauer das lateinische Gebet nicht verstanden habe, und seine eigene Schande nicht würde ausposaunt haben. Ich fügte hinzu, daß ein ähnliches Mährchen in Italien bekannt sey, sich in der Novellen-Sammlung des Giraldo Giraldi, der am Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte, befinde, so wie bei Ludovico Domenichi und bei Ariosto. Letzterer habe es benutzt im rasenden Roland, indem Isabella sich auf ähnliche Art den Anträgen des wüthenden Rodomonte entzieht.

Herr Pischon läßt meinem Aufsatz eine Zugabe folgen, und meint, die Sage von der Nonne bleibe dennoch immer eine Geschichte, auch wenn sie erdichtet sey. Ich nehme den Ausdruck Geschichte in der Bedeutung, daß sie wirklich vorgefallene Begebenheiten enthalten soll; Sagen oder Gerüchte sind mündlich fortgepflanzte, oft verfälschte und dann keinen Glauben verdienende Nachrichten. Mir war das Mährchen lange widerlich; er hingegen gesteht, daß er diese Geschichte gern gehört und sich des frommen Mädchens gefreut habe. Ich hatte das Wort widerlich in dem meinen Aufsatz be-

gleitenden, nicht zur Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben gebraucht, und bekenne mich dazu, wenn von der Nonne, als Geschichte behandelt, die Rede ist. Urkunden und glaubwürdige Zeitgenossen sind die sichersten Quellen historischer Wahrheiten. Herr Pischon fragt: „wer erzählt solche Geschichten in Urkunden? —" Gercken hat in seinem cod. diplomatico B. 2 allein 134 Urkunden aus dem Zeitraum der Regierung Ludwigs des Aelteren abdrucken lassen. Kann ein Kloster, das sich einer solchen Heldin rühmte, nicht nach dem Brande wieder erbaut und mit Gütern begnadigt seyn! Dies findet sich wohl in den Urkunden mit Anführung der Ursachen. Schriftsteller aus jener Zeit sind auch vorhanden. Herr Pischon behauptet: Aventins Schweigen beweise nichts; denn er habe den Vorfall nicht wissen können, der sich nur bei den Polen, Lithauern, Preussen und Pommern erhalten habe. Ich führte den Baier Aventin absichtlich an, weil er ein merkwürdiges Actenstück Ludwigs IV. hat, in welchem die Greuel der Lithauer in diesem Streifzuge mit den schärfsten Zügen gezeichnet sind. Sollte eine solche auffallende Schandthat des Lithauers bei dem Hasse der Baiern gegen die Feinde nicht von ihm herausgehoben seyn, um die Gegenparthei desto verabscheuungswürdiger darzustellen? Sollte sich der Vorfall allein bei Polen u. s. w. erhalten haben, ohne daß die Baiern, deren Fürstenstamm kriegte, davon wußten *)? Herr Pischon sagt: die Polen würden ähn-

*) Herr Pischon hat Recht, wenn er behauptet; Aventins Ausgaben sind von Eisner. Ich habe die von 1580 und 1615.

liche Vergehungen kaum abgeleugnet haben. Ich hatte gefragt: sollte der Pole Cromer die Barbareien nicht absichtlich auf die Lithauer geworfen haben, um seine Nation davon frei zu sprechen? Conring urtheilt ja so schon von den polnischen Schriftstellern. „Sie sind," sagt er, „deßhalb verachtet, weil sie, von zu großer Liebe zum Vaterlande verblendet, ihre Angelegenheiten mehr erheben, als Recht ist; Vieles hingegen, was den Nationalruhm herabzuwürdigen scheint, entweder verschweigen, oder darüber hinwegeilen, so daß ihre Glaubwürdigkeit verdächtig wird." Herr Pischon sagt: daß keine Chronik das Kloster nennt, ist nicht auffallend; denn den Namen mögen die Polen und Lithauer wohl nicht gewußt haben, wie ihn die Kosaken von vielen französischen Städtchen nicht wissen mögen. Ich behaupte, wenn sich eine so auffallende Begebenheit in Frankreich ereignet hätte, so würden französische Schriftsteller den Ort und den Namen der Nonne wohl nennen, wenn auch die Kosaken sie nicht sollten angeben können. Wenn eine ähnliche Geschichte, sagt Herr Pischon, in italiänischen Schriftstellern vorkommt, so mag sie dort eine Fabel seyn. Aber er findet so viel Unmögliches nicht darin. Sind doch, fährt er fort, alle Gegenden von Sagen ähnlicher Art voll, von der vor Apoll fliehenden Daphne an, daß doch hier und da Geschichtliches zum Grunde liegen muß. Nach meiner Mythologie ist Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt, und hat sich nicht den

---

Ziegler schrieb zu beiden das Leben Aventins und zu der ersteren noch eine Epistel; daher mein Irrthum.

Kopf abschlagen lassen, um ihre jungfräuliche Ehre zu retten. Herr Pischon traut mancher brandenburgschen Jungfrau das freiwillige Opfer zu, wenn sie zwischen Verlust ihrer Unschuld und den Tod wählen sollte. Ich halte auch fest an Frauenwürde und Tugend; ich spreche aber von geschehenen Dingen, und a posse ad esse non valet consequentia. Herr Pischon sagt: Es kommt gegen die Erzählung kein Zweifel vor, bis auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo man an Allem zu zweifeln anfing. Dies ist unrichtig. Hartknoch zweifelte schon im siebzehnten Jahrhundert an der Wahrheit der Erzählung. Den Ausfall auf die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts übergehe ich; aber Dank verdienen Forscher, Diplomatiker und Kenner der Geschichte, die die Freiheit historischer Untersuchung sich nicht rauben lassen, und lieber zweifeln, als leichtgläubig dem Vorgänger folgen. Schröckh sagt in seiner Einleitung in die Geschichte: Es ist dienlicher, an sonderbaren Erzählungen eine Zeitlang zu zweifeln, als sie sogleich zu glauben. Herr Pischon will mir den Sieg nicht gar zu leichten Kaufs geben, die Nonne vertheidigen, und sie sich als eine liebliche Geschichte jener früheren Zeit nicht nehmen lassen, bis schlagendere Beweise ihn dazu zwingen. Ich verlange den Sieg über Herrn Pischon nicht, weder wohlfeilen noch theuern Kaufs. Siegen soll die Wahrheit. Sie herrscht im Reiche der Geschichte.

Die Liebe zur vaterländischen Geschichte, die ich seit 30 Jahren zu meinem Haupt-Studium machte, veranlaßt mich, diese Erzählung nach Kräften gründlich

zu prüfen. Ich bin mir bewußt, getreu und unbefangen zu Werke gegangen zu seyn, und habe daher nach der Foderung des Herrn Pischon polnische, lithauische, preussische, pommersche Schriftsteller des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts verglichen. Ich war berechtigt, einen alten schlesischen Chronikanten aufzuführen, weil damals Schlesien mit Polen vereinigt war. Die Chronik eines Franzosen aus dem sechzehnten Jahrhundert überging ich nicht, und fast alle von mir zu Rathe gezogenen Schriftsteller entschieden in der Hauptsache gegen mich. Ich würde, wenn ich von der Wahrheit des Vorfalls überzeugt geworden wäre, meinen Irrthum öffentlich eingestanden haben; aber mir blieb erst übrig, die gedachten Schriftsteller genauer zu prüfen, und die Quelle zu erforschen, welcher die brandenburgsche Nonne entströmt ist. Dann mußte ich ferner untersuchen, ob diese Quelle in historischer Hinsicht sich als lauter bewähre. Der erste, der die brandenburgsche Nonne erwähnt, ist Dlugoß. Die Bekanntschaft mit demselben danke ich dem um die brandenburgsche Geschichte unsterblich verdienten Gercken *). Dlugoß lebte im funfzehnten Jahrhundert. Seiner Angabe folgten die Chronikanten und Annalisten des folgenden Jahrhunderts mit mehr oder weniger Abweichung, oder, wie Herr Pischon es nennt, Ausschmückung in den Nebenumständen. So pflanzte sich die Erzählung fort, bis in die neuesten historischen Schriften des Vaterlandes. Woher diese Heldin gekommen ist? wie Herr Pischon

*) Allg. deutsche Biblioth. B. 81. St. 1. S. 169.

fragt, werde ich zuletzt ausmitteln. Dlugoß hat sie auf märkischen Boden verpflanzt. Sie stammt aus Asien.

Um mit Unbefangenheit urtheilen zu können, werde ich vorzüglich die älteren Schriftsteller in aufsteigender Linie anführen. Sie haben fast alle die Erzählung. Von den Neuern erwähne ich nur den geistreichen Historiker und Forscher Schlözer *). Er sagt bei Gelegenheit des Streifzuges der Polen und Lithauer: „Eine Heldenthat übte auf diesem Zuge eine Nonne aus. Ein Lithauer wollte sie schänden. Thränen halfen nichts; aber endlich das Versprechen, das sie dem Soldaten that, ihn fest zu machen, falls er sie verschonte. Zum Beweis, daß ihre Kunst erprobt sey, streckte sie ihm den jungfräulichen Hals dar, und der dumme Lithauer hieb ihr den Kopf ab.“ Man sollte hiernach glauben, daß Schlözer dies als seine Ueberzeugung niedergeschrieben habe; er that aber nichts weiter, als daß er den Kojalowicz **) auszog, ja sogar die Seitenzahlen des Originals an den Rand setzte. Er sagt in den Vorerinnerungen S. 8.: „Für alles, was ich von Lithauen erzähle, muß der Lithauer Kojalowicz haften. Mit andern lithauischen Geschichtschreibern konnte ich ihn nicht vergleichen; dergleichen giebt es nicht; also sind der Anmerkungen sehr wenige.“ Ferner ebendaselbst S. 6.

*) Fortsetzung der allg. Welt-Historie. Th. 50. Halle 1785. S. 64.

**) Historia lituana. P. 1. Dantisci 1650. P. 2.. Antwerpiae 1669. 4.

„Daß ich in der lithauischen Geschichte bloß den Kojalowicz extractweise darlege, und diesem Schriftsteller eine Menge Fehler und Sätze lasse, die unendlich leicht durch ein paarhundert Noten aus Solignac, Pauli u. s. w. hätten können berichtigt, ergänzt und vermehrt werden, wird beim ersten Anblick eine Frage seyn, die ich vorläufig nur mit halben Worten, durch Vorstellung meines Plans, die gesammte nordische Geschichte kritisch und harmonisch zu bearbeiten, beantworten kann." Ferner in der Einleitung S. 22. „Die lithauische Geschichte nehme ich aus dem Kojalowicz, und diesen Schriftsteller liefere ich hier fast ohne Abkürzung." Aus diesen Stellen ergiebt sich unbezweifelt, daß die Erzählung von der Nonne nicht Schlözers, sondern Kojalowiczs Angabe ist, die jetzt der Prüfung unterworfen werden soll.

Der Jesuit Albert Wijuk Kojalowicz, Professor und Prokanzler der Kloster-Akademie in Wilna, gestorben 1677, gab den ersten Theil seiner lithauischen Historie 1650, den 2ten 1669 heraus. Sie ist selten *). Ludewig urtheilt von ihm in der rechtlichen Erläuterung der Reichs-Historie S. 57., „daß er der Lithauer vornehmster Geschicht- und Staatsschreiber sey, der des Stryikowski Historiam Lithuanae, die dieser polnisch geschrieben, in einem so netten und sinnreichen Latein

*) S. Vogt catal. libror. rarior. Hamburg. 1728. p. 338. Kojalowicz ist auch abgedruckt in script. rerum polonicarum, in unum corpus congest. collectore C. T. L. Amsterd. 1698. Tom III. P. 1. Lib. 7., wo die Erzählung von der Nonne sich S. 276 befindet.

habe reden lassen, daß man dieselbe auch nur der bloßen Sprache wegen lesen möchte." Kojalowicz bestätigt dies selbst im Anfange des Buches, und sagt noch, „daß die polnische Schrift Strijkowski's selbst im Inlande, nach Verkauf der Exemplare, fast unterzugehen schiene. Ueberdies wäre sie wegen der polnischen Sprache für Ausländer ohne Nutzen, er habe sie daher übersetzt." Er hat die Erzählung von der Nonne Th. 1. S. 276. Von einem Gebet erwähnt er nichts, wohl aber von einem Geheimniß, das die Nonne lehren wolle, sich gegen jedes Geschoß unverwundbar zu machen. Also ist Kojalowicz nur Uebersetzer. Die Nachricht von der Nonne hat er von Strijkowski.

Matthias Osostewicz Strijkowski, ein geborner Pole, Domherr zu Mjedniki in Schamaiten, ließ 1582 seine polnisch-lithauische Chronik in polnischer Sprache drucken. Dies Buch ist, wie Herr Pischon richtig bemerkt, sehr selten, so daß es selbst Schlözer bei seiner 1785 herausgegebenen lithauischen Geschichte nie gesehen hatte. Da Herr Pischon sich darauf bezieht, so will ich die Angabe desselben, (sie befindet sich S. 406) aus der Urschrift übersetzt, mittheilen. „Es ereignete sich in diesem Kriege eine des Andenkens würdige Begebenheit mit einer gewissen Nonne, welche von einem Lithauer gefangen genommen wurde. Da er ihr Gewalt anthun wollte, so bat sie, ihr diese Schande nicht zuzufügen, indem sie ihm versprach, ihn eine solche Kunst zu lehren, daß er auf keine Art und Weise durch Eisen verwundet werden könnte. Da nun der Lithauer dies gern lernen wollte, reichte sie ihm ihren

ausgestreckten Hals hin, sprechend: Wenn du es nicht glaubst, so versuche vorher deinen Säbel an meinem Halse. Der Lithauer traute ihr, und hieb ihr mit dem sogleich gezogenen Säbel den Kopf ab. Starovolsci *) nennt den Striykowski zwar einen ausgezeichneten polnischen Historiker und Dichter, und erhebt seine elegante Schreibart; aber dennoch ist er ein sehr unsicherer Gewährsmann. Hier ist das Urtheil eines berühmten Geschichtkenners von Engel **). „Striykowski hat die lithauische Geschichte vor Gedimins Zeiten gar sehr entstellt, aus allen chronologischen Fugen herausgebracht, und sowohl mit fabelhaften Alterthumskunden, als mit erdichteten Fürsten, Namen und Generationen beladen.“ Engel beweiset umständlich und mit einleuchtenden Gründen, welcher Anachronismen und Verwirrungen sich Striykowski schuldig gemacht habe; auch bei späteren Begebenheiten, da er als geborner Pole die Irrthümer des Dlugoß, Cromer, Miechowski nachgeschrieben, und die sicherern Führer, die handschriftlichen russischen und lithauischen Annalen, verlassen habe. Von den genannten Vorgängern war Striykowski ganz eingenommen. Er führt sie an den mehresten Orten als seine Führer an. Nach dieser Ansicht nennt er auch im Quellenregister Dlugoß, den Vater der polnischen Geschichte, und Cromern, den Aufklärer derselben. Von diesen seinen benutzten Vorgängern hat er auch die Erzählung von der Nonne.

---

*) S. dessen script. polonic. ἑκατοντὰς No. XXX.

**) Fortsetz. der allg. Welt-Historie. Th. 48. S. 534. f.

Alexander Guagnini, ein geborner Veroneſe, Gouvernör der Feſtung Witepsk, Zeitgenoſſe des Striykowski, geſtorben 1614, gab 1578 eine Chronik der polniſchen Regenten, und 1581 Descriptionem Sarmatiae heraus. In der vor mir liegenden ſeltenen Schrift: Rerum polonicarum, tomi tres. Frankf. 1584. 8. *), hat er bei der Geſchichte des polniſchen Königs Wladislaus III. die Nonne nicht aufgenommen, wo ſie ſich doch ereignet haben ſoll. Dieſer Guagnini iſt ein grober Plagiarius und Abſchreiber des Striykowski. Schlözer ſagt: „Er plünderte den Striykowski bei lebendigem Leibe." Striykowski klagt ſelbſt in ſeiner Chronik den Unverſchämten an, und ſagt, daß ein Italiäner, Gouvernör in Witepsk, ſeine 1573 ausgearbeitete Schrift: Descr. Sarmatiae Europeae habe unter ſeinem Namen abdrucken laſſen. Er bezeugt vor Gott und ſeinem Gewiſſen, daß Guagnini, der ganz unwiſſend geweſen, ihm die Frucht ſeiner Arbeit geraubt, und ein Exemplar ſeiner Schrift mit Veränderung einiger Wörter und Bemerkungen in den Druck gegeben habe.

Ein anderer Zeitgenoſſe Striykowski's iſt Blaiſe de Vigenere, geboren zu St. Pourcain 1523, geſtorben in Paris 1596 **). Er gab 1573 in Quart heraus:

---

*) Baueri bibl. libror. rariorum. 2 P. p. 64. und Engel bibl. libror. rarissimorum I. p. 68. Der Letzte verſichert auch, daß der Verfaſſer der Schrift Striykowski ſey.

**) Ueber ſein Todesjahr ſind die Nachrichten nicht übereinſtimmend. Ich richte mich nach dem Journal Heinrichs IV., wo es heißt, d. 19. Febr. 1596 ſtarb in Paris Blaiſe de Vigenere, 75 Jahr alt.

Les chroniques et les annales de Pologne jusqu'à Henri de Valois. Ich konnte diesen Annalisten, ob er gleich ein Franzose ist, nicht übergehen, da er die Sage von der Nonne ebenfalls aufbewahrt hat. Sie würde, heißt es, den Lithauer ein Mittel oder Recept lehren u. s. w. Darauf habe sie sich gestellt, als wenn sie den Hals mit irgend einem Pulver einreibe, und gesprochen: Hauet dreist zu, u. s. f. Es ist gewiß, daß Vigenere's Annalen aus Johann Herborts polnischer Chronik frei übersetzt sind mit einigen Ausschmückungen, und daß er sie bis auf die Zeiten Heinrichs von Valois fortgesetzt hat. Als Gewährsmann hat er also in der streitigen Sache keine Stimme.

Johann Pistorius, von Geburt ein Hesse, geboren 1546, gestorben 1608, gab in Basel 1582 drei Bände heraus unter dem Titel: Poloniae historiae corpus, darin befinden sich u. a. die Miechowsche Chronik und Guagnini's compend. chronic. Da er nur seine Vorgänger hat abdrucken lassen, so kömmt er hier nicht in Betracht.

Ich führe hier zugleich an Odolrici Raynaldi annales ecclesiasticos. Im 5ten Bande, Lucca, 1750 steht S. 321. die Nonne verzeichnet; daher Raynald auch von Pauli *) als Quelle angegeben wird. Pauli hätte aber, um genauer und gründlicher zu verfahren, nicht den Raynald, sondern Cromern citiren müssen. Jener führt ja selbst Cromern als Quelle in der Randglosse an, und sagt auch im Text: „Cromer erzählt

*) Dessen preussische Staatsgeschichte. B. 1. S. 407.

u. s. f." Raynald kann also ebenfalls nicht als Gewährsmann gelten. Bei beiden Schriftstellern sind die Worte gleichlautend. Ein ähnlicher Abschreiber ist

Stanislaus Sarnicius, von Lips in Roth Reußen gebürtig, Prediger zu Mizwied in Polen. Er gab 1587 heraus: Annales, sive de origine et rebus gestis Polonorum et Lituanorum, und berichtet daselbst S. 307 was wir von der Nonne wissen. Aber wie? so wie es ihm Johann Herbort und Cromer vorgeschrieben haben. Er nahm sich nur die Freiheit, einzuschalten: „Die Nonne sagte, was man thun müsse, (um sich unverwundbar zu erhalten) und that dies zuerst an ihrem Körper."

Joachim Cureus, ein Arzt, geboren in Freistadt in Schlesien 1532, gestorben 1573 schrieb die erste schlesische Chronik *) Er spricht von barbarischen Soldaten ohne die Nation zu bezeichnen, die in's Jungfrauenkloster eingedrungen wäre. Die Nonne redet von einem Zauberspruch, den sie ihn lehren wolle. In der deutschen Ausgabe steht S. 99. „denn ich spreche diesen Segen dafür, den ich darnach sagen und eröffnen will. Der Ungehewer verstund der Jungfrau List nicht. Die Jungfrau knieet nieder, befielt im Herzen ihren Geist dem Sohn Gottes. Da hawet der Landsknecht hin, und hawet ihr den Kopf ab." Ich bin bei den Worten des Originals stehen geblieben, und habe statt Segen Zauberspruch **) gedollmetscht.

*) Annales silesiae. Wittenb. 1571. Die deutsche Uebersetzung ist im J. 1601 erschienen.

**) Munio me hac incantatione, quam postea tibi patefaciam.

Es ist in der That eine traurige Wahrnehmung, von einem Abschreiber auf den andern übergehen zu müssen; allein wir nähern uns gemach nunmehr dem Ursprung der Erzählung, indem wir weiter hinaufsteigen und begegnen dem Zeitgenossen des Cureus.

Johann Herbart *), ein polnischer Senator. Er gab eine polnische Chronik heraus, die mehrere Auflagen, auch eine französische Uebersetzung von Franz Balduin erlebte. Die erste Ausgabe erschien Basel 1571. Er hat nur einen Auszug von Cromer geliefert. Die Legende des keuschen Mädchens findet sich in der gedachten ersten Ausgabe Cap. 9. S. 155. Wörtlich, wie Cromer, auf den ich jetzt komme. Welche unglaubliche Trägheit dieser Buchmacher!

Martin Cromer, Bischof in Wermeland, gestorben 1589, schrieb de origine et rebus gertis Polonorum. Die erste Ausgabe erschien Basel 1555. Die vor mir liegende Ausgabe ist gedruckt in Cölln 1598. Unsere Nonne findet sich darin S. 196. Die deutsche Uebersetzung von Pantaleon trat 1562 in Basel an's Licht.

Ich gehe nun zu der von Herrn Pischon erwähnten pommerschen Chronik des Thomas Kantzow (um 1540) über. Wir treffen unsere Nonne Th. 1. S. 320 nach der Kosegartenschen Ausgabe. Ich kann so bestimmt, wie bei den meisten vorigen Schriftstellern Kantzows Quelle nicht angeben. Der Herausgeber sagt aber, daß Kantzow Auszüge aus ältern historischen

---

*) Starovolsci schreibt ihn Herbort, und Hoppe im Schediasma de script. hist. Polonicae Herburt von Fulstin.

Schriftstellern gesammelt habe. Auch steht S. VI der Vorrede: „Kantzow bemerkt zum öftern am Rande seiner eignen Handschrift, daß er dies oder jenes aus der letzten ihm von Herrn Niklas (Klemtzen) zugeschickten Verzeichniß, oder aus diesem oder jenem Buche, so er hie auf der librey gelesen, genommen habe.“ Einige Randanmerkungen hat Kosegarten in den Text aufgenommen, andere weggelassen, oder dieselben in den angehängten Zusätzen erwähnt. Aelter ist

Matthias von Miechow (Mechow) aus Miechow in Polen gebürtig, gestorben als Canonicus in Krakau 1523. Er schrieb eine chronicam Polonorum. Die älteste Ausgabe erschien in Krakau 1521. Die Erzählung von der brandenburgschen Nonne *) stimmt fast wörtlich mit Dlugoß überein. Von diesem ist sie also entlehnt, und so sind wir endlich gelangt zu dem ersten Geschichtschreiber, der die brandenburgsche Nonne aufgenommen, und wie zuvor gezeigt ist, in Umlauf gebracht hat. Ich übergehe einige minder wichtige und jüngere Schriftsteller, da ich hinlänglich dargethan zu haben glaube, daß die Nachricht von der Nonne ausgeschrieben ist, und auf den Dlugoß hingeleitet werden muß.

Johann Dlugoß, auch Longinus genannt, Domherr in Krakau und zuletzt ernannter Erzbischof in Lemberg, geboren 1415 in Brzeznik, gestorben 1480, ist ein bekannter Schriftsteller. Seine Historia polonica enthält in der neuesten Ausgabe **) zwölf Bücher. Die

*) B. 4. S. 208.

**) Leipzig, bei Gleditsch und Weidmann, 1711. Fol.

ersten sechs Bücher kamen schon 1615 allein heraus. Er hat zuerst die Erzählung von der Nonne, B. 9. S. 990. Sie lautet also: „Eine gewisse Nonne versprach einem Barbaren, um dessen gewaltthätiger Entehrung zu entgehen, daß sie ihn lehren wolle, wenn er ihre Ehre unverletzt erhielte, auf welche Weise er nie durch irgend ein Eisen verletzt werden könne; er werde einen Beweis ihres Versprechens dadurch erhalten, daß er zuerst in ihren Hals hauete. Indem der Barbar dieses vollziehet, u. s. w."

Vor Dlugoß waren noch zwei polnische Schriftsteller, die ich nicht übergehen darf. Der erste ist Vincentius Kadlubko, Bischof in Krakau, gestorben 1226 *). Er kann nicht in Betracht kommen, da er hundert Jahre zuvor gestorben ist. Doch habe ich auch in dieser Hinsicht verglichen die Schrift mit dem Titel: Cadlubko et Martinus Gallus, scriptores historiae Polonae vetustissimi cum duobus anonymis, die Lengnich 1749 in Danzig herausgab. Von unserer Nonne ist darin nichts enthalten. Der Zeitfolge nach schrieb dann Basko eine polnische Historie um das Jahr 1370. Da sie aber nur in der Handschrift **) existirt, so kann ihr Zeugniß nicht angegeben werden. Beide hat Dlugoß benutzt.

Eine wichtige Quelle ist der preussische Chronikant Peter von Dusburg, Priester des deutschen Ordens. Er schrieb nach dem Jahre 1326 Chronicon Prussiae

*) Nach Andern 1223.

**) Vergl. Hartknoch Catal. quorundum script. Polon.

siae *), welches bis zum gedachten Jahre geht, und von einem Unbekannten bis 1445 fortgeführt ist. Dusburg hat im 354. Kap., wo er die Verwüstung der Mark Brandenburg durch die Lithauer schildert, nichts von der Nonne. Da er aber einer edlen Jungfrau erwähnt, um deren Besitz sich zwei Lithauer zanken, und die von einem dritten gespalten wurde, damit ein jeder seinen Theil erhielte, so sagt Hartknoch, sein Herausgeber, in der Anmerkung: „Andere schieben hier eine andere Geschichte ein, und erzählt nun von der Nonne, die sich gesalbt hatte, u. s. w. Weil aber Dusburg und sein Dollmetscher Jeroschin," fährt er fort, „nichts von dieser Sache haben, so können wir argwöhnen, daß aus Irrthum dieser Jungfrau beigelegt werde, was nach den Nachrichten die Jungfrau Euphrasia gethan hat." Nach meinem Urtheil hat der Forscher Hartknoch, auch Herausgeber der preußischen Alterthümer und der preußischen Kirchenhistorie, einen richtigen Blick gehabt.

Simon Grunau **) hat die Erzählung auch, wie schon Herr Pischon bemerkt hat.

Dlugoß bleibt daher allein unser Mann. Bei

*) Der preußische Historiker Hartknoch, Professor in Thorn, gab Dusburgs Chronik 1679 heraus. Sie wurde schon um 1340 in deutsche Verse übersetzt von Nicolaus Jeroschin, darauf von einem Ungenannten. Beide Uebersetzungen sind handschriftlich in der königl. Bibliothek in Königsberg. Eine polnische freie Uebersetzung mit Zusätzen und Auslassungen hat Stryykowski im 7ten B. seiner polnisch-lithauischen Chronik.

**) Chron. ordin. Tract. XI. 13.

allen Lobeserhebungen *), die einige seiner Landsleute von ihm machen, ist dennoch seine Autorität äußerst unbedeutend. Er zeichnete die Begebenheiten bis zum Jahre 1444 auf, und nur die spätern dürften dem Historiker genügen. Er scheint seine Quellen sorgfältig verbergen zu wollen, und hat sie daher vorher nicht einzeln angegeben; aber Legenden und handgreifliche Possen, abergläubische frömmelnde Ansichten, dem Geiste des Mittelalters angemessen, finden sich im Buche zerstreuet. Die von ihm allegirten wenigen Gewährsmänner, denn er läßt uns, wie gesagt, absichtlich im Dunkeln, sind Hieronymus, Bernardus, Augustin, Martin Gallicus und Ptolomäus; und diese können nicht entscheiden. Selbst sein eigner Landsmann Cromer, sonst ein treuer Jünger und Anhänger desselben, schreibt von Dlugoß **): „Ich habe bemerkt, daß Vapov ***), Decius ****) und Miechow besonders dem Dlugoß gefolgt sind; daß dieser aber nicht sehr bewandert ist in der Geschichte des Auslandes, welche einem, der über die polnische Angelegenheiten schreibt, von großem Nutzen seyn konnte; daß er auch zuweilen verworren ist, nicht immer sich consequent bleibt, und auch die Zeitfolge nicht genau beobachtet, und mehr, was nicht zur Sache gehört, als zur Sache

*) u. a. Starovolski in den Centum illustr. polon. script. elogiis et vitis. S. 29.

**) In der Dedicator. epistola ad Sigism. Augustum apud Pistorium. T. II. p. 402.

***) Annales regni Poloniae ab ipso Lecho ad ann. 1535

****) De vetustatibus Polonorum, apud Pistorium T. II. p. 260.

gehöriges vorgetragen, und da er vor Vollendung des Werkes gestorben, keine Zeit gehabt hat, dasselbe wieder durchzusehen. Doch glaube ich nicht, daß er deshalb, weil er nicht Alles geleistet hat, mehr Tadel verdient, als Lob, weil er zuerst mit höchstem Fleiß und unermüdetem Eifer das Eis, wie man sagt, gebrochen hat."

Ich lasse nunmehr das Urtheil zweier neueren Geschichtforscher über Dlugoß folgen. Der Erste ist Schlözer *). Dlugoß und Cromer, sagt er, sind beide Stoppler und keine Geschichtforscher, die nach andern ihrer spätern Landsleute durch Fleiß, Einfalt und Patriotismus aus der alten polnischen Geschichte einen Stall des Augias machten." Den Ausdruck Stoppler erklärt er also: „Stoppler nenne ich ein unseliges Geschlecht von Annalisten aus dem Mittelalter, das sonderlich in der nordischen Geschichte unglaubliche Verwüstungen angerichtet hat. Wo holt er die Data dazu? Entweder aus einem anderen Mönche, der noch einfältiger, noch ungelehrter wie er ist, den er aber nicht nennt, nicht beschreibt, oft unrecht versteht, und Dinge aus ihm nimmt, an die jener nicht gedacht hatte; oder aus seinem eignen wüsten Gehirn, durch Etymologisiren, durch Schlüsse gegen alle menschliche Logik, durch terminos medios, die er entweder verdeckt, oder die, wenn er so unklug ist, sie zu verrathen, den frömmsten Leser betäuben müssen."

Der Zweite ist der Wiener Historiker Engel. In

*) Fortsetzung der allg. Welthistorie. B. 31. S 225.

seiner Geschichte von Galizien und Lodomerien *) unterwirft er den Dlugoß einer harten Kritik. „Man muß sich, heißt es, über den historischen Werth des Dlugoß, den er als Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts in der alten Geschichte von Polen behauptet, mit den Widersachern in Einverständniß setzen. Wir müssen sein Ansehen erkennen, sobald er Umstände erzählt, die in keinem uns bekannten älteren Schriftsteller vorkommen; denn hier müssen wir vermuthen, daß er Quellen benutzt habe, die uns unbekannt geblieben sind. Allein wo wir ältere Erzählungen vor uns haben, denen er offenbar widerspricht, oder wovon er einen ungeschickten Ausleger macht, da müssen wir es uns erlauben, ihn zu verbessern: so in diesem Theile der Geschichte **). Die alten Annalen haben bloß die Kette hergegeben, er selbst that aus seinem eigenen den Einschlag hinzu, und so entstand das ganze Gewebe. Er setzt Jahre und Namen nach Willkür; er beschreibt Schlachten und Belagerungen, die in älteren Schriftstellern nur angezeigt werden; er setzt Umstände hinzu, wovon die Kürze der Chroniken nichts weiß, weil er das Wahrscheinliche und Gewöhnliche zum Geschehenen macht. Die Chronologie ist ganz kindisch bei ihm. Aus Einer Begebenheit macht er zwei, oder dehnt die Thaten Eines Jahres auf zwei aus, um doch bei jedem Jahre etwas erzählt zu haben, und so wird er mit allen diesen Geschichten erst

---

*) Fortsetzung der allg. Welthistorie. Th. 48. S. 501. f.

**) Im Text ist die Rede von Wladimir Jaroslawitsch am Ende des zwölften Jahrhunderts.

beim Jahr 1193 fertig, da wir doch gesehen haben, daß es schon 1185 ruhig in Rußland seyn mußte." Hierauf führt Engel einen umständlichen Beweis aus Dlugoß selbst, und zeigt seine vielen Zusätze, Unrichtigkeiten und falschen Erklärungen.

Ich will jetzt mein Urtheil der Prüfung unterwerfen. Ich halte Dlugoß in den letzten Büchern des funfzehnten Jahrhunderts für zuverlässiger, und als historische Quelle zu gebrauchen; aber nicht in den früheren. Er erzählt Dinge, die dem gesunden Menschenverstande entgegen sind. Viele Erfahrungen hatte er in seinem unruhigen Leben gemacht, und harte Prüfungen bestanden. Er war drei Jahr aus Polen verwiesen, dann von seinem Könige zurückberufen und mit der Würde eines Gesandten an auswärtigen Höfen bekleidet. Er hatte Reisen gemacht nach Rom, Venedig, Jerusalem zum Grabe Christi, lehnte die bischöfliche Würde in Prag ab, wurde aber nach Lemberg als Erzbischof berufen. Er starb noch vor Antritt dieses Amts, am 10. Mai 1480. Er war ein frommer, der katholischen Religion und dem Wunderglauben sehr ergebener Mann; daher finden sich in seinem Werk viele Nachrichten von Päbsten, Cardinälen, Bischöfen, Aebten, Klöstern, Kirchen und ihren Gründungen und Gaben, so wie von Heiligsprechungen. Uebrigens war er, wie aus seiner Zueignungsschrift an Zbigneus erhellt, sehr bescheiden, ermuntert und ladet alle gelehrte und sachverständige Männer ein, seine fehlerhafte Angaben zu verbessern. Er werde sich Glück wünschen, und jedem danken, der das, was er unvorsichtig, ungelehrt und erdichtet

dargestellt habe, abändert; denn er sey nicht so eigenliebig, zu wünschen, daß auch Andere durch seinen Irrthum zu Irrthümern verleitet würden. — Diese Aeußerungen erzeugen Achtung. Dlugoß Manen werden es daher nicht bloß verzeihen, sondern gut heißen, wenn ich Vieles in seinem Buche als irrig ansehe. Hier nur ein paar Beläge: „Am 28. Oct. 976 wurden in Polen die ganze Nacht hindurch feurige Schlachten am Himmel erblickt. — Am 19. Jan. 1000 war ein Komet in Polen, der am geöffneten Himmel gleichsam als eine kleine brennende, ihr Feuer weit verbreitende Fackel, mit seinem Glanz Alle so sehr erschreckte, daß nicht allein diejenigen, die im Freien waren, sondern auch die, welche sich in den Häusern befanden, wie von einem Blitzstrahl getroffen wurden. — Als der Bischof von Fulda Bruno zur Uebernahme der päbstlichen Würde nach Rom reisete, hörte er die Engel singen: „Ich denke Gedanken des Friedens, nicht der Bekümmerniß.“ Als derselbe einen armen Aussätzigen vor der Thür des Palastes gesehen hatte, erstaunte er, daß er Christum in der Person eines Dürftigen aufgenommen habe. Nach seinem Tode that er viele Wunder. — Popiel, dessen Gattin und beide Söhne wurden von Mäusen heimgesucht und gebissen. Soldaten und Diener trieben sie fort, aber neue Mäuse kamen hervor. Popiel ließ Feuer anzünden, setzte sich mit den Seinigen in die Mitte, aber die noch so hoch lodernden Flammen halfen nichts. Die Mäuse gingen mitten durch. In einem höheren rings vom großen See umgebenen Thurm folgen sie ihm schwimmend nach. Seine Diener verlas-

sen ihn. Nun besteigt er in einem festen Schlosse einen hohen Thurm, die Mäuse klimmen ihm nach, zerfressen ihn und seine Familie so, daß keine Spur von einer Nerve oder einem Gebein mehr vorgefunden wird." — Die Wunder des Bischofs von Krakau, Stanislaus, sind sehr romantisch, um seine Heiligsprechung in Rom zu bewirken. Ein Cardinal Reginaldus widersetzt sich der Kanonisation und wird todtkrank. Der verstorbene Bischof erscheint ihm des Nachts bei verschlossenen Thüren und wirft es ihm vor. Der Cardinal bittet ab, Stanislaus macht ihn gesund. Sogleich reitet der Cardinal nach Rom, und bewirkt die Heiligsprechung. Stanislaus erweckt einen Todten u. dgl. m. *). —"

Diese wenigen Beispiele, die mit vielen vermehrt werden können, mögen hinreichen, die Glaubwürdigkeit des Dlugoß zu beurtheilen. Päbste, Cardinäle, Bischöfe führt er oft vor, und legt ihnen Reden in den Mund. Von Märtyrern und Wunderthaten unterhält er häufig. Das Leben der Heiligen mußte er wohl kennen. Schon vorher ist gesagt, daß Dlugoß Zusätze gemacht, und Manches eingeschaltet habe, was ihm in der Einbildung vorschwebte. Aber den Krieg kannte er nicht einmal gründlich, in dem die Nonne eine Rolle spielte. „Wladislav, König von Polen," sagt er, „zog mit russischen, wallachschen und lithauischen Hülfstruppen in die Mark gegen Waldemar 1326, verwüstete und

*) Dlugoß verfertigte 1464 eine besondere Schrift unter dem Titel: Vita St. Stanislai, Episcopi Cracoviensis et Martyris.

verbrannte von der Stadt Brandenburg bis Frankfurt, so weit es geschehen konnte.“ Bis Brandenburg sind die Feinde nicht gekommen. Gegen Waldemar? Der echte Markgraf Waldemar war aber schon 1319 *) gestorben, und der falsche Waldemar trat zuerst 1348 auf. Gegen Waldemar wollten die Polen auch nicht fechten, sondern gegen Markgraf Ludwig den Aelteren (den Baier). Dlugoß sagt ferner: „die brandenburgschen Markgrafen hätten es nicht gewagt, sich gegen den Feind in's Feld zu stellen oder ihm ein Treffen zu liefern.“ Abermals irrig. Der Feind hatte es nur mit Ludwig dem Aelteren zu thun, nicht mit dessen Brüdern; denn es ist diplomatisch erwiesen, daß Ludwig der Aeltere erst am heil. Christ-Abend 1351 die Mark Brandenburg an seine Brüder Ludwig den Römer und Otto abtrat **). Da Dlugoß nun die Hauptpersonen und Gegenden in diesem Streifzuge nicht kennt, wie könnte er dann bei der angehängten Erzählung von der Nonne Glauben verdienen, da er doch näher bezeichnende Umstände hätte beibringen müssen? Seine Nachfolger weichen zwar nicht in der Hauptsache, wohl aber in Nebenumständen ab, sprechen zum Theil vom Gebet, Pulver u. s. w. wie vorher gezeigt ist, nennen bald einen Lithauer, bald einen Andern, oder einen Bojaren (Hauptmann). Wie unbestimmt! Sollten so abweichende Angaben nicht Zweifel erzeugen? Dlugoß nennt den Eh-

*) Zwischen den 15. Aug. und 16. Sept. S. Gerckens vermischte Abhandlung. Th. 1. S. 156.

**) Gerckens Diplomatarium Vet. march. I. p. 113.

renräuber im Allgemeinen einen Barbaren, fügt auch hinzu, um den Ruhm des polnischen Namens nicht zu vermindern, daß Wladislav sich vergebens bemühet habe, die Kirchenräuber und andere Schandbuben von ihren Frevelthaten abzuhalten. Zwei Mönchs= *) und zwei Nonnenklöster wurden eingeäschert.

Ich habe getreu die Schriftsteller angeführt, die für die Nonne sprechen. Die Einwendung, daß wenn ein Schriftsteller die Nonne nicht hat, sie dennoch wahr seyn könne, dürfte nicht allemal passen. Der Schriftsteller schaltet ja niemals ein: „Die Erzählung von der Nonne halte ich für eine Fabel." Gallus läßt die Erzählung nach erlangter besserer Ueberzeugung fort, ohne dabei etwas zu erinnern. Ich will nur Wagners lithauische Geschichte **) namhaft machen. Er beschreibt den Einfall Wladislavs mit lithauischen Hülfsvölkern in die Mark, weiß aber von der Nonne nichts.

Woher hat nun Dlugoß die Erzählung? Oder wo ist sie hergekommen? fragt Herr Pischon. Ich ant=

*) Dlugoß sagt: Duo griseorum monasteria exusta sunt. — Nach der Farbe wurden drei Mönchsorden genannt 1) Ordo niger. (Benedictiner) 2) Ordo albus (Canon. regul. St. Benedicti) 3) Ordo griseus, Mönche in aschgrauen Kleidern (qui coloris cineritii, seu pseudolactini vestibus induebantur.) Dies waren die Cisterzienser=Mönche, von welchen Jacobus de Vitriaco in hist. occid. Cap. 14. erzählt; Cistercienses monachi, qui nigrum habitum primi in griseum commutarunt.

**) Allgemeine Weltgeschichte nach Guthrie und Gray. B. 14. 2. Abth. S. 37.

worte: Die Jungfrau ist aus Asien, und zwar aus Nikomedien in Bithinien, hat im Anfang des vierten Jahrhunderts gelebt, und verlor ihr Leben in der zehnten allgemeinen Christenverfolgung unter den römischen Kaisern Diocletian und Maximian. Ihr Name ist Euphrasia. Ich werde ihr Märtyrthum aus den Quellen beifügen.

Die älteste Quelle ist das menologium Graecorum, das auf Befehl des Kaisers von Constantinopel, Basilius des Jüngern, geschrieben ist, vor dem Jahre 984, nach der Prachtausgabe (Urbini 1727. P. 2. unterm 19. Jan.) Es enthält ein Kupfer der Euphrasia, die mit dem Schein der sie umstrahlenden Glorie den Todesstreich betend erwartet. Es heißt darin also: „Die heilige Märtyrin Euphrasia war gebürtig aus Nikomedien, von reicher Familie und unsträflichem Wandel. Sie wurde unter dem Kaiser Maximian ergriffen, sollte gezwungen werden, den Götzen zu opfern; beharrte aber bei ihrer Weigerung, und wurde einem Barbaren zur Schändung überliefert. Allein da sie nun die Noth sahe, ersann sie Folgendes. Sie sagte zu ihm: Wenn du mich loslassen willst, will ich dir ein Zaubermittel (φάρμακον) geben. Wenn du dieses trägst, so wird weder ein Schwert, noch irgend etwas anderes dir schaden, noch dich verwunden, sondern du kannst dich gesund erhalten vor Wurfspießen, Degen und jedem Geschoß. Er aber sagte: Ich möchte dieses wohl lernen. Sie hingegen ihren eigenen Hals hinstreckend, sagte: Haue zu mit dem Degen, und du wirst mich nicht köpfen können. Jener aber glaubend, daß sie die Wahr-

heit rede, hieb mit dem Degen nach ihr, und enthauptete sie. Auf die Art wurde sie von ihm gerettet." Diese Darstellung stimmt in einigen gebrauchten Ausdrücken und Wortfügungen mit Dlugoß überein.

Die zweite Quelle ist Nicephorus Callistus *), der um's Jahr 1335 schrieb. Seine Erzählung ist noch umständlicher und folgenden Inhalts. „Euphrasia, eine sehr schöne und tugendhafte Jungfrau, wollte den Götzen nicht opfern. Sie wurde Wollüstlingen übergeben. Da sie fortgeführt wurde, kam ihr auf dem Wege der Nikomedische Bischof Anthymus **) entgegen. Sie fragte ihn, welches von beiden Uebeln er ihr riethe vorzuziehen? Er antwortete: Meine Tochter, sehr schön ist die Gabe der Jungfrauschaft; aber weit herrlicher ist der gebotene Christenglaube. Denn, wenn die Noth es mit sich brächte, so würde es doch weit besser seyn, den Räubern den Mantel als den Körper preis zu geben, und eben so muß man bei dem gegenwärtigen Unglück und bei den Versuchungen die Sache ansehen. Kannst du nicht beides behalten, so rathe ich dir, deine Seele unbefleckt

*) Lib. 7. Cap. 13. und aus ihm Baronius Tom 3. anno 309 No. 35. Dieser eifert bei der Gelegenheit zugleich, daß Ariost die Geschichte einer Heiligen entweihet habe, indem er sie in eine poetische Dichtung verwandelte. (Non sine dedecore pietatis in fabulas ausus est transferre, quas cantat, non veritus sacra ac vene tranda martyris acta in poëticum figmentum convertere.)

**) Anthymus wurde auch in dieser Verfolgung enthauptet. S. Pauli Crocil groß Märtyrbuch. Hanau, 1617. S. 17. und menol. graecorum 1. p. 9. (3. Sept.)

zu bewahren, und deinen Körper den Schändungen der Gottlosen zu überlassen." Erst hin und her wankend und nachdenkend über den ertheilten Rath, folgt sie endlich, entschlossen, beides zu bewahren. Im Zimmer mit dem Lasterhaften verschlossen, giebt sie sich für eine Zauberin aus, und verspricht ihm ein Mittel. Er willigt ein, und sie beschmiert ihren Hals mit in Oel erweichtem Wachse. Er hauet ihr den Kopf ab."

Welche erhabene Tugend! welche Seelenstärke! Der Bischof rieth ihr, sich entehren zu lassen, aber ihren Glauben zu bewahren. Sie hingegen opferte ihr Leben, und blieb bis an ihr Ende eine Christin und unbefleckte Jungfrau. Sie wurde von der griechischen Kirche als Märtyrin unter die Heiligen versetzt. Der Tag ihrer Verehrung ist der 19te Januar *).

Diese Heilige des vierten Jahrhunderts hat Dlugoß aus Nikomedien in die Mark Brandenburg verpflanzt, und sie im vierzehnten Jahrhundert wieder aufleben lassen.

Ich trete daher den Geschichtforschern Hartknoch und Gercken bei, und erkläre die Erzählung von der brandenburgschen Nonne mit allen Haupt- und Nebenumständen für eine Legende.

---

*) S. Bollandi acta sanctorum. Antwerp. 1643. Jan. Tom 2. p. 220. Ferner das ausführliche Heiligen-Lexicon. Cöln und Frankfurt 1719. Col. 628,

Nachschrift des Herausgebers.

Müssen wir einen großen Theil unserer Leser um Verzeihung bitten, wegen der Gelehrsamkeit, die in dem vorstehenden Aufsatze enthalten ist?

Es ist in der That nicht gleichgültig, was ein Volk zu seiner Geschichte rechnet; denn, da es sich nur in seiner Geschichte zur Anschauung bringen kann, so muß auf alle Weise dafür gesorgt werden, daß dieser Spiegel rein und lauter sey.

Darum darf die historische Kritik nie ruhen; und unerbittlich muß sie alles fortschaffen, was nicht factische Wahrheit in sich schließt.

Der Hr. Verf. ist zu der Vermuthung gelangt, daß die Geschichte von der preussischen Nonne einem Jahrhunderte angehöre, wo sich weder an eine Mark Brandenburg, noch an ein Königreich Preussen denken läßt; mit einem Worte: daß die preussiche Nonne jene Euphrasia sey, welche im vierten Jahrhundert während der sogenannten zehnten Christenverfolgung in Nikomedien ihren Untergang fand.

Diese Vermuthung hat allerdings sehr viel für sich. Wie die preussische Nonne gehandelt haben soll, so handelt man nur in Zeiten, wo die Begeisterung noch frisch ist, nicht in Zeiten, wo Formeln, Ceremonien u. s. w. an die Stelle der Begeisterung getreten sind. Vielleicht ist die Behauptung nicht zu kühn, daß nie eine Nonne den Beruf gefühlt habe, sich so aufzuopfern; der Zwang des Klosterlebens hat zu allen Zei-

ten den Enthusiasmus gedämpft und zur Unterwerfung unter das Schicksal geneigt gemacht. Jene Euphrasia von Nikomedien war eben so wenig eine Nonne, als das Mädchen von Orleans, Charlotte Corday, und welche andere Heldin man sonst noch nennen mag; und es verräth einen Mangel an Urtheilskraft, wenn man annehmen will, daß ein Mädchen, dem himmlischen Bräutigam zur Liebe, auf Listen denken solle, sich den Kopf abschlagen zu lassen. Märchen dieser Art können in einem Kloster ausgeheckt werden; aber Handlungen dieser Art werden nie von einem Kloster ausgehen.

Aber wie ist es geschehen, daß ein Mädchen des vierten Jahrhunderts hat in die Geschichte der Mark Brandenburg versetzt werden können?

Wie einzelne Sagen sich erhalten und fortgepflanzt haben, wie aus einzelnen Zügen der Geschichte Märchen, und aus Märchen wieder Züge der Geschichte geworden sind: dies läßt sich freilich nicht immer nachweisen. Daß aber dergleichen geschehen ist, unterliegt für den Geschichtforscher keinen Zweifel; und was ist natürlicher, als anzunehmen, daß die Verunstaltungen, welche die Geschichte auf diese Weise erfahren hat, von Mönchen herrühren, d. h. von Geschichtschreibern, welche von allen Sterblichen am weitesten davon entfernt waren, in dem Wahren das Schöne zu sehen und darzustellen.

Dem großbritannischen Reiche ist etwas noch weit Aergeres durch den Mangel an historischer Kritik widerfahren, als den Brandenburgern. Der Heilige Georg, welcher noch jetzt von den Gläubigen in England als

Schutzherr verehrt wird, stammt aus dem vierten Jahrhunderte her. Und wer war denn dieser Heilige? Ein Lieferant, der, nachdem er einen nicht unbedeutenden Theil seines Vermögens angewendet hatte, sich die Patriarchen-Stelle von Alexandrien am Hofe des Constantius zu erkaufen, durch seine Bedrückungen es dahin brachte, daß die Bewohner der Hauptstadt Aegyptens ihn todt schlugen und in's mittelländische Meer warfen. Der Gegensatz, worin Arianismus und Rechtgläubigkeit im vierten Jahrhundert standen, brachte es mit sich, daß Georg zu einem Märtyrer und Heiligen gemacht wurde. Als solcher lebte er unter den Morgenländern fort, ohne daß von seinem Thun und Treiben als Lieferant und Erzbischof von Alexandrien die Rede war; und als während der Kreuzzüge für die Britten das Bedürfniß entstand, einen Schutzheiligen zu haben, ließen sie sich, acht hundert Jahre nach dem Tode desselben, den heil. Georg anschwatzen, der es bis auf diesen Tag geblieben ist.

Hätte Dr. Heylin nie die Geschichte dieses Heiligen schreiben sollen, damit der abergläubige Theil seines Volkes nicht in seinem frommen Wahn gestört werde, und fortfahre, in dem heil. George ein Muster aller Tugenden zu verehren? Preussens Nonne ist zwar unschuldiger, als Großbritanniens Schutzheiliger; deshalb aber muß sie von der historischen Kritik nicht anders behandelt werden, als der heil. Georg. Jeder Beitrag zur Aufklärung vaterländischer Geschichte verdient Beifall, selbst wenn dadurch nichts weiter geleistet wird, als Ausscheidung des Fremdartigen von dem Heimischen.

Druckfehler im sechsten Hefte.

Seite 176 Zeile 8 von unten lies statt er, es. Seite 180 Zeile 2 von unten statt Ludwig, Karl.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Von der eigenthümlichen Beschaffenheit der spanischen Monarchie im siebenten Jahrhundert.

Indem die Araber sich im Osten und im Westen zugleich der europäischen Welt näherten, lief diese ganz augenscheinlich Gefahr, von ihnen eben so verschlungen zu werden, wie Asien und Afrika. Durch eine Meerenge von Afrika's Nordküste geschieden, bildete Spanien die Vormauer Europa's im Westen. Wurde diese Vormauer gestürzt, so durften die Eroberer hoffen, die schwachen Königreiche der Franken und Longobarden in Gallien und Italien zu zertrümmern und die Einheit Gottes am Altar des Vaticans zu verkündigen. Ausgehend von Italien, konnte Musa, oder wer immer an seiner Stelle die Araber anführen mochte, die barbarischen Bewohner Deutschlands ohne große Mühe unterjochen und zur Annahme des Islam zwingen; und wenn er dann dem Laufe der Do-

nau bis zu ihrem Ausfluß in die euxinische See folgte und das römisch-griechische Kaiserreich auch in Europa über den Haufen warf, die neuen Erwerbungen mit Antiochien und den Provinzen Syriens in Verbindung setzen. Ein bestimmter Befehl des Kaliphen Walid gebot die Eroberung der westlichen Länder. Wie weit die geographischen Kenntnisse der Araber reichten, ist nicht wohl auszumitteln. Doch ein Volk, das, von einer großen Idee beherrscht, sein Verdienst in Bekehrungen zu derselben setzt, ist hinaus über tausend Schwierigkeiten, weil es ihrer sogar bedarf, um sich selbst genug zu thun. Unstreitig würden die Bewohner des nördlichen Europa ihre Freiheit und Unabhängigkeit eben so sicher gerettet haben, wie die des nördlichen Asiens; doch schwerlich hätte das südliche und mittlere Europa widerstehen können. Der Zusammenhang, worin die Völker dieses Erdtheils gegenwärtig stehen, war im achten Jahrhundert nicht einmal in der Annäherung vorhanden; und je schwächer jedes einzelne Volk durch seine Verfassung war, desto sicherer unterlag es den arabischen Horden.

Zweierlei rettete Europa in dieser gefährlichen Lage: einmal die Umwälzung, welche die arabische Welt selbst durch den Untergang der Ommiaden litt; zweitens die persönlichen Eigenschaften der fränkischen Könige dieser Zeit. Als die Rettung selbst erfolgt war, wurde die Nähe der Araber sogar zu einem Hauptmittel, Europa's Einheit zu fördern. Nach der Eroberung Spaniens durch die Saracenen standen zwei theologische Systeme einander gegenüber, die sich nur bekämpfen konnten.

Die Haupt-Idee des einen war der einige, die Haupt-Idee des andern der dreieinige Gott. Alles, was Volksthümlichkeit genannt zu werden verdient, knüpfte sich an die eine oder die andere von diesen Ideen; und indem die Verehrer des dreieinigen Gottes in den arabischen Monotheisten ihren Gegensatz fanden, war Dasjenige da, was sie allein vereinigen konnte. Vaterland, Gesetz und was sonst noch den Völkern Eigenthümlichkeit giebt, kam in keine Betrachtung, weil es in sich selbst etwas Untergeordnetes war. Die Furcht vor dem Säbel der Saracenen gab also der christlichen Kirche eine Einheit, welche sie früher nicht gehabt hatte; und indem die Freigebigkeit eines fränkischen Königs, den die Noth in einen abendländischen Kaiser verwandelte, die römischen Bischöfe zu Fürsten mit einem nicht unbedeutenden Gebietsumfange machte, wurden, nach und nach, alle die Mittel gefunden, erst den Arabern zu widerstehen und sie dann wieder aus der europäischen Welt zu vertreiben. Muhamed, von der ganzen christlichen Priesterschaft als ein Betrieger verschrieen, hat also zur Gründung des Pabstthums, d. h. der theokratischen Universal-Monarchie, weit mehr beigetragen, als der Verstand der Päbste; aufs Wenigste hat jener die Umstände herbei geführt, deren Benutzung allein ein großes Ansehn verschaffen konnte. Die Undankbarkeit gegen die Gegenkraft ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen, während sie nirgends fehlen darf, wo sich etwas bilden und gestalten soll.

Man ersieht hieraus, daß die Eroberung der pyrenäischen Halbinsel durch die Saracenen unumgänglich nothwendig war, wenn Europa zu der Entwickelung

gelangen sollte, die ihm im Laufe der Jahrhunderte zu Theil geworden ist. Die Eroberung selbst, mit sehr geringen Kräften bewirkt, war das Werk der Umstände. Um sie aber als solches zu fassen, muß man auf die Beschaffenheit der westgothischen Monarchie in Spanien zurückgehen. Diese Untersuchung läßt sich um so weniger zurückweisen, da sie, gehörig angestellt, nicht bloß die Erscheinungen des achten Jahrhunderts, sondern auch die des ganzen Mittelalters aufzuhellen vermag.

Die Könige der germanischen Völker hatten bei weitem mehr den Charakter von Heerführern, als den von Oberhäuptern der Gesellschaft, d. h. von Fürsten. Die natürliche Folge davon war, daß, als die germanischen Völker im römischen Reiche ansäßig geworden waren und die Begierde nach Erwerb sich in die Liebe für Besitz verloren hatte, das Ansehn dieser Könige sich aufs Wesentlichste verminderte. Was gegenwärtig Volksvertretung genannt wird, war, seinem Ursprunge nach, schwerlich noch etwas mehr, als Kriegsrath. Die erste Niederlassung der Franken, Gothen, Longobarden in Gallien, Spanien und Italien muß man sich als ein Cantonniren denken; und hiernach war die früheste Regierungsform nichts mehr und nichts weniger, als ein auf die Gesellschaft übergetragenes Militär-System. Die Verwaltung der Provinzen übertrugen die Könige Solchen, welche in dem Heere den ersten Platz nach ihnen einnahmen, d. h. den Edlen, welche das Unternehmen mit dem stärksten Gefolge von Freien oder Leibeignen unterstützt hatten. Solche Personen wurden Herzoge genannt; und, als Statthalter in den größern Districten

vereinigten sie, mit der Verwaltung der Justiz, und der Handhabung des Landfriedens, die Erhebung und Berechnung der Steuern und Gefälle, so weit dergleichen für den König Statt fanden, und die Besorgung des Heerbanns. Ihnen untergeordnet, hatten Grafen in kleineren Districten dieselbe Bestimmung, und unter der Aufsicht der Grafen hielten die Centenarien oder Centgrafen, die im Heere gewöhnlich nur hundert Mann führten, in noch kleineren Districten oder Centen, die Untergerichte. Es gab also zur Sicherung des königlichen Ansehens eine Abstufung der Autorität. Allein diese Abstufung schloß den bedeutenden Fehler in sich, daß sie nicht zu dem Mittelpunkte zurück führte, von welchem sie ausgegangen war. Alle Staatsämter waren Lehne, und als solche waren sie an und für sich nicht erblich; doch sie wurden es auf eine unvermeidliche Weise dadurch, daß die Ausstattung des Staatsamts mit liegenden Gründen gemacht war, deren Bewirthschaftung den Beamteten überlassen blieb. So wie der Herzog, wenn ihm einmal seine Provinz angewiesen war, aus derselben nicht verdrängt werden konnte, eben so wenig konnten der Graf und der Centgraf verdrängt werden; und so wie jener ein freier Vasall des Königs war, so waren diese freie Vasallen des Herzogs. Hiernach war die Stärke der Regierung im Umkreise, die Schwäche derselben im Mittelpunkt. Nur ein kriegerischer und genievoller König saß mit Ehren auf dem Thron; jeder andere war in sich selbst ein leeres Nichts. Ein bloßer Schatten von Zusammenhang wurde in den Regierungen dadurch erhalten, daß man jährlich Zusam-

menkünfte veranstaltete, in welchen man die Angelegenheiten des Staats besprach. Diese Zusammenkünfte waren in sich selbst unstreitig eine Fortsetzung früherer Musterungen. Man fand sich auf denselben zahlreich ein, so lange der Heerbann eine Sache der Ehre war; aber die Bereitwilligkeit dazu verschwand, als derselbe Heerbann zu einer Sache der Pflicht geworden war, und zwar einer Pflicht, die man nicht unterlassen konnte, ohne sich einer Geldstrafe oder dem Verluste des Amtes oder Lebens auszusetzen. Da diese Strafe nicht leicht vollzogen werden konnte, so trotzte man ihr, und die jährlichen Versammlungen wurden allmählig so schwach, daß die National- und Staatsangelegenheiten am Hoflager an hohen Festen, oder gar auf den Synoden der Geistlichkeit, abgethan werden mußten. Von ihren ersten Werkzeugen verlassen, konnten die Könige ihr Ansehn nur dadurch behaupten, daß sie Personen an sich zogen, die, sofern sie keine andere Bestimmung hatten, als dem Könige Glanz und Auszeichnung zu geben, einen besonderen Hofadel bildeten. Diese Palatinen nun wollten nicht umsonst dienen; und da die Könige sie nur mit Grundstücken belohnen konnten, so begreift man leicht, daß darüber alljährlich ein nicht unbeträchtlicher Theil von der Substanz der königlichen Ausstattung verloren ging. Die Könige waren also in einer verzweiflungsvollen Lage. Vereinzelt durch das Regierungs-System, vereinzelten sie sich auch durch eine Freigebigkeit, welche nothwendig geworden war, wofern sie sich nicht ganz verlassen sehen wollten. Ganz Europa war monarchisch; aber Europens Könige waren ohne Macht, ihr Thron

häufig ohne Schutz, ihr Titel oft nichts weiter, als ein leerer Name.

Auf der pyrenäischen Halbinsel kamen sehr früh noch andere Gebrechen hinzu. Kein Land hatte das Christenthum weniger als Lehre, und mehr als Mittel, eine Herrschaft auszuüben, aufgefaßt, denn Spanien. Hier waren von jeher die strengsten Synodal-Beschlüsse gefaßt worden. Wie der Beweggrund dazu in der Schlaffheit der römischen Regierung lag, läßt sich nicht wohl bestimmen. Auf jeden Fall fehlte es den Bewohnern Spaniens an dem Grade von Aufklärung, welcher dem hierarchischen Geiste einer gegebenen Priesterschaft die nöthigen Schranken setzt. Eben deswegen wurde es den Vorstehern der christlichen Kirche in Spanien leicht, zu Reichthümern zu gelangen. Schon im Anfange des fünften Jahrhunderts war die spanische Kirche reich an Gütern der Welt, und die Priesterschaft befleißigte sich, diese in eben dem Maaße zu vermehren, als sie in sich selbst den Mangel an Gütern der Religion — an Weisheit, Erleuchtung, Beredsamkeit und Sittenreinigkeit verspürte. Je mehr ihre Einkünfte zunahmen, desto mehr wuchs die Abstufung des kirchlichen Ansehens; die steigende Anzahl der Kirchendiener selbst aber forderte genaue Bestimmung ihrer Unterordnung, an welcher es die Bischöfe, wie man leicht denken kann, nicht fehlen ließen. Sie errichteten, nach dem früheren Beispiele auswärtiger Kirchen, Provinzial-Vereine, und unterwarfen sich selbst in jeder Provinz Einem ihres Gleichen. So entstanden die Metropolen zu Sevilla, Narbonne, Merida, Braga, Toledo und Tarragona.

In dieser Einrichtung lag eine unverkennbare Schutzwehr gegen die Gewalt der Westgothen; denn das Geordnete allein schließt eine Widerstandskraft in sich. Größere Absonderung von den Laien war von einer sehr einfachen Politik vorgeschrieben; aber so weit waren die römischen Bischöfe in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts von ihren späteren Anmaßungen entfernt, daß Cölestinus der Erste, als er zuerst von der Einführung einer unterscheidenden Kleidung und einer Tonsur unter den Kirchenvorstehern Spaniens unterrichtet wurde, dagegen als unchristlich eiferte, und statt derselben Gelehrsamkeit und reinere Sitten empfahl. Noch kräftiger, als durch die eben genannten Mittel, wurde der Standesgeist der spanischen Priesterschaft durch die Strenge genährt, womit man auf ihre Ehelosigkeit oder Enthaltsamkeit drang. Wie viel dadurch in einem warmen Klima geleistet wurde, bleibt hier unerörtert; doch so weit ging die Strenge, daß ein Lector, der sich mit einer Wittwe verehlichte, höchstens zum Subdiakonat befördert werden konnte, wodurch er von den Weihen ausgeschlossen blieb. War ein Subdiakonus zu einer zweiten Ehe geschritten, so wurde er seines Grades beraubt und in die Reihe der Ostiarien oder Lectoren zurück versetzt; und verheirathete er sich zum dritten Male, so wurde er auf zwei Jahr von aller kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, und nach der Wiederversöhnung auf immer in den Laienstand verwiesen. Nur unter der Bedingung einer strengen Enthaltsamkeit war es gestattet, verehelichte Kleriker zu Diakonen und Presbytern zu weihen; und bevor ein solcher

geweihet wurde, mußte er die Einwilligung seiner Gattin beibringen, und erst, wenn er sich der Wohnung nach von ihr getrennt hatte, und sie in die Klasse der Büßenden getreten war, erfolgte die Weihe. Die Bedingungen der Aufnahme in den geistlichen Stand wurden immer höher geschroben. Erwachsene gelangten höchst selten zu dieser Ehre, und Knaben, welche Aufnahme fanden, erhielten auf der Stelle die Tonsur, damit sie keinen Augenblick an ihrer Bestimmung zweifeln, und sich desto leichter an das Joch des Gehorsams gewöhnen möchten. Hatten die Knaben das achtzehnte Jahr erreicht, so wurden sie, in Gegenwart des Klerus und des Volks, gefragt, ob sie sich verehelichen wollten. Verneinten sie dies, so mußten sie das Gelübde der Keuschheit ablegen, und wurden dann in ihrem zwanzigsten Jahre zu Subdiakonen, im fünf und zwanzigsten aber zu Diakonen geweihet. Da sie von Jugend an nichts weiter gelernt hatten, als die kirchliche Schauspielerkunst, so versteht sich wohl von selbst, daß sie, welches auch ihre Neigungen seyn mochten, dem gegen ihren Willen ergriffenen Stande treu blieben.

Eine Priesterschaft, welche durch ihren Reichthum gebietet, übt immer eine große Macht aus, selbst dann, wenn sie von keiner Seite die Beförderin der Sittlichkeit und Religiosität ist. Daher die Schonung, welche die Priesterschaft Spaniens von Seiten der Westgothen widerfuhr. Der Arianismus der Eroberer mochte den Rechtgläubigen anstößig seyn; doch führten sie darüber keine Klage, so lange sie nicht wußten, wie viel sie zu erwarten hätten. Außer der Metropolitan-Verfassung

beförderte die Niederlassung der Westgothen in Spanien jenes Anschließen an den Bischof von Rom, welches in der Folge, von klugen Päbsten benutzt, zu einer Grundlage der theokratischen Universal-Monarchie ausgebildet wurde. Vermöge der Metropolitan-Verfassung gebührte dem Metropoliten das Recht, Provinzial-Synoden zu versammeln, den Vorsitz dabei zu führen, weggebliebene Bischöfe mit dem Banne zu belegen, neugewählte zu weihen, straffällige abzusetzen, die Streitigkeiten der Priesterschaft zu schlichten, die Klagen des niederen Klerus wider die Bischöfe anzunehmen, ihre Diöcesen zu bereisen, und über die Verlassenschaft der Verstorbenen, den Kirchengesetzen gemäß, zu verfügen. Man sieht hieraus, daß das Kirchenthum sich zu einer förmlichen Macht ausgebildet hatte. Indeß reichte das Ansehn der Metropoliten nicht allenthalben hin, die Bischöfe in Zaum zu halten; und da schon im vierten Jahrhundert Hosius, Erzbischof von Sevilla, gegen die Einmischung des Imperators Constantius in die Verwaltung göttlicher Dinge protestirt hatte: so begreift man, warum die spanische Geistlichkeit des fünften und sechsten Jahrhunderts in streitigen Fällen ihre Zuflucht lieber zu dem Bischof von Rom, als zu einem arianischen Könige nahm. Silvanus, Bischof von Calahorra, und Nundinarius, Bischof von Barcellona, hatten sich gegen die Metropolitan-Verfassung vergangen: jener, indem er, ohne die Einwilligung des Metropoliten, einen Bischof eingesetzt, dieser, indem er, ohne dieselbe Einwilligung, kurz vor seinem Tode den Irenäus, Bischof einer anderen Kirche, zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Die beiden Fälle

waren neu. Auf der Provinzial-Synode zur Sprache gebracht, veranlaßten sie einen heftigen Streit unter den Bischöfen, je nachdem sie zur Parthei des Metropoliten gehörten, oder nicht. Anstatt nun die Entscheidung dem Könige zu überlassen, wendete man sich an den römischen Bischof Hilarius in einem Schreiben, welches, merkwürdig von Seiten der Anerkennung eines Vorrechts, noch weit merkwürdiger ist durch den eigenthümlichen Geist, der aus demselben spricht. „Wir erkennen, so heißt es, das hervorragende Ansehn Eures Stuhles; denn da die Lehre des seligsten Petrus, der die Schlüssel des Reiches empfing, die ganze Welt erleuchtet hat, so erhebt sich der Vorzug des Stellvertreters dieses Apostels über Andere, und wird billig von Allen geehrt und geliebt. Wir beten also Gott, dem Ihr dienet, in Eurer Person an, und bitten um Antwort; denn die Anweisungen, die von Eurem Stuhle kommen, sind nicht in Irrthum und Vorurtheilen befangen, sondern sie fließen aus wahrer bischöflicher Ueberlegung.“ Sie baten also um ein Urtheil über die Anmaßung des Silvanus, und um die Bestätigung des Irenäus für Barcellona, weil Klerus, die Bürger der Stadt, und Edle der Provinz es also wünschten. Doch Hilarius verfügte das Gegentheil: der von Silvanus geweihete Bischof mußte beibehalten werden, und Irenäus in seinen Sprengel zurückkehren. Die Beweggründe des römischen Bischofs liegen am Tage: durch die Bestätigung jenes von dem Silvanus angesetzten Bischofs vermehrte er sein Ansehn; durch die anbefohlene Zurückversetzung des Irenäus rettete er das Ansehn der Metropolitan-Verfassung. Auch

hier sieht man, wie die Achtung vor dem angeblich Heiligen auf menschlichen Einrichtungen und Ansichten beruhete, und wie wenig die Beschäftigung mit dem Göttlichen die Leidenschaften zurückdrängte.

Verlassen von einem Adel, der, indem er das Lehn oder Amt in Eigenthum verwandelte, nach Unabhängigkeit rang, verlassen zugleich von einer Priesterschaft, die, bei großen Mitteln Gewalt zu üben, die Absonderung der Kirche vom Staate zu einer Gewissenssache erhob, mußten sich Spaniens Könige sehr übel befinden. Um nun aus der Vereinzelung, worin sie sich versetzt sahen, hervorzugehen, blieb ihnen schwerlich ein anderes Mittel übrig, als dem Arianismus zu entsagen und zur Rechtgläubigkeit überzutreten. Wenigstens gewannen sie hierdurch den römischen Theil der Bewohner Spaniens, und durch diesen durften sie auch den gothischen, der in einem weit höheren Maaße für sie verloren war, wieder zu gewinnen hoffen. Der Uebertritt Recareds zum katholischen Kirchenthume war also in jedem Betracht das Werk der Nothwendigkeit; er war es um so mehr, weil die Eroberung Spaniens bis auf wenige Städte durch seinen Vater Leovigild war vollendet worden; denn im Jahre 570 vertrieb er die Byzantiner aus Murcia, Granada und Cordoba, im Jahre 573 eroberte er Biscaya, 582 Navara, und 585 den Ueberrest des Suevenreichs. Nur durch seinen Uebertritt zu der rechtgläubigen Lehre vermochte Recared diese Erwerbungen zu sichern; denn jetzt wurden ihm Kräfte zugewendet, die bis dahin nur der Geistlichkeit gedient hatten. Der größte Vortheil, welcher die Verzichtleistung auf den Lehrbe-

griff des Arius gewährte, bestand unstreitig darin, daß Römer und Gothen durch Ehen in einander flossen, und folglich nicht mehr in der bisherigen Absonderung lebten. Wie Recared sich sein Verhältniß zu beiden Völkern dachte, und wie sehr er den Römern den Vorzug vor den Gothen gab, geht auch daraus hervor, daß er den Vornamen Flavius annahm, den die meisten seiner Nachfolger beibehielten, als eine Täuschung, welche, an den großen Constantin erinnernd, den Römern angenehmer seyn mochte, als den Gothen. Recared, in Allem von der Geistlichkeit begünstigt, trachtete dahin, die Königswürde erblich zu machen; doch die Mittel, die ihm zu Gebote standen, reichten zu einem so großen Zweck nicht hin: die Salbung, wodurch die Königswürde unverletzlicher werden sollte, brachte dieselbe sogar in größere Abhängigkeit von der Geistlichkeit; und von den frühesten Zeiten her gewohnt, in ihren Königen Geschöpfe ihrer Wahl zu sehen, verschworen sich die gothischen Großen nur um so wüthender gegen die Erblichkeit des Throns, weil verhaßte Priester die Stützen derselben seyn wollten. Hieraus erklären sich alle die Veränderungen, welche im Laufe des siebenten Jahrhunderts den spanischen Thron erschütterten, bis er im achten zusammenstürzte.

Recared hinterließ, nach einer funfzehnjährigen Regierung, drei Söhne, von welchen der älteste, Liuva, (601) sein Nachfolger wurde. Seine Regierung war von kurzer Dauer; denn nach drei Jahren wurde er, in einem Alter von zwanzig Jahren, von einem gothischen Großen, Namens Witerich, ermordet. Witerichs Gedanke war,

den Arianismus wieder herzustellen; doch, indem er sich hierdurch die ganze Geistlichkeit zu Feinden machte, fiel er, nach einer siebenjährigen Regierung, unter den Dolchen solcher Großen, die sich von ihm bedrohet glaubten. Ihm folgte (610) Gundamar, der, nachdem er die raubsüchtigen Oströmer zurückgetrieben und in der fünften und sechsten National-Synode zu Toledo die königliche Obergewalt in geistlichen Dingen behauptet hatte, nach einer zweijährigen Regierung starb. Durch freie Wahl der Palatinen ward Sisebuth zu seinem Nachfolger ernannt; und, abhängig von der Priesterschaft, wie keiner seiner Vorgänger, warf er sich zum Verfolger der Juden auf, welche in Spanien zahlreicher waren, als in irgend einem anderen europäischen Königreiche. Ohne hier zu wiederholen, was bereits im vierten Kapitel dieser Untersuchungen über diesen Gegenstand gesagt worden ist, bemerken wir nur, daß das höhere Maaß von Freiheit, welches die Geistlichkeit durch die Verzichtleistung der Gothen auf den Arianismus gewann, sehr früh verderblich wurde; daß alles, was Gesetzgebung genannt werden kann, dadurch in ihre Hände gerieth, daß sie an geheimen Versammlungsorten verabredete, was in den National-Versammlungen beschlossen werden sollte; daß, auf diese Weise, die Reichstage zu Kirchen-Versammlungen wurden, auf welchen es sich kaum um etwas Anderes handelte, als um Vermehrung der Immunitäten, so daß die Geistlichkeit zuletzt frei wurde von allen Auflagen und Bürden; daß, als durch Verdrängung sehr vieler vornehmer Gothen von diesen Reichstagen die Geistlichkeit zur Unumschränktheit em-

porgestiegen war, ihr Verderben sogleich seinen Anfang nahm. Vielleicht wollte Sisebuth entgegen wirken. Doch was vermag der Einzelne, wenn eine große Bevölkerung durch schlechte organische Gesetze ihrem Verderben entgegeneilt! Nichts erreichte Sisebuth in Beziehung auf die Geistlichkeit, und das Einzige, was seine Regierung auszeichnete, war, daß er, in Kraft der zwischen den Oströmern und Persern obwaltenden Verhältnisse, die Abtretung der zwischen Calpe und Valencia gelegenen oströmischen Besitzungen von dem Imperator Heraklius erzwang, welchem auf der pyrenäischen Halbinsel von jetzt an nur Algarbien übrig blieb; und daß er, um den Kapereien der mauretanischen Seeräuber Einhalt zu thun, Eroberungen auf der afrikanischen Küste machte, wo ihm Ceuta und Tanger abgetreten wurden. Seine Regierung währte acht Jahr, und ein ruhiger Tod beendigte dieselbe.

Ihm folgte (621) Recared der Zweite, sein Sohn; doch nur auf kurze Zeit, da er schon drei Monate nach dem Antritt seiner Regierung starb. Die Palatine wählten hierauf Suintila, Recareds des Ersten Sohn, der sich unter Sisebuths Regierung durch seine Tapferkeit im Kampf mit den Oströmern und Asturiern ausgezeichnet hatte. Ist die Charakter-Schilderung, welche Isidorus von Sevilla von ihm macht, unpartheiisch, so war er einer von den vorzüglichsten Königen der Gothen: streng gegen die Großen, voll Mitleids gegen die Armen und Unterdrückten, unerbittlicher, als alle seine Vorfahren, in Bestrafung von Verbrechen, aber um dieser Eigenschaften willen auch wenig geliebt von ei-

nem Volke, bei welchem es hergebracht war, Willkür für Recht, Zügellosigkeit für Freiheit zu halten. Er bändigte die Vasconer, welche, aufgereitzt von einzelnen Mißvergnügten unter den gothischen Großen, alles verheerend bis nach Tarragona vorgedrungen waren; er zwang sie sogar zur Erbauung der Gränzfestung Oligito (Olite in Navarra). Nach mehreren Gefechten mit den Oströmern brachte er es durch kluge Unterhandlungen mit ihrem Anführer dahin, daß sie ein Land, worin sie sich nicht länger behaupten konnten, ohne Blutvergießen auf immer räumten; und so ward er der erste gothische Beherrscher von ganz Spanien. Die Unzufriedenheit mit seinem Verfahren kam zum Ausbruch, als er seinen Sohn Ricimer zum Mitregenten annahm. Stolz auf ihr Wahlrecht, ohne zu ahnen, wie gefährlich dies für sie selbst und für das ganze Reich war, mißbilligten die Palatine diesen Schritt, und erleichterten so dem Statthalter von Septimanien, d. h. aller der Landstriche, welche die Gothen diesseits der Pyrenäen besaßen, die Rebellion. Sisenand — dies war der Name des Statthalters — verbündet mit Dagobert, König der Franken, ging (631) über die Pyrenäen, drang bis Saragoza vor, wo die feindlich gesinnten Palatine sich versammelt hatten, und betrieb die Absetzung des um Spanien verdienten Königs mit so gutem Erfolge, daß Suintila ausschied, ohne sich gegen den Rebellen vertheidigt zu haben. Dieser folgte ihm; und die vierte National-Synode entehrte die Königswürde durch Bestättigung der Usurpation. Fünf Jahr darauf starb der Usurpator, ohne daß sich irgend etwas Merkwürdiges

von ihm sagen ließe. Chintila, welcher ihm folgte, (636), wurde von den Vätern der sechsten National-Synode wegen des Eifers gelobt, womit er die Juden aus Spanien verbannte; weiter weiß man von seiner vierjährigen Regierung nichts. Sein Sohn Tulga folgte ihm, konnte sich aber nicht behaupten. Chindasvinth, der ihn verdrängte, beschimpfte ihn dadurch, daß er ihm die Haare abschneiden ließ: eine Strafe, welche bei den Gothen für immer entehrte und zu allen Reichswürden unfähig machte.

Um sich auf dem gewaltsam errungenen Thron zu behaupten, griff Chindasvinth das Staatsübel an der Wurzel an. Zwei hundert Große, welche in einer langen Reihe von Jahren die Königswahlen gestört hatten, wurden hingerichtet, und gegen fünf hundert von geringerem Range aus dem Reiche verwiesen. Wie der Tyrann dies möglich machte, darüber schweigt die Geschichte. Viele Palatine und Bischöfe verbannten sich selbst im Bewußtseyn ihrer Schuld; sie gingen nach Gallien, von wo aus sie Verschwörungen anzettelten. Doch Chindasvinth wußte alle ihre Anschläge zu vereiteln; und, indem er fortfuhr zu schrecken, bestimmte er die Bischöfe, ihn auf der siebenten National-Synode von Toledo als rechtmäßigen König anzuerkennen. Als solcher, ernannte er seinen Sohn Recesvinth (649) zum Mitregenten, uud zog sich dann zurück, um den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben.

Es ist zu glauben, daß Chindasvinths Verfahren der Königswürde eine bessere Grundlage gab, als sie bis dahin gehabt hatte. Da nämlich die Königswürde

nur entweder auf ein großes Besitzthum oder auf die Natur der Gesellschaft gegründet werden kann, die letztere Art der Grundlage aber in einem gesellschaftlichen Zustande, wie der der Westgothen in Spanien war, unmöglich ist: so muß man annehmen, daß die Umwälzung, welche Chindasvinth veranlaßte, hauptsächlich entweder in Confiscationen oder in Besetzung der Lehne mit neuen Creaturen bestand. Auf jeden Fall erntete sein Sohn davon den Vortheil, daß er sich, unter dem Beistand einsichtsvoller Männer, zum Gesetzgeber der Westgothen aufwerfen konnte. Der von ihm herrührende Codex verdient noch jetzt Bewunderung wegen der vielen gründlichen Abstractionen, die er enthält. Doch ist zu glauben, daß er nie zur Vollziehung gediehen sey: denn, um Gesetze zu vollziehen, bedarf es der Macht; und da diese für einen König des siebenten Jahrhunderts nicht möglich war, weil es ihm an dem Mittel fehlte, die Staatsbeamten von sich abhängig zu erhalten: so war das Daseyn eines Gesetzbuches in diesen Zeiten die überflüßigste Sache von der Welt.

Recesvinths Verwaltung dauerte drei und zwanzig Jahre. Sein Nachfolger war Wamba, den man mit dem Schwerte zur Annahme der Königswürde zwingen mußte: so sehr hatte diese aufgehört, ein Gegenstand des Ehrgeitzes zu seyn. Da diese Wahl ohne die Genehmigung der Gothen in Septimanien zu Stande kam, so versagten ihm Hilderich, Graf von Nismes, Gumild, Bischof von Magelone, der Abt Ranimer und andere Große den Gehorsam. Wamba sandte seinen Feldherrn Paullus wider die Rebellen aus; doch der

Treulose stand mit ihnen schon früher in Verbindung, und nachdem er noch Ranosind, Grafen von Tarragona, auf seine Seite gebracht und die meisten Städte Cataloniens zum Abfall bewogen hatte, nahm er sogar den Königstitel an. Ein Bürgerkrieg war die Folge dieses Verraths. Er endigte sich, nach der Eroberung von Narbonne, mit der Gefangennehmung des Paullus, welchem Wamba den Kopf abschlagen lassen wollte, als der Bischof von Narbonne ihn zum Verzeihen bewog. Von jetzt an hatte Wamba nicht länger mit Rebellen zu kämpfen; allein im achten Jahre seiner Regierung betrog ihn die List eines Lieblings um die Königskrone. Erwig, in Einverständniß mit dem Bischof von Toledo, reichte, wie die spanischen Geschichtschreiber erzählen, dem König einen Trank, dessen Wirkung sehr genau berechnet war. Wamba lag in gänzlicher Verwirrung der Sinne und des Geistes, wie man annahm, mit dem Tode ringend. Es wurde der Bischof von Toledo gerufen, um ihm in den letzten Augenblikken mit seinem Troste beizustehen; und dieser, der sehr wohl wußte, daß Wamba nicht sterben würde, versetzte ihn plötzlich, durch Abschneidung der Haare und Anlegung eines Mönchsanzuges, in den Zustand eines Büßenden. Durch dies Verfahren war Wamba als König getödtet, wiewohl er als Mensch fortdauerte. Zur Besinnung gelangt, entsagte er gern einer Herrschaft, die ihm aufgedrungen war; und indem er den Palatinen, wie den Bischöfen, seinen Liebling Erwig als den fähigsten Thronbewerber empfahl, flüchtete er zugleich in

eine friedliche Zelle des Klosters Pampliega, wo er noch sieben Jahre lebte.

Erwig, der Sohn eines gewissen Ardebast, den man für den Sohn Ingundens und Hermenegilds ausgab, wurde zwar gewählt und gekrönt; indeß mußte er die Königswürde durch Opfer erkaufen, welche dieselbe vernichteten: er mußte das Wahlrecht der Großen aufs Neue bestätigen, d. h. der Erblichkeit förmlich entsagen, ferner den Hofbeamten oder Palatinen neue Vorrechte zugestehen, ferner jenen Districten verzeihen, welche sich unter Wamba geweigert hatten, an der Vertheidigung des Königreiches Theil zu nehmen, endlich die Juden aufs Neue der Verfolgung einer Priesterschaft Preis geben, welche, ausgeartet und von ihrer wahren Bestimmung verlockt, sich wegen der Kränkungen rächen wollte, die sie täglich von jüdischen Schriftgelehrten erfuhr. War es ein Wunder, wenn von einem Könige, der sich so die Hände binden ließ, nichts Merkwürdiges ausging?

Seine Regierung dauerte sieben Jahre, und ging im Jahre 687 nicht auf seine Söhne über, sondern auf Egiza, einen Sohn Wamba's, der, mit Eichilonen, einer Tochter Erwigs, vermählt, sich durch einen Eid verbinden mußte, seine Schwäger nicht zu kränken. Von diesem an Erwig geleisteten Eid ließ sich Egiza, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, von den Bischöfen des Reiches unter dem Vorwande entbinden, daß er mit dem heiligeren Eide, seinen Unterthanen gleiches Recht widerfahren zu lassen, in Widerspruch stehe. Gleich darauf verstieß er seine Gemahlin Eichilone; und Alle, welche

an Wamba's Absetzung Theil genommen hatten, wurden ein Gegenstand seiner Ungnade, wo nicht seiner Verfolgung. Hierin mochte die Verschwörung gegründet seyn, welche Sisbert, Metropolitan von Toledo, wider ihn anzettelte. Da die Meuterei vor ihrem Ausbruche entdeckt wurde, so war es leicht, ihr zuvorzukommen. Sisbert, des Verraths angeklagt, wurde in der sechzehnten National-Synode zu Toledo seiner Würde entsetzt, und seine Mitschuldigen zum Theil begnadigt, zum Theil des Landes verwiesen. Noch immer kämpfte man mit den Juden, indem die Maaßregeln, welche man wider diese Menschen-Classe genommen hatte, als unzulänglich befunden wurden. Eine Volkseinheit zu Stande zu bringen, hielt man kein Opfer für zu groß; und so geschah es, daß man den freien Entschluß zum Uebertritt in die christliche Kirche mit Adelsdiplomen und Befreiung von Zöllen belohnte. Hierbei vergaß man aber, daß nur die aus dem Innern hervorgehende Bekehrung Werth hat. Der spanische Adel, durch getaufte Juden vermehrt, konnte nur tiefer sinken; und bald machte man die Entdeckung, daß die neugeadelten Christenjuden mit ihren nach Afrika ausgewanderten Glaubensgenossen in gefährlichen Verbindungen standen, von welchen für die Fortdauer der westgothischen Monarchie alles zu befürchten war. Da sich die Kirche davon am meisten bedrohet fühlte, so wurde auf der siebzehnten National-Synode zu Toledo der Beschluß gefaßt, daß alle Juden zu Sklaven gemacht, ihre Güter eingezogen, sie selbst im Reiche vertheilt, die Kinder, von dem siebenten Jahre an, von ihren Aeltern getrennt, von bewährten

Christen erzogen und in der Folge mit Christen verehelicht werden sollten. Wenn irgend ein Gesetz die spanische Regierung in ihrer Schwäche darstellt, so ist es dieses. Wiederum geht daraus hervor, daß gerade die schwächsten Regierungen die grausamsten Maaßregeln ergreifen, ohne jemals zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Als Egiza die Beschwerden des Alters zu fühlen anfing, bewarb er sich bei dem Adel und der Geistlichkeit um die Gunst, seinen ältesten Sohn Witiza zum Mitregenten erheben zu dürfen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und im Jahre 701 trat Wamba's Enkel seine Regierung an. Der Anfang derselben zeigte Klugheit und Milde. Doch bald traten Umstände ein, die ihr den entgegengesetzten Charakter gaben. Die Nachkommenschaft Recesvinths hatte ihren Ansprüchen auf den spanischen Thron nie entsagt, und, im Geheimen thätig für die Erreichung ihres Endzwecks, unterstützte sie jede Empörung. Die Söhne Recesvinths waren Theodefred, Herzog von Cordoba, und Favila, Herzog von Cantabrien. Beide, von gleichem Geiste beseelt, feindeten Witiza an; und, um sich Ruhe zu verschaffen, mußte derselbe damit endigen, daß er jene blenden, diesen ermorden ließ. Ruderich, ein Sohn des ersteren, und Pelayo, ein Sohn des letzteren, retteten sich durch die Flucht. Witiza's Regierung dauerte zehn Jahr. Was von seinen Ausschweifungen in der Wollust gesagt wird, mag auf sich beruhen; die Ermahnungen des frommen Metropolitan's Gunderich, deren Vergeblichkeit von einzelnen Schriftstellern bejammert wird, konnten leicht einen anderen Zweck haben, als den König zu Besserung sei-

nes Wandels zu bewegen. Es war dahin gekommen, daß ein westgothischer König seine Bestimmung gar nicht mehr erfüllen konnte, weil die Grundlage der Macht beinahe gänzlich versunken war. Unter diesen Umständen hatten die Araber ihre Eroberungen bis nach Mauretanien erweitert, und Walid der Erste, Kaliph von Damaskus, dem Statthalter des ganzen Mauretaniens den Befehl ertheilt, alle zu dieser Provinz gehörigen Festungen zu erobern. Schon hatte Musa Tanger genommen; schon beschäftigte er sich mit der Eroberung von Ceuta. Zurückgeschlagen durch den kräftigen Widerstand, welchen Graf Julian, Befehlshaber dieser Festung, leistete, mußte Musa sich verstärken, ehe er zu neuen Angriffen schreiten konnte. Inzwischen schied Witiza aus, es sey nun durch einen natürlichen Tod, oder weil Ruderich, der Enkel Recesvinths, ihn dazu zwang. Nach Rodericus Toletanus, warf sich dieser Ruderich, unterstützt von den eingebornen Spaniern in Asturien, Biscaya und Cantabrien, damals noch Römer genannt, in eine offene Empörung gegen Witiza; und nachdem er sich seiner bemächtigt hatte, behandelte er ihn, auf den Rath seiner Freunde, wie sein eigener Vater von Witiza war behandelt worden, d. h. er ließ ihn blenden.

So beschloß Witiza seine Bahn. Sein Nachfolger auf dem westgothischen Throne ward Ruderich, indem die dem Hause Chindasvinth's ergebene Parthei von Bischöfen und Palatinen den Sieg davon trug über die Einwendungen der Gegenparthei, welche aus Anhängern oder Nachkommen eines Suintila, eines Sesenand und

Erwig bestand. Spaniens größtes Unglück in diesen Zeiten war, daß die königliche Würde sich nie zu derjenigen Selbstständigkeit hatte erheben können, von welcher die Erblichkeit mehr die Wirkung, als die Ursache, ist. Die nicht unbedeutende Zahl Derer, welche Anspruch auf diese Würde machten, verbunden mit den übrigen Gebrechen des Staats, erlaubte den Partheien keinen Stillstand; und indem sie alles vereinzelte, mußte eine Kraftlosigkeit entstehen, welche das westgothische Reich zu einer leichten Beute verwegener Eroberer machte. Wie dürftig also auch die Nachrichten sind, welche wir von der zweihundert und fünf und funfzigjährigen Regierung der gothischen Könige in Spanien haben: so reichen sie doch vollkommen hin, die Eroberung dieses Reiches durch die Araber begreiflich zu machen.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Eroberung Spaniens durch die Araber.

Der größte Theil der Menschen, unbekannt mit dem Gesetz des Steigens und des Fallens der Reiche, hält sich, um Erscheinungen dieser Art zu erklären, an den persönlichen Eigenschaften der Fürsten und ihrer ersten Diener, während diese etwas sehr Untergeordnetes sind und immer nur in so fern wirksam werden können, als es an Dem fehlt, was sie gänzlich unschädlich machen würde, nämlich einer guten Verfassung, welche verhindert, daß ein Gemeinwesen zu einer Privatsache

werde. Man darf sich also nicht darüber wundern, daß auch der Untergang des westgothischen Reiches einer solchen Ursache zugeschrieben worden ist.

Nach einer, in spanischen Romanzen fortlebenden Sage, hatte Graf Julian seine Tochter Cava als Unterpfand seiner Treue gegeben. Als solches lebte die Schöne an dem Hofe Ruderichs. Dieser, von ihren Reitzen bezaubert, entehrte sie; und, hierüber aufgebracht, veranlaßte Graf Julian den Statthalter des Kaliphen Walid zu einer Landung in Andalusien, die, nachdem Ruderichs Heer an den Ufern des Guadalete geschlagen war, sich mit der Eroberung der ganzen Halbinsel endigte. Solche Erzählungen befriedigen den Leichtgläubigen, während sie den Forscher anekeln. Die spanische Cava ist nur eine Nachbildung der römischen Lucretia.

Die allgemeinste Ursache des schnellen Unterganges der westgothischen Herrschaft in Spanien lag einzig und allein in der Unfähigkeit der Gothen, ein bleibendes Königthum zu gründen. Es mußten Mittel gefunden werden, das Königthum erblich zu machen; und wenn diese gefunden waren, so mußte man die Erblichkeit durch solche Gesetze beschützen, welche ihr unbedingte Achtung verschafften. Statt dessen machte man die königliche Würde von der Wahl der Großen abhängig und — zerstörte sie dadurch in ihrem Keime. Der größte Vortheil, den ein Suverän gewährt, besteht darin, daß er den Kampf um die Macht verhindert; dieser Vortheil aber geht da verloren, wo er das Geschöpf — nicht eines feststehenden Gesetzes, wie in den Erbmonarchieen, sondern das einer Wahl, wie in den

Wahlreichen ist. In der letzteren Ordnung der Dinge hört die Regierung niemals auf, den Charakter einer Parthei zu haben. Verletzte Familien-Interessen, welche daraus entspringen, daß der Gewählte, um sich dankbar zu beweisen, bald den einen, bald den andren verdienten Staatsbeamten zurücksetzen muß, werden zu einer Grundlage aller der Zwistigkeiten, welche die Monarchie untergraben; und da diese Zwistigkeiten unsterblich sind, so gehen aus ihnen alle die Thronveränderungen hervor, die das Wahlreich bezeichnen. Wahlreiche, welcher Umfang ihnen auch eigen seyn mag, sind also ihrer Natur nach niemals stark. Sie können von langer Dauer seyn, weil hierüber die Umstände entscheiden: doch ein einziges Ereigniß, auf welches nicht gerechnet worden ist, kann sie über den Haufen werfen; und, im Allgemeinen genommen, haben sie das mit förmlichen Anti-Monarchieen gemein, daß man sich nur der Gegenparthei zu bemächtigen braucht, um die Parthei mit Leichtigkeit zu besiegen.

Von Spaniens Geschichtschreibern hat keiner anzugeben vermocht, was den Grafen Julian bewogen habe, den Arabern die Pforten Spaniens zu öffnen, nachdem er Ceuta mit so großem Nachdruck vertheidigt hatte; aber durch Vermuthungen vermag man den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden.

Witiza's Söhne, auf den Stufen des Thrones erzogen, fühlten sich verdrängt und in den Privatstand zurückgeschleudert. Ihr Oheim Oppas, in früherer Zeit Erzbischof von Sevilla, durch die Gunst seines Bruders Witiza zugleich zum Erzbisthum Toledo erhoben,

und um so mehr Primas des Reiches, da durch die achtzehnte National-Synode zu Toledo, man weiß nicht auf welche Veranlassung, der Zusammenhang der spanischen Geistlichkeit mit dem Bischof von Rom gänzlich aufgehoben war, — ihr Oheim Oppas hatte keine Aussicht, auf seinem Alles beherrschenden Posten fortzudauern unter einem Könige von einem feindselig gesinnten Geschlecht. Welchem Interesse Graf Julian diente, läßt sich zwar nicht bestimmen; aber er gehörte zu den vornehmsten Familien, und da er seine Anstellung in Afrika dem Könige Witiza verdankte, so war nichts natürlicher, als daß er das Schicksal von dessen Söhnen bedauerte. Von Verrath an dem Vaterlande war nicht die Rede, sondern nur von Mitteln, einen verhaßten König zu verdrängen und dessen Parthei zu besiegen. Julian konnte, als er dem Statthalter des Kaliphen die ersten Anträge zu einer Landung in Andalusien machte, sich sogar einbilden, daß er es in seiner Gewalt habe, die Araber zu zügeln; die wenigsten Begebenheiten sind aus dem bösen Willen der Menschen hervorgegangen, und die meisten beruhen auf falschen Berechnungen und auf Unbekanntschaft mit der Gegenkraft. Als das Unglück geschehen war, machte man den Grafen für dasselbe verantwortlich; und so geschah es, daß er ganz allgemein in dem Lichte eines Landesverräthers betrachtet wurde. Aber dies Unglück lag nicht in seinen Absichten — was auch daraus hervorgeht, daß er, um es zu wollen, als ein in Andalusien reich begüterter Mann, erst sein eigener Feind hätte werden müssen, ehe er

mit den Arabern gemeine Sache zur Zerstörung des westgothischen Reiches machen konnte.

Das Reich der Araber hatte sich im Osten bis nach Indien ausgedehnt, und bis über Indiens Gebirge hinaus waren die reichsten Gegenden der Welt, wenn gleich auf kurze Zeit, dem Kaliphen von Damaskus unterworfen, als Muza, der Statthalter Walids in Afrika, Verhaltungsbefehle in Ansehung des von dem Grafen Julian gemachten Antrages forderte. Sein Bote kehrte mit der Erlaubniß zurück, daß er die unbekannten Königreiche des Westen mit der Religion und dem Throne des Kaliphen verbinden sollte. Indeß war dadurch nicht jede Bedenklichkeit gehoben. Der Widerstand, welchen Graf Julian als Vertheidiger von Ceuta geleistet hatte, die Niederlage der arabischen Flotte im Jahre 708, als ihre Landungsversuche an den Küsten von Vandalitien durch Theodemir, den Beherrscher der Meeresküste von Malaga bis Valenzia, vereitelt wurden, selbst der Beistand, welchen die Gothen den Römern leisteten, als es noch eine Vertheidigung Karthago's galt: dies alles flößte dem afrikanischen Statthalter die Furcht ein, daß Graf Julian ihn in ein Unternehmen verwickeln wolle, dessen Ausgang leicht den Verlust der in Afrika gemachten Eroberungen nach sich ziehen könne. Um mit einiger Sicherheit zu Werke zu gehen, und um zugleich die Redlichkeit seines neuen Bundesgenossen zu prüfen, ließ Muza seinen Feldherrn Tarik mit vierhundert Mann Fußvolk und einhundet Reitern nach Spanien übersetzen; dies waren angeworbene Afrikaner, deren Verlust, wenn er Statt fand, leicht ver-

schmerzt werden konnte. Tarik landete an demselben Platze, auf welchem in der Folge Algesiras erbauet wurde, und das Datum dieser merkwürdigen Begebenheit wird in den Monat Julius des ein und neunzigsten Jahres der arabischen Zeitrechnung gesetzt, welches mit dem siebenhundert und zehnten Jahre nach der Geburt Christi übereinstimmt *). Von der Parthei des Grafen Julian empfangen und begünstigt, ging Tarik landeinwärts; da er aber viel zu schwach war, um etwas Wichtiges zu unternehmen, so kehrte er nach Afrika zurück, ohne noch etwas mehr verbürgen zu können, als die Aufrichtigkeit der Verbündeten, die herrliche Beschaffenheit des Landes, das erobert werden sollte, und die Möglichkeit des Gelingens der wichtigen Unternehmung vermöge der Trennung, welche zwischen den Eingebornen und den Gothen bestand, und des noch größeren Zwiespalts unter den Gothen selbst. Und mehr bedurfte es nicht, um Muza's Entschluß zu bestimmen.

In dem nächsten Frühling bemannte Muza die von dem Grafen Julian herbeigeschafften Fahrzeuge mit einem Heere von zwölftausend Mann, welchen nach der ersten Landung fünf tausend Veteranen nachgesendet wurden. Tarik, dem der Oberbefehl übertragen war, hatte das Vorgebirge Calpe zum Landungsort gewählt;

---

*) Rodericus Toletanus, Baronius und Mariana setzen die erste Landung Tariks in das Jahr 713. Dies beruhet auf einem Fehler, den der erste von diesen Geschichtschreibern in der Vergleichung der Mondesjahre der Hedschra mit den Sonnenjahren der christl. Zeitrechnung begangen hat.

und dies ward in der Folge die Ursache, daß die Benennung Calpe sich in Gebel al Tarik, von den Spaniern abgekürzt Gibraltar genannt, verwandelte. Sobald er die Städte Calpe und Cartejo in seine Gewalt gebracht hatte, verheerte er die Küste Vandaliziens. Bald sah er sich durch die Schaaren Derer verstärkt, die sich gegen Ruderich verschworen hatten. Ein gothisches Heer, das sich seinen Fortschritten widersetzen wollte, wurde von ihm aufs Haupt geschlagen, und erst von den Flüchtlingen vernahm Ruderich die Größe der Gefahr, welche dem westgothischen Königreiche bevorstand. Ein allgemeines Aufgebot erging im Lande, und nicht gering war das Heer, womit Grafen, Bischöfe und Edle dem Könige zu Hülfe eilten. Es bestand aus nicht weniger als neunzig tausend Mann: so freigebig hatte die Furcht vor den Saracenen gemacht! Unglücklicher Weise konnte man in diesem zahlreichen Heer nur ein Zehntel als geübte Krieger bezeichnen; und selbst unter diesen mochten Viele seyn, welche das, was sie der allgemeinen Sache schuldig waren, nicht so deutlich dachten, daß der Partheigeist geschwiegen hätte. Von Ruderichs Anzug unterrichtet, lagerte sich Tarik am südlichen Ufer des Guadalete. Am entgegengesetzten Ufer dieses in die Bay von Cadiz ausströmenden Flusses, bei Asta Regia, jetzt Xeres de la Frontera genannt, stellte der westgothische König seine Schaaren auf. Drei Tage verstrichen unter Scharmützeln, in welchen man Erdreich gewann oder verlor. Am vierten Tage (26 Jul.) wurde die entscheidende Schlacht geliefert. Lange machten die Gothen den Arabern den Sieg streitig:

Tariks kleines Heer schmolz mit jeder Stunde mehr zusammen. Schon hatte er Ursache, an dem Siege zu verzweifeln; schon erinnerte er sich mit Schrecken, daß er den Feind vor sich, das Meer hinter sich hatte; schon wankte er zwischen Kampf und Flucht. Doch in dem entscheidendsten Augenblicke gingen Witiza's Söhne und der Erzbischof von Toledo zu den Arabern über; und dieser Abfall, im Angesicht des gothischen Heeres ausgeführt, wirkte so entscheidend, daß die Schlacht plötzlich stille stand. Nur auf persönliche Sicherheit bedacht, ergriffen die Gothen die Flucht, ohne daß es ihren Anführern möglich war, dieselbe zu hemmen. Ruderich selbst, außer sich vor Erstaunen, sprang von seinem Wagen, und bestieg sein schnellstes Roß, Orelia genannt. Ob er auf der Flucht ermordet, oder in den Wellen des Guadalquivir untergegangen sey, ist ungewiß; sein Diadem, sein Leibrock und sein Renner wurden am Ufer dieses Flusses gefunden, ihn selbst aber, oder vielmehr seinen Leichnam, vermochte man nicht aufzufinden, und so entstand die Sage, daß er sich nach Portugal gewendet und daselbst sein Leben in einem Kloster beschlossen habe.

Nach der Schlacht bei Asta Regia war Schrecken der wirksamste Bundesgenosse der Araber. Graf Julian mochte sich schmeicheln, mit welchen Hoffnungen er wollte, oder, was wahrscheinlicher ist, nach einem seine Erwartungen übertreffenden Erfolge sogar geheimen Befürchtungen Raum geben: seine ganze Lage brachte es mit sich, daß er den arabischen Unterfeldherrn zur Verfolgung des Sieges ermunterte. Tarik folgte seinem

Rath. Von den Ufern des Guadalquivir nach denen des Tajo vorgehend, sandte er Abtheilungen aus, welche sich der Städte bemächtigen mußten. Wenige von diesen widerstanden, da Oppas die arabischen Waffen durch seine Ermahnungen unterstützte. Ein Unternehmen gegen Sevilla, die Hauptstadt Vandalitiens, schien allzu viel Zeit zu kosten, und wurde daher aufgeschoben. Cordoba sah sich von einem arabischen Partheigänger überrascht, der mit sieben hundert Pferden durch den Guadalquivir schwamm und die Stadt bis auf eine große Kirche eroberte, worin sich die Besatzung noch mehrere Monate vertheidigte. Die Seeküste von Bätika leistete beinahe gar keinen Widerstand. Als Tarik mit seinen Schaaren vor den Mauern von Toledo erschien, waren die vornehmsten Bewohner dieser Hauptstadt des westgothischen Reiches bereits mit den Ueberbleibseln der Heiligen nach Asturiens Gebirgen entwichen, und die Zurückgebliebenen verschlossen die Thore nur, um mit größerem Vortheil unterhandeln zu können. Tarik bewilligte: freien Abzug Jedem, welcher auswandern wollte; sieben Kirchen für den Gottesdienst der Christen; dem Erzbischof und seiner Geistlichkeit freie Ausübung ihrer geistlichen Verrichtungen; den Mönchen Befolgung oder Nicht-Befolgung ihrer Regel; den sämmtlichen Gothen und Römern Beibehaltung ihrer Gesetze und Obrigkeit in allen bürgerlichen und peinlichen Fällen. Von Toledo aus verbreitete der arabische General seine Eroberungen über die nachmaligen Königreiche Castilien und Leon, und die Seestadt Gijon war das Ziel seiner Bahn, so daß diese von dem gegen-

genwärtigen Gibraltar bis zur Bay von Biscaya reichte. Nicht, daß er auf diesem langen Wege rechts und links alles erobert hätte, was zur pyrenäischen Halbinsel gehört; aber er hatte eine solche Eroberung eingeleitet, und nichts hatte ihn, außer dem Erzbischof Oppas, so sehr unterstützt, als das Heer von Juden, welches, auf die erste Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Asta Regia, von Afrika zurückgekommen war, um gewaltsam zerrissene Verbindungen wieder anzuknüpfen. Von Tarik begünstigt, trugen sie zur schnelleren Ergebung der Städte bei, und als die Eroberung Spaniens vollendet war, blieben sie in stetem Zusammenhange mit den Arabern, bis sie endlich nach acht Jahrhunderten, gleichzeitig mit den Arabern, wieder vertrieben wurden.

Tarik wurde aus dem Norden Spaniens nach Toledo zurückgerufen, um dem Statthalter des Kaliphen, der inzwischen daselbst aus Afrika angelangt war, Rechenschaft von seinem Betragen zu geben. Derselbe Mann, der ein großes Königreich erworben hatte, sah sich genöthigt, Kleinigkeiten zu verantworten; und da er nicht jeden Verdacht beseitigen konnte, so mußte er sich einer Züchtigung von Muza's Hand unterwerfen. Dem theokratischen System ist die Ehre fremd, wie überhaupt dem Despotismus. Obgleich die Strafe öffentlich an Tarik vollzogen wurde, so schadete sie doch seinem Ansehn als Feldherr nicht. Er fuhr fort, unter Muza zu dienen, der ihm die Bezwingung der tarragonesischen Provinz übertrug.

An der Spitze von 10,000 Arabern und 8000

Afrikanern, umgeben von drei wackeren Söhnen und den Edelsten unter den Koreischiten, war Muza nach Spanien gekommen, die Eroberung dieser Halbinsel zu vollenden und dann nach Gallien vorzugehen. Städte, welche Tarik aus Mangel an Mannschaft hatte unberührt lassen müssen, wurden von ihm erobert. Dahin gehörten vorzüglich Sevilla und Merida. Wie lange Sevilla widerstand, ist ungewiß. Die Bewohner Merida's, ihrer Abkunft von den Veteranen des Augustus eingedenk, trotzten lange jeder Aufforderung, und, anstatt sich auf die Vertheidigung ihrer Mauern zu beschränken, griffen sie den Feind in seinem Lager an. Sie fielen bei dieser Gelegenheit in einen ihnen gelegten Hinterhalt; aber, wie groß ihr Verlust auch war, so setzten sie dennoch die Vertheidigung fort, bis Hunger und Verzweiflung sie zur Uebergabe zwang, und noch bis auf den heutigen Tag zeigt das Castell der Martyrer, daß der den Arabern von ihnen zugefügte Verlust nicht gering gewesen ist. Muza räumte ihnen zuletzt Vorzüge ein, auf welche sie nicht gerechnet hatten; und die Folge davon war, daß sie sich nicht empörten, wie die Einwohner von Sevilla, die Abdalazig, Musa's zweiter Sohn, zum Gehorsam zwingen mußte.

Dieser erhielt den Auftrag, die Seeküste von Malaga bis Valencia zu unterwerfen. Hier führte ein edler Gothe, Namens Theodemir, den Oberbefehl; es war derselbe, der im Jahre 708 die arabische Flotte an der Küste Vandalitiens vernichtet hatte. Ruderichs Tod und die Auflösung der westgothischen Regierung waren kein Geheimniß mehr, und Theodemir hatte nur

die Wahl, ob er in einem vergeblichen Widerstande seine Besitzungen Preis geben, oder dieselben durch Unterwerfung retten wollte. Ein förmlicher Vertrag, den 4ten des Regeb im 34sten Jahre der Hedschra (5 April 713) mit ihm abgeschlossen, beweiset, daß er das letztere vorzog. In diesem, von vier Muselmännern unterzeichneten Vertrage, wurde ihm die Fortdauer seiner Fürstenwürde und die Unverletzbarkeit seines Eigenthums zugesichert, wogegen er sich anheischig machte, seine sieben Städte Orihuna, Valentola, Alicante, Mola, Vacasora, Bigerra (jetzt Bejar), Ora (oder Opta) und Lorca den Arabern zu überliefern, den Feinden des Kaliphen keinen Beistand zu leisten, und jährlich, so wie der übrige Adel, ein Goldstück, vier Maaß Weizen, eben so viel Gerste und eine bestimmte Quantität Honig, Oel und Weinessig zu entrichten.

Man sieht hieraus, mit welchem Glimpf Theodemir behandelt wurde; und daß von beiden Seiten Wort gehalten worden, ergiebt sich unter andern auch daraus, daß vier Jahrhunderte nach Theodemir seine Besitzungen in Murcia und Carthagena von dem Nubischen Erdbeschreiber Edrisi noch Tadmir genannt wurden. Ueberhaupt gab es schwerlich jemals einsichtsvollere Eroberer, als die Araber waren. Anstatt den Widerstand zu reitzen, verminderte sie ihn durch großmüthige Bewilligungen, und die meisten Städte ergaben sich ohne langwierige Vertheidigung, weil den Einwohnern freie Ausübung ihres Cultus, Beibehaltung ihrer Gewohnheiten und Gesetze, Verwaltung der Gerechtigkeit durch Grafen und Richter aus ihrer Mitte, und

Mäßigung des den gothischen Königen bezahlten Tributs zugesichert und durch schriftliche Verträge bestätigt wurde. Nur Rebellen entgingen der Strafe nicht; und eine unbekannte Stadt zwischen Cordoba und Sevilla wurde von Grund aus zerstört, weil ihre Bewohner das arabische Joch abzuschütteln versucht hatten. Zu Saragoza erbaueten die Koreischiten eine prächtige Moschee; und nachdem Catalonien erobert war, wurde der Hafen von Barcellona den syrischen Schiffen geöffnet. Auf diese Weise entstanden ganz neue Handelsverbindungen.

Muza ging damit um, über die Ost-Pyrenäen in Gallien einzudringen, dies Königreich zu erobern, und die Lombarden in Italien zu vernichten, als der Kaliph Walid ihn nach Damaskus zurück berief. Er folgte ungern, weil er vorhersehen konnte, daß man ihm nicht erlauben würde, nach Spanien zurückzukehren und seine Entwürfe zur Ausführung zu bringen; als aber der unerschrockene Bote des Kaliphen in dem Lager bei Lugo in Gallien erschien und in Gegenwart der Saracenen und Christen den Zügel seines Pferdes faßte: da blieb nichts Andres übrig, als diesem Rufe zu folgen. Da auch Tarik abberufen wurde, so ging der Oberbefehl über Afrika und Spanien auf Muza's beide Söhne, Abdallah und Abdelazig, über. Muza's lange Reise von Ceuta nach Damaskus konnte einem Triumphzuge verglichen werden. Ihn begleiteten vierhundert gothische Edle, und die Zahl der männlichen und weiblichen Gefangenen, die er mit sich schleppte, wird von Einigen auf achtzehn, von Anderen auf dreißig tausend angege-

ben. Alle diese Personen hatten keine andere Bestimmung, als in Syrien und Arabien zu sterben. Unermeßlich war die Beute, die er nach Damaskus brachte; und unter derselben befanden sich mehrere Kostbarkeiten, welche die Römer vor mehr als sieben Jahrhunderten den östlichen Königreichen entwendet und bei der Plünderung Roms an die Gothen verloren hatten. Jetzt wurden diese nach Damaskus und Mekka geführt, und so der Habsucht auf immer entzogen; die Schriftsteller erwähnen besonders eines Tisches von Smaragd, als der größten Seltenheit unter den Kunstschätzen der Gothen. Als Muza zu Tiberias in Palästina angelangt war, erfuhr er durch Soliman, Bruder und muthmaßlichen Erben des Kaliphen, daß Walid gefährlich krank sey; und da Soliman zugleich wünschte, daß das Schauspiel des Sieges für seine Regierung aufgespart werden möchte, so eilte Muza nicht, nach Damaskus zu kommen. Walid starb wirklich; doch, statt des Beschützers, fand Muza einen strengen Richter in Soliman. Der Eitelkeit und Falschheit beschuldigt, mußte er sich durch eine Geldstrafe von 200,000 Goldstücken von jeder weiteren Verfolgung loskaufen, und sein Verfahren gegen Tarik wurde dadurch gerächt, daß er, gestäupt, einen ganzen Tag vor dem Thore des Pallastes in der Sonne stehen mußte: eine Beschimpfung, deren Folgen er durch eine Niederlassung in Mekka entging. Noch immer konnte sich Muza mit dem Gedanken trösten, daß die Frucht seiner Arbeiten von seinen Söhnen genossen werde. Doch auch dieser Trost ging für ihn verloren, als er erfuhr, daß seine

beiden Söhne auf Soliman's Befehl ermordet wären; Abdelazig sogar in der Moschee von Cordoba, nachdem er sich mit der Wittwe Roderichs, der Königin Egilona, vermählt hatte. So weit trieb Soliman die Grausamkeit, daß dem greisen Vater der abgeschlagene Kopf des Sohnes mit der Frage vorgehalten wurde: ob er ihn erkenne. Wohl erkenne ich, erwiederte er, die Züge meines Sohnes; seine Unschuld ist mir nicht zweifelhaft, und möge den Urhebern seines Todes dasselbe Schicksal zu Theil werden! Er starb nicht lange darauf. Tarik wurde günstiger behandelt: er fand Verzeihung für seine Dienste, und durfte sich in dem großen Haufen der Sklaven verlieren. Das Schicksal des Grafen Julian ist unbekannt geblieben. Witiza's beide Söhne blieben in dem ungestörten Besitz der Privat-Güter ihres Vaters; und als die Tochter Eba's (des ältesten von ihnen), durch ihren Oheim Sigebut beraubt, sich vor dem Kaliphen Haschem beschwerte, erhielt sie ihr Erbtheil zurück und ward die Gattin eines edlen Arabers, der seine mit ihr erzeugten Söhne nach Spanien sandte, wo sie eine ihrem Ursprung und ihren Reichthümern angemessene Aufnahme fanden. Von dem Erzbischof Oppas wird behauptet, daß er dem Vetter Ruderichs (jenem Pelayo, der sich mit vielen anderen Gothen in die Gebirge von Asturien zurückgezogen hatte) in die Hände gefallen sey und seine verdiente Strafe erhalten habe; nicht wahrscheinlich, da Oppas, wenn gleich in seinen Erwartungen betrogen, keine Ursache hatte, sich der Oberherrschaft der Araber zu entziehen.

Spanien, von je her der Wohnsitz der verschiedensten Nationen, war dies mehr, als jemals, seit der Eroberung der Araber. Hier fand man, außer den durch die Römer zu einer gewissen National-Einheit verschmolzenen Eingebornen, Juden, Gothen, Mauretanier, Araber und andere Asiaten, bunt durch einander gemischt, der Sprache nach eben so verschieden, als den Gesetzen, Sitten und Culten nach. Der arabische Säbel allein vermochte unter solchen Umständen die Ordnung zu erhalten, welche die Fortdauer des Ganzen forderte. In den nordöstlichen Theil der Halbinsel hatten sich diejenigen Gothen zurückgezogen, welchen die Herrschaft der Araber unerträglich schien; und hier wurden, unter Pelayo, die ersten Grundlagen zu jener Umwälzung geworfen, welche nach einem achthundertjährigen Kampfe sich mit der Vertreibung der Araber und Juden aus der schönen Halbinsel endigte. In allen übrigen Theilen derselben walteten die Araber. Nicht unangenehm ward ihre Herrschaft empfunden, nachdem der erste Sturm vorüber war. Die Sitten und Gesetze, welche sie nach Spanien brachten, in mehr als Einem Betracht den Sitten und Gesetzen der Gothen entgegen gesetzt, konnten nicht verfehlen, dem gesellschaftlichen Zustande auf der Halbinsel eine andere Gestalt und eine andere Farbe zu geben. Bei den Gothen beschränkte sich die persönliche Freiheit auf wenige Köpfe; und je nothwendiger in ihrem politischen Systeme Leibeigenschaft und Sklaverei waren, desto mehr blieb die Nationalkraft gelähmt oder zersplittert. Bei den Arabern fand das Gegentheil Statt; und sofern die

persönliche Freiheit das Erbtheil jedes Muselmannes war, mußte die Wirkung für Ackerbau, Manufacturen und Handel außerordentlich seyn. Dazu kam noch, daß Spanien durch Einwanderung aus allen Theilen des arabischen Reiches bevölkert wurde. Zwar behaupteten die Waffengefährten Tarik's und Muza's durch die seltsame Benennung von Spaniern ihren Anspruch auf Eroberung; allein sie gestatteten ihren Brüdern aus Aegypten gleiche Niederlassung in Murcia und im südlichen Portugal: die königliche Legion von Damaskus nahm ihren Aufenthalt zu Sevilla, die von Hams zu Cordoba, die von Kinnisrin oder Chalcis zu Jaen, die von Palästina zu Algesiras und Medina Sidonia; Eingeborne von Yemen und Persien ließen sich in und bei Toledo nieder, und die fruchtbaren Gegenden Granada's wurden an zehntausend syrische Reiter verschenkt, die von den edelsten Geschlechtern Arabiens abstammten. Es erwachte ein Geist der Nacheiferung, der für die öffentliche Ruhe zwar nicht ohne Gefahr blieb, aber deshalb nicht minder wohlthätig war. Der erste Ommiade, welcher in Spanien herrschte, begnügte sich mit 10,000 Unzen Goldes, 10,000 Pf. Silbers, 10,000 Pferden und eben so viel Maulthieren, 100 Brustharnischen und eben so viel Helmen und Lanzen, als Steuer. Der mächtigste von seinen Nachfolgern zog aus demselben Königreich einen jährlichen Tribut von zwölf Millionen und fünf und vierzig tausend Dinaren oder Goldstücken (ungefähr 30 Millionen Thaler); ein Einkommen, welches im zehnten Jahrhundert die Einkünfte aller christlichen Königreiche übertraf. Nach den

Angaben arabischer Schriftsteller enthielt Cordoba, der Wohnsitz des Königs um diese Zeit, sechshundert Moscheen, neunhundert Bäder und zweimal hunderttausend Häuser; und die fruchtbaren Ufer des Guadalquivir waren mit zwölftausend Dörfern und Meiereien geschmückt. Mag in diesen Angaben Uebertreibung seyn, so beweisen sie doch wenigstens eine Bevölkerung und einen Wohlstand, wie Spanien beide seitdem nicht wieder gehabt hat.

Doch wir dürfen uns nicht vorgreifen.

Zu eben der Zeit, wo Muza in das westliche Europa eindrang und den Arabern durch die Eroberung der pyrenäischen Halbinsel eine neue Laufbahn eröffnete, traf Soliman Anstalten zur Eroberung von Constantinopel. Die Araber hatten sich seit dem Jahre 648 in den Besitz von Cypern, und seit 653 in den von Rhodus gesetzt. Streitigkeiten um das Kaliphat hatten zwar den Oströmern eine augenblickliche Erholung verschafft, in welcher es dem Imperator Constans dem Zweiten gelungen war, einen Frieden mit den Eroberern abzuschließen; allein, wie hatte dieser Friede von langer Dauer seyn können, da die Araber in dem Besitz der eroberten Länder blieben und einen leichten Tribut bezahlten! Ihre Geschwader rechts und links im Mittelmeere ausbreitend, überschwemmten sie im J. 670 Sicilien, und ein Jahr darauf Cilicien. Sechs Jahre hinter einander (672—678) erschienen sie vor Constantinopel, um die Hauptstadt des oströmischen Reiches zu erobern; und wahrscheinlich würde es ihnen damit gelungen seyn, wenn nicht Kallinikus gerade um diese

Zeit die Erfindung des griechischen Feuers gemacht hätte. Durch diese Erfindung behauptete sich die Nachkommenschaft des Heraklius auf dem oströmischen Throne, bis eigener Unverstand sie um denselben betrog. Justinian II, der Nachfolger Constantins des Vierten, besaß keine von den Eigenschaften, welche die Umstände in Demjenigen forderten, der die Ueberreste des Römerreiches mit Erfolg vertheidigen sollte. Von starken Leidenschaften und schwachem Verstande, war er, sein ganzes Leben hindurch, wie berauscht von dem zufälligsten aller Vorzüge, dem der Geburt. Seine Lieblings-Minister waren ein Verschnittener und ein Mönch. Jenem überließ er die Finanzen, Diesem den Pallast; und während der Erstere säumige Steuereinnehmer, mit dem Kopfe unten, über einem langsamen Feuer aufhängen ließ, ging der letztere in seiner Vermessenheit so weit, daß er des Imperators Mutter zuweilen mit der Peitsche züchtigte. Ein schimpflich geendigter Krieg mit den Bulgaren, die sich seit einiger Zeit in dem alten Mösien niedergelassen und mit Hülfe der Avaren ihr Gebiet durch den Landstrich zwischen der Donau, der Theis und den Karpathen erweitert hatten, vermehrte die Unzufriedenheit mit der inneren Verwaltung; und als tyrannische Handlungen dem allgemeinen Mißvergnügen eine Gränze setzen sollten, entstand eine Empörung, welche, von dem General Leontius und dem Patriarchen geleitet, damit endigte, daß der Imperator nach einer zehnjährigen Regierung mit abgeschnitttener Nasen- und Zungenspitze ins Elend gesendet wurde. Leontius trat in die Stelle des Abgesetz-

ten; doch hatte er kaum drei Jahre regiert, als ein anderer General, Absimar, genannt Tiberius, durch Hülfe des Heeres die Oberhand gewann, sich des Leontius bemächtigte, ihm die Nase abschneiden ließ und ihn darauf in ein Kloster steckte. Tiberius hatte sechs Jahr regiert, als Justinian II, welcher aus seinem Elende entflohen war, und sich erst an den Fürsten der Chazaren, dann an den König der Bulgaren angeschlossen hatte, plötzlich an der Spitze von 15,000 Reitern vor Constantinopel erschien und durch glänzende Verheißungen den Pöbel dieser großen Stadt so sehr auf seine Seite zog, daß Tiberius ausgeliefert wurde. Wie hätte die Hinrichtung des Tiberius ausbleiben können! Justinian, als rechtmäßiger Imperator anerkannt, regierte noch sieben Jahre; aber die Erfahrung hatte seinen ursprünglichen Charakter nicht verändert; und als man seiner Tyrannei aufs Neue überdrüßig war, fand sich bald ein General, der den Purpur nicht verschmähete. Sein Name war Bardanes, den er gegen den Namen Philippikus vertauschte. Er führte ein Heer von Mißvergnügten gegen Constantinopel, und kaum war in der Hauptstadt die Absicht seiner Erscheinung bekannt geworden, als von allen Seiten Todesurtheile gegen den Tyrannen ausgesprochen wurden. Seine Ermordung war nicht mit Schwierigkeiten verbunden, da seine Leibwache ihn verlassen hatte; sein Sohn, der sich, mit Reliquien behängt, in eine Kirche geflüchtet hatte, wo er mit der Einen Hand den Altar, mit der andern das wahre Kreuz hielt, starb zwischen beiden unter den Säbelhieben der Bulgaren. Bardanes galt in Con-

stantinopel für den Befreier des Vaterlandes. Als solcher bestieg er den Thron im Dec. des Jahres 711. Er hatte bei großer Freigebigkeit noch nicht zwei Jahre regiert, als er in seinem Pallast von Verschwornen überfallen, geblendet und abgesetzt wurde. Was diese Verschwornen beabsichtigten, ist unbekannt geblieben. Senat und Volk ernannten den Artemius, einen Geheimschreiber, zum Imperator. Er nahm die Benennung Anastasius der Zweite an, und entging nach zwei Jahren der Blendung nur dadurch, daß er freiwillig abdankte. Theodosius, sein Nachfolger, hatte dasselbe Schicksal, nachdem er ein Jahr regiert hatte.

Gerade in dieser Periode wiederholte Soliman die Belagerung von Constantinopel, und die Kräfte, welche er an das Unternehmen verschwendete, zeigten, wie viel dem Hofe von Damaskus daran gelegen war, den Westen Europa's mit dem Osten dieses Erdtheils in Verbindung zu setzen. Soliman stellte seinen eigenen Bruder an die Spitze des Heeres, welches bestimmt war, die Hauptstadt des oströmischen Reiches zu Wasser und zu Lande einzuschließen; und durch Armenien drang Moslemah nach Klein-Asien vor. Gerechnet war dabei auf den Beistand des Generals der asiatischen Truppen. Sein Name war Leo; sein Vaterland Isaurien. Da er dem Imperator Anastasius gehuldigt hatte, so war er unzufrieden mit der letzten Thronveränderung, und Soliman hatte diese Unzufriedenheit benutzt, um ihn für sich zu gewinnen. Durch ihn sollte wiederholt werden, was im Westen durch den Grafen Julian so herrlich gelungen war. Wirklich hatte sich Leo nicht

abgeneigt bewiesen, als Theodosius der Sache dadurch eine neue Wendung gab, daß er zu Gunsten Leo's abdankte. Das arabische Heer war durch eine Flotte von nicht weniger als achtzehnhundert Segeln unterstützt, welche alle Buchten des Bosporus anfüllte; und wie groß die Schaaren auch seyn mochten, an deren Spitze Moslemah zuerst vor Constantinopel erschien, so wurden sie doch verstärkt durch immer neue Truppen, welche Soliman nachsendete. Nur allzu bald war es entschieden, daß man die Mauern des alten Byzanz nicht ersteigen werde; allein wie sehr Moslemah sich auch bemühen mochte, den Kaliphen zur Zurücknahme seines Befehls zu bewegen, so blieb Soliman doch unerbittlich. Eine ungewöhnlich strenge Winterkälte, Stürme, griechisches Feuer und Leo's des Isauren ausdauernde Tapferkeit hatten das Heer bereits geschwächt, als es den Griechen gelang, die ganze arabische Flotte vor der Mündung des Hafens von Constantinopel durch Feuerschiffe zu verbrennen. So nothwendig nun auch der Abzug des Heeres von diesem Augenblick an geworden war: so zögerte doch Soliman noch; ja, der Tod überraschte ihn (13 Oct. 717), ehe er sich zur Zurücknahme seines Befehls entschließen konnte. Endlich, nach dreißig Monaten erduldeter Beschwerden, erlaubte sein Nachfolger Omar, Abdalaziz's Sohn und Mervans Enkel, daß die Trümmer des zahlreichsten Heeres, welches die Araber je ausgesendet hatten, den Rückzug antreten durften. Und so war ein Unternehmen gescheitert, welches, wenn es gelungen wäre, die Gestalt Europa's wesentlich verändert haben würde.

Es kam nun darauf an, zu versuchen, ob es nicht möglich sey, über Frankreich, Deutschland und Ungarn nach Constantinopel vorzudringen. Der erste Angriff auf Frankreich, im Jahre 721 gemacht, scheiterte an dem Widerstand, welchen Eudo, Herzog von Aquitanien, leistete. Nicht so der zweite, bei welchem Narbonne, Languedoc, Gascogne und Bordeaux überschwemmt und die Bewohner des südlichen Frankreichs, vom Ausfluß der Garonne bis an die Rhone, zur Annahme des Islam gezwungen wurden. Durch einen bei Arles erkämpften Sieg gewannen die Araber ganz Aquitanien; und, indem sie Tours und Sens eroberten, wurde es ihnen leicht, das Königreich Burgund bis nach Lyon und Besançon zu verwüsten. Jetzt endlich trat der Major Domus, Carl Martell, gegen sie auf, und die schreckliche Niederlage, welche er ihnen zwischen Tours und Poitiers beibrachte, zwang sie zur Rückkehr über die Pyrenäen.

Griechisches Feuer und deutsches Eisen setzten also den Eroberungen der Araber eine Gränze. Wie das letztere wirksam werden konnte, begreift sich nur dann, wenn man den Veränderungen folgt, welche seit Chlodwigs Zeiten in Frankreich vorgegangen waren. Nach Frankreich also müssen wir zurückgehen, wenn der Bildungsgang der europäischen Welt gehörig in's Licht treten soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geschlecht der Medici.

(Fortsetzung.)

Ueberschauet man alle die Begebenheiten, welche seit Carls des Achten Einmarsch in Italien, während eines Zeitraums von nicht weniger als fünf und sechzig Jahren, die europäische Welt geängstigt hatten: so begreift man die allgemeine Freude über den Frieden von Chateau = Cambresis, welcher eine Erholung von langer Dauer versprach.

Inzwischen waren durch den anhaltenden Krieg alle Verhältnisse verändert worden.

In Deutschland dauerte der Protestantismus fort; und indem die christliche Kirche in diesem großen Lande eine Gestalt annahm, worin sie von den Ansprüchen des Pabstes und der römischen Curie unabhängig wurde, erhielten die Fürsten des Reichs gegen den Kaiser eine Stellung, wodurch die Macht des letzteren, als von der Theokratie abhängig, wesentliche Verminderungen litt: durch den Passauer Vertrag, und auf dem im Jahre 1555 zu Augsburg gehaltenen Reichstage, wurde der Grund zu dem dreißigjährigen Kriege gelegt.

In Frankreich entwickelten sich die Keime des Bürgerkrieges mit einer Schnelligkeit, welche sich mit keinen

Vorkehrungen vertrug. Heinrich der Zweite, zufällig in einem Turnier verwundet, starb bald nach Abschluß des Friedens von Chateau-Cambresis. Sein Sohn und Nachfolger, Franz der Zweite, war noch allzu jung, um den Partheien, die sich an dem Hofe seines Vaters zuerst entwickelt hatten, widerstehen zu können. Durch seine Gemahlin Maria Stuart, kam das Heft der Regierung in die Hände des Herzogs Franz von Guise und seines Bruders, des Kardinals von Lothringen, welche von mütterlicher Seite Oheime der Königin waren; das Ansehn aber, worin beide standen, erregte die Eifersucht Antons, Königs von Navarra, und seines Bruders Ludwig, Prinzen von Condé. Beide glaubten, daß ihnen, als Prinzen vom Geblüt, der Haupteinfluß zukäme; und da ihr Geschlecht in einer früheren Zeit durch Julius den Zweiten war verkürzt worden, so zogen sie, als natürliche Feinde des Pabstthums, alles an sich, was in Denkungsart und Gesinnungen mit ihnen übereinstimmte. Theils von der Schweiz, theils von Deutschland aus, war der Geist des Protestantismus nach Frankreich gedrungen, und die Zahl der Protestanten war in diesem Lande groß genug, um Den furchtbar zu machen, der das Talent hatte, sie als Parthei zu benutzen. Den lothringischen Prinzen wurde es indeß nicht schwer, sich den Beistand aller Derer zu verschaffen, welche, sey es aus Eigennutz oder aus Ueberzeugung, dem Katholicismus ergeben waren; bei weitem der größte Theil des französischen Volks. Worauf es eigentlich ankam, war den Prinzen vom Geblüt unstreitig eben so gleichgültig, wie den Guisen; beide

woll-

wollten nur Befriedigung ihres Ehrgeitzes. Noch war seit dem Frieden mit Spanien kein Jahr verflossen, als der Faden zu einem langen Bürgerkriege durch die Verschwörung von Amboise angesponnen wurde. Die Absicht der Verschwornen war, sich der Guisen zu bemächtigen, ihnen den Prozeß zu machen, und die Leitung der Geschäfte den Prinzen vom Geblüt zu übertragen. Diese Verschwörung schlug fehl; und da der Prinz von Condé für den Urheber derselben gehalten wurde, so bemächtigte man sich seiner Person. Man würde ihn haben hinrichten lassen, wenn nicht Franz der Zweite gerade um diese Zeit gestorben wäre. Durch diesen unerwarteten Todesfall zur Regentin des Reiches während der Minderjährigkeit Karls des Neunten erhoben, fühlte sich Katharina von Medici berufen, den beiden Partheien das Gleichgewicht zu halten; und mehr bedurfte es nicht, um dieselben an einander zu bringen: die Befreiung des Prinzen von Condé, und jenes berühmte Edikt vom Jan. 1562, welches den Calvinisten die freie Ausübung ihres Gottesdienstes in den Vorstädten bewilligte, zogen die Ermordungen in Vassy nach sich, welche das Signal zu einem Bürgerkriege gaben.

Anders wendeten sich die Sachen in England. Kaum hatte Elisabeth den brittischen Thron bestiegen, als sie die von der Königin Maria zurückgeführte Autorität des Pabstes aufs Neue abschaffte, sich für die oberste Verwalterin ihrer Königreiche, im Geistlichen wie im Weltlichen, erklärte, Calvins Grundsätze in allem, was die Glaubenslehren betraf, annahm, und von dem römischen Cultus nur die Hierarchie und die Re-

gierung der Bischöfe beibehielt. Durch Elisabeth also wurde die anglikanische Kirche gestiftet, welche man auch die hohe nennt, um sie von dem reinen Calvinismus oder Presbyterianismus zu unterscheiden. Die Unabhängigkeit des brittischen Reiches von einer fremden Autorität gewährte nach und nach alle die Vortheile, welche diesem Reiche einen so entscheidenden Einfluß auf Europa's Angelegenheiten gaben.

In Spanien erhielten unerbittliche Dominikaner durch die Inquisition, an deren Spitze sie standen, den Geist des Gehorsams und der Unterwürfigkeit. Seit vielen Jahrhunderten gewohnt, den Staat in der Kirche zu suchen, blieben sich die Spanier hierin gleich, den Despotismus der Priesterklasse als den Willen der Gottheit selbst verehrend. Den 25. August 1559 ging Philipp der Zweite mit einer Flotte von sechzig Segeln nach Spanien zurück, und langte den 8. Sept. bei Laredo an. Seine Wiedererscheinung auf spanischem Grund und Boden war ein Gegenstand der allgemeinsten Freude; so groß aber war die Barbarei dieser Zeiten, daß man eben diese Freude zu Valladolid durch ein Glaubensschauspiel an den Tag legte, in welchem von dreißig Penitencierten zwei lebendig verbrannt, und fünf erwürget wurden. Philipp nahm diese Huldigungen mit der Gleichgültigkeit eines Monarchen an, welcher in dem Wahn steht, daß die Gesellschaft nur um seinetwillen vorhanden sey. Ihnen folgte des Königs Vermählung mit Elisabeth, Tochter Heinrichs des Zweiten, und die feierliche Anerkennung des Prinzen von Asturien, als Nachfolgers, von Seiten der allgemeinen Stände des

Königreiches. Gerade in dieser Periode stand Philipp auf dem Gipfel seiner Herrlichkeit, von Europa gefürchtet, und durch den Umfang seines Machtgebiets allerdings furchtbar. Gegen die Unternehmungen des Pabstes durch den Besitz des Königreiches Neapel, gegen die des Königs von Frankreich durch den Besitz des Mailändischen gesichert, und in dem Herzoge Cosmo einen erprobten Vasallen habend, konnte er sich als den Herrn der ganzen italiänischen Halbinsel betrachten; denn die Republiken Lucca und Genua waren eben so unbedeutend, als die Fürstenthümer des nördlichen Italiens; und Venedig, mit seinem Handel und seiner Politik im Osten vollauf beschäftigt, kümmerte sich wenig um die Vorgänge auf der Halbinsel.

Was im sechzehnten Jahrhundert allein zur Freiheit führte, wir meinen den Geist des Protestantismus, war nicht über die Alpen gedrungen; gewohnt, das Kirchliche als Schauspiel zu nehmen, blieben die Italiäner dieser Gewohnheit getreu, ohne über Glaubenslehren zu grübeln.

Nur in Flandern gab es neue Protestanten, welche mit ihren Meinungen hervortraten, sobald Philipp sie verlassen hatte; und der Geist, womit sie sich gegen die Einführung der Inquisition auflehnten, gab nur allzu bald Veranlassung zu den unmenschlichsten Auftritten.

So war die Welt beschaffen, worin Cosmo, durch die Republik Siena vergrößert, seine Rolle fortsetzen sollte. Durch Handlungen der Gerechtigkeit hatte er, nach der Uebergabe von Montalcino, sein Ansehn ver-

mehrt, als es ihm vor allen Dingen darauf ankam, dem spanischen Hofe gegenüber eine Stellung zu gewinnen, welche ihm erlaubte, noch etwas mehr zu seyn, als das Werkzeug Philipps des Zweiten. Da nun jede Verbindung mit Frankreich ihm nur gefährlich werden konnte, von einer Verbindung mit dem deutschen Kaiser sich aber wenig erwarten ließ: so war in seiner Lage nichts natürlicher, als sich an den römischen Hof anzuschließen, um durch ihn alle die Vortheile zu gewinnen, durch welche er sich behaupten zu können glaubte. Der Zufall begünstigte ihn in dem Tode Pauls des Vierten.

Dieser Pabst starb den 18. Aug. 1559 zu eben der Zeit, wo der römische Pöbel, aufs Aeußerste gegen ihn erbittert, die Kerker der Inquisition erbrach, um vorgebliche Ketzer in Freiheit zu setzen, den Dominicaner-Orden, so wie alle übrigen Satelliten dieses Tribunals, auszurotten drohete, und die Bildsäule des Pabstes in den Tiberstrom warf. Die Aufgabe für den Herzog Cosmo war, auf den St. Petersstuhl einen Mann zu erheben, auf welchen er sich unter allen Umständen verlassen könnte. Als solcher nun war ihm der Cardinal Angelo di Medici, ein Bruder des Marchese di Marignano, bekannt. Aufrichtig, gefällig, menschlich, in den Künsten der Höfe wohl erfahren, übrigens aber ohne nahe Verwandten und folglich ohne Veranlassung, Italien in Aufruhr zu setzen, um Staaten und Ansehn zu gewinnen, verdankte Angelo di Medici dem Herzoge bereits das Erzbisthum von Mailand und den Cardinalshut. Ihn zum Pabste zu machen, bedurfte es

der Umwege, welche bei Pabstwahlen so oft die Eingebungen des heil. Geistes haben ersetzen müssen. Nicht weniger als sechs und zwanzig Cardinäle machten dies Mal Anspruch auf die Tiare, und unter ihnen befanden sich Mitbewerber von nicht geringem Ansehn. Die Cardinäle von Ferrara und Mantua hatten die Verwendung mächtiger Höfe für sich: jener die des französischen, dieser die des spanischen Hofes. In dem Conclave selbst galten die Cardinäle Santa Fiora, Farnese und Caraffa am meisten. Der Herzog konnte auf die Stimme des ersten rechnen, die Gefälligkeit des zweiten in einigen Anschlag bringen, die Absichten des dritten schwer errathen. In seinem Solde stand der Schreiber des Cardinals Santa Fiora; und was den Cardinal Farnese betraf, so war er viel zu sehr Nebenbuhler der beiden Hauptbewerber, als daß er einen von beiden hätte unterstützen sollen. Auf Cosmo's Veranstaltung mußte der Cardinal de Medici die Miene annehmen, als ob er jedem von den beiden Hauptbewerbern gleich ergeben sey; denn hierin lag das beste Mittel, ihr Wohlwollen zu gewinnen. Concino, ein Vertrauter des Herzogs, in Ränken dieser Art wohl erfahren, begab sich nach Rom, das künstliche Spiel zu leiten; seine Hauptbestimmung war, die Pabstwahl in die Länge zu ziehen, weil hieraus Ermüdung und Ueberdruß entstehen mußte. Schon hatte das Conclave vier Monate gedauert, ohne daß weder der Cardinal von Ferrara, noch der von Mantua den Sieg davon getragen hatte. Da Kaufleute und Vornehme auf den Einen oder den Anderen gewettet hatten, so brachte ihre Unge-

duld es mit sich, daß sie die ausbleibende Entscheidung anstößig fanden, und dieselbe ein Aergerniß für die katholische Christenheit nannten. Zuerst ermüdete der Cardinal von Mantua an den Hindernissen, welche der von Farnese ihm entgegenstellte: willig gab er seine Stimme für den Cardinal de Medici, weil er von diesem das Wenigste zu befürchten hatte. Der Cardinal von Ferrara hatte in der Zwischenzeit seinen Bruder, Herkules den Zweiten, durch den Tod verloren, und der neue Herzog, Alfonso der Zweite, ging so sehr in den Banden Cosmo's, daß er lieber jeden Anderen, als seinen Oheim, unterstützte. Auch dieser war also der weiteren Bewerbung überdrüßig geworden, und legte es nur darauf an, den unschädlichsten von den Cardinälen auf den heil. Stuhl zu erheben. Die Cardinäle, welche dem zuletzt verstorbenen Pabste ihre Würde verdankten, waren durch den Herzog Cosmo und durch den Abgesandten Philipps des Zweiten leicht bestimmt; und so geschah es endlich, daß der Cardinal Angelo de Medici in der Nacht vom 25. Dec. zum Pabst ernannt wurde. Cosmo hatte also seinen Zweck erreicht; und so gut wußten die Römer, an wen sie sich wegen dieser Pabstwahl zu halten hatten, daß, als der Secretär Concino sich am folgenden Tage öffentlich zeigte, von allen Seiten Begrüßungen erschollen, um ihm zu erkennen zu geben, was man von seinen Bemühungen denke: denn in den Augen des Römers entscheidet noch immer der Erfolg, und nur der ist ihm der rechte Mann, der diesen zu sichern versteht.

Der Cardinal Angelo de Medici nahm nach seiner

Erhebung den Namen Pius der Vierte an. Um dem Herzoge seine Dankbarkeit zu bezeigen, bestimmte er seinen eigenen Cardinalshut für dessen Sohn Giovanni, dem er Haus und Garten schenken, und den er als Kind halten wollte. Als wenigstens der Cardinalshut angenommen war, überließ der Pabst der Herzogin Eleonora die Spolien der Staaten von Siena und Florenz ohne weitere Bedingung, als daß sie dieselben zu frommen Zwecken verwenden sollte *): eine große Gefälligkeit, weil das Spolien-Wesen die Veranlassung zu tausend Bedrückungen gegeben hatte, welche durch eine solche Abtretung am sichersten vermieden wurden. Noch mehr! In Beziehung auf den Herzog Cosmo war Paul der Vierte so wenig eifersüchtig auf die ausschließende Ausübung der oberpriesterlichen Macht, daß er ihm die Besetzung aller ledig gewordenen Pfründen überließ, und einen Legaten in Florenz anstellte, der keine andere Bestimmung hatte, als dem Kampfe der geistlichen und weltlichen Macht im Herzogthum Toskana zu wehren.

*) Spolien werden in der Sprache der römischen Kirche die Hinterlassenschaften der Pfründenträger genannt. Man kennt den Zank, welchen die Päbste von Gregor dem Siebenten an mit den deutschen Kaisern hatten, bis sie auch in dieser Hinsicht den Sieg davon trugen. Seitdem hatten sie in allen römisch-katholischen Staaten unter der Benennnng von Collectoren eine eigene Classe von Beamten, welche dafür sorgen mußten, daß von der Nachlassenschaft der Bischöfe, Aebte, Priester u. s. w. nichts entwendet wurde. Die falschen Decretalen, nach welchen der Pabst Herr aller Pfründen war, kamen ihnen hierbei trefflich zu Statten, und die Spolien waren keinesweges der unbedeutendste Theil des päbstlichen Einkommens.

Zu diesem Geschäfte wurde Giovanni Campeggio, Bischof von Bologna, gebraucht: ein Mann, in dessen Gesinnung der Herzog großes Vertrauen setzte. Außer den übrigen Berechtigungen eines Legaten, erhielt Campeggio auch die: den Mangel an beglaubigter Abkunft zu ersetzen, die Weihen früher, als es durch die Gesetze der Kirche festgestellt ist, zu ertheilen, Heirathen im vierten Grade der Blutsverwandtschaft zu genehmigen, Privat-Andachten und tragbare Altäre zu bewilligen, von Eiden und Gelübden zu entbinden, Pfarren und Pfründen zu verleihen, und den Geistlichen die Erlaubniß zum Studium des bürgerlichen Rechtes zu geben. In rein-kirchlichen Dingen sollte der Legat mit vollkommner Freiheit zu Werke gehen; in gemischten, wie in Inquisitions- und Jurisdictions-Sachen, hingegen dem Herzoge nur mit seinem Rathe beistehen, so daß dieser Theil als dem Fürsten zustehend betrachtet wurde. Es läßt sich nicht sagen, in wie fern dies förmliche Bedingungen der Anstrengung waren, womit Cosmo sich für den neuen Pabst verwenden wollte; allein außerdem, daß Cosmo's Charakter dergleichen nicht verschmähete, weiß man, daß Paul der Vierte in den letzten Lebensjahren seines Vorgängers viele Unterredungen mit dem Herzog von Toskana hatte, wozu er besonders seinen langen Aufenthalt in den Bädern von Lucca benutzte. Es hat also ganz das Ansehn, als ob ein förmlicher Vertrag zwischen Beiden geschlossen sey. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: Cosmo erntete von seiner Verwendung für den Cardinal Angelo de Medici alle die Vortheile, die er sich davon versprochen hatte;

und obgleich diese Vortheile dem Staate nicht immer blieben, so gewann doch Cosmo für den Rest seines Regenten-Lebens dadurch eine Unabhängigkeit, wie kein anderer katholischer Fürst seines Zeitalters.

Pius der Vierte und Cosmo wetteiferten in gegenseitigen Gefälligkeiten. Um die letzten Keime der Zwietracht zu ersticken, trug jener auf Verzeihung der Ausgewanderten an, welche ihre Irrthümer nur allzu sehr durch eine Reihe von Unfällen gebüßt hatten. Dieser wollte zwar verzeihen, aber nicht zurückgeben, was einmal zum Fiscus geschlagen, oder durch Kauf und Schenkung in fremde Hände gekommen war; er kannte die Schwierigkeiten einer solchen Zurückgabe, und widerstand daher dem großmüthigen Beispiele des Pabstes, welcher sich anheischig machte, die seinem Bruder geschenkten Güter der Altoviti wieder abzutreten. Unter den Ausgewanderten standen Giuliano de' Medici, ein Bruder Lorenzino's, des Mörders Alessandro's, und die Strozzi oben an. Die Unschuld des ersteren war allgemein anerkannt; doch nachdem die Staatsgesetzgebung des sechzehnten Jahrhunderts ihn um alle seine Rechte gebracht, und Cosmo, in Folge ihres Ausspruchs, seine Güter confiscirt hatte, war dem Unglücklichen nichts anderes übrig geblieben, als sich an die Strozzi anzuschließen, und sich mit ihnen nach Frankreich zu wenden, wo die Königin sich seiner angenommen hatte. Ihm konnte kein anderer Vorwurf gemacht werden, als daß er in der Schlacht von Scannagallo an der Seite Piero Strozzi's gefochten hatte; und je verzeihlicher dies war, desto mehr verdiente er Sicherung seines Schick-

fals. Diese wurde dahin ausgemittelt, daß Cosmo ihm ein angemessenes Jahrgehalt zahlte; und um nicht hinter dem Herzoge von Toscana zurückzubleiben, beredete der Pabst den Verbannten zur Annahme der Tonsur, und verschaffte ihm durch die Königin von Frankreich das Bisthum von Beziers, und das Erzbisthum von Capua. Von den Strozzi waren nach dem Tode des Marschalls übrig geblieben: der Cardinal Strozzi, sein Bruder Roberto, dessen Erwähnung geschehen ist, und ein Sohn des Marschalls. Das Vermögen dieser Familien war noch immer bedeutend genug, um den Gliedern derselben Freiheit und Unabhängigkeit zu gewähren; denn ob sie gleich ihre liegenden Gründe im Herzogthum Toscana verloren hatten, so war doch alles Das gerettet worden, was seit langer Zeit im Handel steckte. Für den Cardinal war durch die Würde gesorgt, die er bekleidete; Roberto und der Sohn des Marschalls zogen es vor, in Frankreich zu bleiben, wo sie heimisch geworden waren. Giovanni Battista Altoviti erhielt durch die Großmuth des Pabstes seine verlornen Güter zurück, und allen Personen von geringerer Bedeutung ward erlaubt, nach Toscana zurückzukehren. Der Herzog von seiner Seite wendete Alles an, um seinen Gönnern im Kirchenstaate Belohnungen und Ehrenbezeigungen zu verschaffen; und wie viele Freunde er sich auf diesem Wege erwarb, offenbarte sich am auffallendsten, als den 31. Jan. die Promotion des Don Giovanni, zweiten Sohnes des Herzogs, zum Cardinalat bekannt gemacht wurde; denn, sehr Wenige ausgenommen, billigten Alle

diese Beförderung, und lobten den Pabst wegen seines Einverständnisses mit dem Herzoge.

Der Vermählung der Prinzessin Lucretia mit dem Herzoge von Ferrara, Alfonso dem Zweiten, folgte die Absendung des Cardinals Giovanni nach Rom. Der junge Prinz befand sich in einem Alter von 15 Jahren; da ihn aber sein Vater von je her für die Kirche bestimmt hatte, so besaß er auch alle die Eigenschaften, welche seinem Stande nothwendig waren, und seine Gesetztheit, seine Bescheidenheit, seine Vorsichtigkeit erwarben ihm bald das Vertrauen des päbstlichen Hofes, der unter einem Kirchenfürsten, wie Pius der Vierte, leicht in eine andere Bahn von Grundsätzen und Gesinnungen geführt war. Von dem Pabste mit ungemeiner Zärtlichkeit empfangen, von den Ehrgeitzigen gesucht, und von einer nicht geringen Schaar Ausgewanderter umgeben, wendete der junge Cardinal, ohne sich in die Angelegenheiten des Hofes zu mischen, seinen dreimonatlichen Aufenthalt in Rom vorzüglich dazu an, Einzelnen die Gunst seines Vaters und des Pabstes zu verschaffen; und je besser ihm dies gelang, desto größer wurde die Zahl seiner Freunde. Schon wagte Pius der Vierte vorherzusagen, daß Giovanni der vierte Pabst aus dem Hause der Medici werden würde: eine Prophezeiung, die, wie wir bald sehen werden, durch den frühen Tod des Prinzen vereitelt wurde. Ihn diesem Ziele näher zu führen, ertheilte ihm Pius das Erzbisthum von Pisa, indem er den Cardinal von Motula, der sich in Besitz dieses Erzbisthums befand, eine Schadloshaltung gab. Der Lieblingsgedanke des Pab-

stes war, den Erbprinzen Francesco mit der Prinzessin Maria von Portugal zu vermählen. Nichts brachte er dabei so sehr in Anschlag, als den Umstand, daß das Haus der Medici auf diesem Wege in nahe Verwandtschaft mit dem Hause Spanien kam. Dies aber ward denn auch, vermöge des Stolzes, der dem letzteren Hause zu allen Zeiten eigen war, die Klippe, woran der gutgemeinte Entwurf scheiterte. Zwar schlug Pius der Vierte vor, daß Cosmo den Titel eines Königs von Toscana erhalten sollte; doch die Befriedigung, welche der Rangsucht durch die Annahme des päbstlichen Vorschlages zu Theil geworden seyn würde, hatte nichts zu schaffen mit der Eifersucht, worin Philipp der Zweite in Hinsicht seiner italiänischen Staaten lebte. So angenehm es ihm gewesen war, daß einer von seinen Vasallen den päbstlichen Thron bestiegen hatte; eben so unangenehm war ihm das vertrauliche Verhältniß, worin der Pabst und der Herzog von Toscana lebten. Die Furcht, daß der Letztere durch die Gunst des Ersteren zu einer, für den ruhigen Besitz seiner italiänischen Provinzen gefährlichen Größe emporsteigen könnte, gab den Ausschlag über jede von dem Verdienst des Herzogs hergenommene Betrachtung; und Philipps Argwohn wurde noch durch seine Stellvertreter in Italien vermehrt, welche nicht aufhörten, vor einem Bündniß des Pabstes mit den Venetianern auf der Einen, und mit den Herzogen von Florenz und von Ferrara auf der andern Seite zu warnen. Dieselben Warnungen erlaubte sich der Herzog Ottavio Farnese; und so bestürmt, ward Philipp den Vorschlägen des Pabstes so

abgeneigt, daß dieser davon abstehen mußte, wenn er den Beistand des Königs von Spanien bei der Fortsetzung des tridentinischen Conciliums nicht entbehren wollte.

Wie viel die Päbste auch in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch die von Luther und Zwingli ausgegangene Reformation der christlichen Kirche eingebüßt haben mochten: so waren doch noch große Königreiche übrig geblieben, die sie als Provinzen ihres Machtgebietes zu betrachten berechtigt waren; und die Erhaltung dieser Königreiche verdiente wohl, daß man die öffentliche Meinung über den Werth des katholischen Kirchenthums festzustellen suchte. Dies war der Zweck des tridentinischen Conciliums, welches, mit vielen Unterbrechungen, 25 Jahr dauerte.

Die Idee eines neuen Conciliums rührte ursprünglich von den Protestanten her; aber sie wollten, daß der Kaiser es in eine Reichsstadt zusammen berufen und daß der Pabst sich dem Ausspruche desselben zum Voraus unterwerfen sollte. Solche Forderungen konnten den Katholiken freilich nicht gefallen. Was auf einem in Deutschland gehaltenen Concilium für das Ansehn des Pabstes verloren gegangen seyn würde, das glaubte Paul der Dritte dadurch zu retten, daß er das so eifrig geforderte Concilium erst nach Mantua und im folgenden Jahre (1538) nach Vicenza ausschrieb. Doch keine von diesen Zusammenkünften hatte Erfolg; und eben so verhielt es sich mit der von Paul dem Dritten entworfenen Reform des römischen Hofes. Er gab dem dringenden Verlangen der katholischen Fürsten

noch einmal nach, indem er das Concilium im Jahre 1542 nach Trient berief, wo es sich endlich drei Jahre später versammelte. Die Sitzungen hatten bis ins zweite Jahr gedauert, als Paul, aus Furcht vor den Fortschritten der kaiserlichen Waffen, den Umstand, daß sich in Trient eine ansteckende Krankheit gezeigt hatte, zu einer Verlegung des Conciliums nach Bologna benutzte. Alle Prälaten von der kaiserlichen Parthei blieben damals in Trient zurück, um sich dem Befehle des Kaisers zu fügen, welcher laut gegen die Versammlung in Bologna protestirte. Dies verhinderte indeß nicht, daß die neunte und die zehnte Sitzung des Conciliums dennoch in Bologna gehalten wurden. Erst im Jahre 1548 hob Paul der Dritte die dortige Versammlung auf; die Angelegenheit des Conciliums blieb aber, von diesem Augenblick an, liegen, bis Pabst Julius der Dritte, Pauls Nachfolger, es im Jahre 1550 erneuerte und im folgenden Jahre dessen Sitzungen wieder anfangen ließ. Die Erscheinung des Kurfürsten Moritz von Sachsen vor Augsburg, und sein Vorrücken nach Insbruck brachten im Jahre 1552 eine neue Unterbrechung zu Wege; und da die Päbste keine Ursache hatten, ihre Ansprüche einer freien Erörterung zu unterwerfen, so hielt die Unterbrechung noch immer an.

Für Pius den Vierten war es in der That eine schwere Aufgabe, ob er das einmal angefangene Werk fortsetzen sollte, oder nicht. Die Abtrünnigen noch einmal für sich zu gewinnen, war ein Gedanke, womit er sich, seitdem in Augsburg ein Religionsfriede zu Stande gebracht war, nicht zu schmeicheln wagte. Dagegen

war das Concilium vielleicht ein Mittel, die Wankenden zu befestigen und um eine gemeinschaftliche Fahne zu versammeln. In diesem Gedanken durch den Herzog Cosmo bestärkt, schritt er muthig ans Werk. Die Gründe des Herzogs waren: daß alles von der Neuerung angesteckt sey, oder wenigstens nach ihr hin neige; daß jeder Aufschub nur das Uebel verschlimmern könne; daß ein kanonisch-gewählter Pabst das Wenigste von einem Concilium zu befürchten habe; daß selbst in dem Falle, wenn dem päbstlichen Ansehn die eine oder die andere Gränze gesetzt würde, der Vortheil für die christlich-katholische Welt durch die endliche Feststellung der Meinungen noch immer sehr groß bleiben werde; daß endlich die sämmtlichen Suveräne nicht umhin könnten, ihn bei diesem Unternehmen zu unterstützen, da die allgemeine Gährung zu Umwälzungen geneigt machte, welche abzuwenden ihr erster Beruf sey. Dabei ertheilte der Herzog den Rath, den Beschlüssen des Conciliums freien Lauf zu lassen, weil davon bei weitem weniger zu besorgen wäre, als von unzeitigen Eingriffen, die nur verwirren könnten.

So aufgemuntert und belehrt, schrieb Pius der Vierte das Concilium aufs Neue nach Trient aus, wo es seinem Einflusse weniger ausgesetzt war, als in Bologna. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß gerade diejenigen Mächte, von deren Beistande er sich das Meiste versprach, der Idee eines Conciliums nicht hold waren. In Spanien widersetzten sich die vornehmsten Prälaten, und unter diesen der Beichtvater des Königs und der Erzbischof von Sevilla. Frankreich wollte zwar

ein Concilium; aber es sollte in Frankreich gehalten werden. Eine gleiche Forderung machte der deutsche Kaiser in Beziehung auf Deutschland, indem er den Beitritt der Protestanten versprach, wenn das Concilium zu Cölln, oder Constanz oder Regensburg gehalten würde. Keine dieser Schwierigkeiten vermochte indeß, den Pabst abzuschrecken; und durch seine von dem Herzog unterstützte Ermahnungen brachte er es wirklich dahin, daß die Sitzungen zu Trient im J. 1562 ihren Anfang nahmen, und im folgenden Jahre beendigt wurden.

Auf diesem Concilium behandelte man die Gegenstände anders, als auf den Concilien zu Costnitz und Basel, wo jede Nation durch ihre Abgeordneten besonders berathschlagte und zusammen ihre Eine Stimme gab, so daß die allgemeinen Entscheidungen nach den Stimmen der Nationen genommen werden mußten. Diese Art zu berathschlagen war nicht in dem Sinne des römischen Hofes, der, um in der Versammlung zu herrschen, lieber die Entscheidungen von der Mehrheit aller einzelnen Stimmen abhangen lassen wollte. Das Ergebniß dieser Anordnung ist in den Dekreten des tridentinischen Conciliums enthalten: es bestand in einer festeren Organisation des Kirchenthums. Die protestantischen Fürsten verwarfen die Autorität dieses Conciliums gänzlich; und die Folge davon war, daß die Trennung der Kirche, anstatt beendigt zu werden, nur vergrößert wurde. Selbst mehreren katholischen Suveränen mißfielen die Entscheidungen der versammelten Väter; und wie konnte dies anders seyn, da sie dadurch nur verlieren, nicht gewinnen konnten! In

Frank-

Frankreich wurden diese Entscheidungen nie bekannt gemacht, und namentlich verwarf man die Disciplinar-Gesetze, als den Gesetzen des Königreiches, dem Ansehn des Suveräns und den Grundsätzen der gallikanischen Kirche entgegen laufend. Am meisten beeilte sich Venedig, die Decrete des Conciliums anzunehmen und bekannt zu machen; es bedurfte der Unterstützung des Pabstes in seinen Verhältnissen mit den Türken, welche mit jedem Tage bedenklicher wurden, bis endlich die Seeschlacht bei Lepanto die Freiheit der westeuropäischen Reiche sicher stellte. Der Herzog Cosmo blieb nicht hinter den Venetianern zurück, und modelte seine Bekanntmachung der tridentinischen Decrete sogar nach der ihrigen. In Spanien, wo man seit beinahe einem Jahrhunderte die königliche Autorität auf kirchliche Disciplinar-Gesetze gestützt hatte, fand die Einführung der neuen Decrete keine Schwierigkeit; auch rührten dieselben hauptsächlich von spanischen Theologen her, welche, in Verbindung mit dem um diese Zeit emporstrebenden Jesuiten-Orden, den eigentlichen Geist des Conciliums gebildet hatten. Das Concilium leistete alles, was sich für die Feststellung einer Priesterherrschaft um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts leisten ließ; dagegen leistete es nichts für die Feststellung der Glaubensfreiheit, ohne welche die Religion nur leerer Tand ist. Katholiken und Protestanten trennten sich seitdem durch Schauspiel und Lehre: jenes blieb den Katholiken als ein Hauptmittel der Ergetzung; diese, gereinigt und auf ihre ursprüngliche Lauterkeit zurückgeführt, ward der Antheil der Protestanten.

Leicht vereinigten sich der Pabst und der Herzog zur Unterdrückung Derjenigen, welche niemals ihre Freunde werden konnten. Der Anfang wurde mit dem Cardinal di Monte gemacht, den man auf die Engelsburg brachte, weil er als ein Mann von schlechten Sitten und noch schlechteren Grundsätzen bekannt war. Dann kam die Reihe an den Cardinal Caraffa, an den Cardinal von Neapel, an den Grafen von Montorio, und die Anhänger derselben. Worin ihr Verbrechen bestand, ist nie ganz ausgemittelt worden. Der Cardinal Caraffa wurde des Hochverraths beschuldigt, weil er mit dem Groß-Wessier und mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg in Briefwechsel gestanden hatte; der Cardinal von Neapel sollte in den letzten Lebenstagen Pauls des Vierten Edelgesteine und andere Kostbarkeiten aus den Zimmern des Pabstes entwendet haben; der Graf von Montorio endlich unterlag dem Verdachte, seine Gemahlin erdrosselt zu haben. Unstreitig sollte die Verhaftung aller dieser Personen, welche seit früherer Zeit entschiedene Feinde des Herzogs waren, nur zur Sicherstellung desselben während seines Aufenthalts in Rom dienen; denn dem Pabste war ein Besuch versprochen, und dieser ließ sich nicht länger aufschieben.

Sobald der Herzog den Grafen von Pitigliano zur Zurückgabe von Sovana bewogen hatte, trat er gegen das Ende des Oct. im Jahre 1560 seine Reise nach Rom an. Ihn begleiteten seine Gemahlin, der Cardinal Giovanni und Don Garzia, sein dritter Sohn; und ein zahlreiches Gefolge nicht bloß von Hofleuten, son-

dern auch von florentinischem und sieneischem Adel, diente dazu, seiner Erscheinung in der Hauptstadt des Kirchenstaates Gewicht und Glanz zu geben. Von den Cardinälen Borromeo und Vitelli den 5. Nov. am Stadt-Thore empfangen, wurde er von den Cardinälen von Ferrara und St. Fiora in den Pallast des Pabstes geführt, der ihn in einem öffentlichen Consistorium empfing. Gegen Abend hielt auch die Herzogin ihren Einzug, und wurde von dem Pabste in Gegenwart vieler Cardinäle in dem sogenannten Saale Constantins empfangen. Der Ausdruck, welchen Pius der Vierte in seine Behandlung dieser Gäste legte, verbunden mit der Neuheit des ganzen Auftritts, beschäftigte die Römer so, daß sie nicht müde wurden, sich um die Gunst des Herzogs zu bewerben. Viele Feindschaften wurden durch ihn ausgeglichen; und das Collegium der Cardinäle verband er sich in einem so hohen Grade, daß die Wahl des künftigen Pabstes Wenigen zweifelhaft schien; der Pasquino nannte ihn sogar den Pontifex Maximus, ohne den Pabst dadurch zu beleidigen. Der Aufenthalt des Herzogs in Rom dauerte bis gegen den Ausgang des Dec.; und Hauptgegenstände der Besprechungen waren das tridentinische Concilium, welches seinen Anfang nehmen sollte, und ein Bündniß der vornehmsten Monarchen gegen die Türken. Nach Cosmo's Gedanken sollte der König von Spanien in diesem Bündniß die erste Stelle einnehmen; und damit es ihm dazu nicht an Mitteln fehlen möchte, verschaffte er ihm die Genehmigung des Pabstes zur Erhebung beträchtlicher Steuern von der Geistlichkeit in seinem weiten Macht-

gebiet. Doch Philipp der Zweite war allzu schlau, um nicht auf der Stelle die Absichten Cosmo's zu durchschauen. Er lobte den Eifer des Pabstes, wie die Thätigkeit des Herzogs von Florenz, lehnte aber seinen Beitritt zu dem von Beiden entworfenen Bündniß ab, weil er den deutschen Kaiser und den König von Frankreich in einer solchen Verfassung erblickte, die ihnen nicht erlaubte, sich auf einen auswärtigen Krieg einzulassen.

Im folgenden Jahre war die Organisation der bisherigen Republik Siena die Hauptangelegenheit. Mit dem Rath und Beistande des Cardinals Piccolini wurden alle die Einrichtungen getroffen, welche den ehemaligen Freistaat zu einem Bestandtheil des Herzogthums machten. Der Herzog begab sich nun nach Grossato, wo er Anstalten zur Vertheidigung der Gränze traf. Zu Castiglione della Pescaia wurde diesem Markgrafthum eine neue Regierungsform gegeben, und längs der Küste mehrere Thürme zur Vertheidigung der Einwohner gegen die türkischen Seeräuber errichtet. Das Gebiet von Siena, welches in dem letzten Kriege bedeutend gelitten hatte, schneller wieder zu bevölkern, sparte Cosmo keine Kosten, und mehr als dreihundert Familien wanderten theils aus der Lombardei, theils aus dem Friaul ein. Livorno erhielt neue Festungswerke, zugleich aber auch neue Anpflanzungen und Verschönerungen. Es wurde der Plan zur Errichtung eines Ordens gemacht, der, dem Malteser-Orden nachgebildet, die Bestimmung hatte, die Entwickelung des Staats für Handel und Schifffahrt zu fördern. Als

Erzbischof hielt der Cardinal Giovanni den 9. März dieses Jahres seinen Einzug in Pisa, und eine längere Zeit verweilte Cosmo in dieser Stadt, um zum Bau von Galeeren aufzumuntern, deren er bedurfte, nachdem er zwei an die Türken verloren, und zwei andere im Schiffbruch bei Corsika eingebüßt hatte. Seine ungemeine Thätigkeit brachte ihn aufs Neue in den Verdacht eines ungemessenen Ehrgeitzes; und je träger die übrigen Fürsten Italiens waren, desto mehr fühlten sie den Beruf, ihn bei Philipp dem Zweiten zu verleumden. Selbst das Haus Este trat dieser Verleumdung bei, sobald die junge Gemahlin Alfonso's des Zweiten gestorben war: ein Todesfall, welcher den 21sten April zu einer Zeit erfolgte, wo man in Ferrara die Hoffnung geschöpft hatte, daß die Herzogin Mutter werden könnte. Nichts beunruhigte die italiänischen Fürsten so sehr, als die Fortdauer des freundschaftlichen Verhältnisses, worin der Herzog mit dem Pabste stand; und ihre Eifersucht wurde aufs Neue gestachelt, als Cosmo, auf den Rath des Herzogs von Alba, seinen ältesten Sohn nach Rom schickte, damit er daselbst in der Nähe des Pabstes die Welt in ihrem Zusammenhange und ihren Bestrebungen kennen lernen möchte.

Den Verleumdungen entgegen zu wirken, gab es kein besseres Mittel, als Philipp dem Zweiten neue Beweise des Vertrauens zu geben; und dazu fand sich die Gelegenheit, sobald die Vermählung des Erbprinzen Francesco sich nicht länger von der Hand weisen ließ. Der Cardinal von Trient hatte sich in den Kopf gesetzt, daß eine österreichische Erzherzogin die Gemahlin dieses

Erbprinzen werden müsse, und der Pabst, dem seine Bewerbungen in Portugal fehl geschlagen waren, war hierin mit dem Cardinal einverstanden. Dem Herzoge wäre es freilich lieber gewesen, wenn er seinen ältesten Sohn mit einer spanischen Prinzessin hätte vermählen können; da er aber die Schwierigkeiten einer solchen Verbindung begriff, und auf der anderen Seite nicht ungefällig gegen den Pabst seyn wollte: so schien es ihm angemessen, die ganze Angelegenheit in Philipps des Zweiten Hände zu legen. Der König von Spanien übernahm dies Geschäft, und der Herzog von Alba forderte den Erbprinzen auf, an dem spanischen Hofe zu erscheinen. Es mußten also Anstalten getroffen werden, den jungen Prinzen mit einem, seinem Range gebührenden Pomp nach Spanien zu versetzen. Mit sechs Galeeren ging er den 23sten Mai von Livorno ab; und nachdem er in den ersten Tagen des Jun. zu Roses angelangt war, begab er sich nach Perpignan, wo er von seinem Oheim Don Garzia de Toledo im Namen des Königs empfangen wurde. Er begab sich von hier an den Hof, fand den Beifall Philipps, gerieth in Streitigkeiten mit dem jungen Prinzen von Parma, Alessandro Farnese, verweilte mehrere Monate zu Madrid, und kehrte dann als Bräutigam einer Erzherzogin zurück, die an seiner Seite sehr unglücklich wurde.

Nichts beschäftigte den Südwesten von Europa um diese Zeit so sehr, als die Angelegenheiten des französischen Hofes. Die Vereinigung des Königs von Navarra mit dem Connetable und dem Herzog von Guise — in Frankreich das Triumvirat genannt —

reichte nicht hin, den Ehrgeiz des Prinzen von Condé zu zügeln. Schon bedrohete dieser Prinz den Thron und die Hauptstadt; und die Königin-Mutter, welche sich eingebildet hatte, die Partheien durch ihr bloßes Ansehn im Gleichgewicht erhalten zu können, sah sich genöthigt, fremde Hülfe zu suchen. Vergessen wurden unter diesen Umständen alle früheren Verhältnisse mit Spanien; und Philipp, um seinen Beistand ersucht, war sogleich bereit, zehntausend Mann Fußvolk und dreitausend Reiter zur Unterdrückung der Hugenotten in Bewegung zu setzen, weil er vorhersah, daß die Protestanten in Frankreich nicht obsiegen könnten, ohne seine Unterthanen in Flandern und den Niederlanden zur Empörung fortzureißen. Katharina nahm diesen Beistand an. Um aber der gefährlichen Lage, worin sie sich befand, noch von einer anderen Seite gewachsen zu werden, wendete sie sich an die italiänischen Mächte, mit der Bitte, sie mit Geld zu unterstützen. Da es nun der Vortheil des Pabstes und des Herzogs von Toscana war, daß die Unruhen in Frankreich fort dauerten, so erhielt sie leicht, was sie haben wollte; der Herzog unterstützte sie mit 100,000 Ducaten, welche er ihr in Wechseln auf Lyon überschickte. Durch dies alles setzte sie sich in den Stand, den Rebellen die Stirne zu bieten, die, von England aus unterstützt, in ihren Forderungen immer weiter gingen. Nach der Einnahme von Rouen, welche dem Könige Anton von Navarra das Leben kostete, stießen die beiden feindlichen Heere bei Dreux auf einander. Hier trug Franz von Guise den vollständigsten Sieg davon; als er aber, im Verfolg desselben, Orleans (wohin Coligny die Ue-

berreste des Heeres zurückgeführt hatte) belagerte, fand er seinen Tod unter den Mauern dieser Stadt von der Hand eines einzelnen Edelmanns, Namens Poltrot de Mere. Die Häupter der katholischen Parthei waren auf diese Weise ausgeschieden; und da Katharina diese am meisten fürchtete, so glaubte sie, mit dem Prinzen von Condé um so leichter fertig zu werden. Wirklich unterzeichnete dieser Prinz die Uebereinkunft von Amboise, nach welcher den Protestanten erlaubt wurde, ihren Gottesdienst selbst in den Ringmauern von Paris zu halten. Doch der Bürgerkrieg war hierdurch auf keine Weise beendigt, wie er denn überhaupt nicht eher als beendigt gedacht werden konnte, als bis die Protestanten ein gesetzliches Daseyn gewonnen hatten.

Obgleich Italien durch den französischen Bürgerkrieg für sein Inneres an Ruhe gewann, und ein so thätiger Fürst, wie Cosmo, sich glücklich schätzen durfte, den Verheerungen eines neuen politischen Sturms aus der Ferne zusehen zu können: so fehlte es doch weder der Halbinsel, noch dem Fürsten, in diesem Jahre (1562) an schweren Leiden. Ansteckende Fieber, die Folge einer anhaltenden Dürre, verbreiteten sich nach und nach in allen Staaten Italiens so sehr, daß in den bevölkertsten Städten auf hundert Personen sechzig erkrankten, von welchen in der Regel mehr als ein Drittheil starb. Diese pestartige Krankheit nun fand sich auch in der Familie des Herzogs ein. Als Liebhaber der Jagd war er im Oct. von Florenz über Siena nach Grosseto gegangen, und hatte sich von da nach dem Schlosse Rosignano begeben, von wo er seine Jagden machte.

Auf diesem Schlosse erkrankte zuerst der Cardinal Giovanni, Erzbischof von Pisa, nachdem er von einem Spazierritt zurückgekommen war. Alle Rettungsmittel waren vergeblich: der junge Prinz starb nach wenigen Tagen an dem bösartigen Fieber, welches die ganze umliegende Gegend verheerte. Auch seine beiden Brüder Don Garzia und Don Fernando erkrankten gleich darauf; und mehrere Tage hindurch schien es, als ob das Fieber ihnen nicht gefährlich werden würde. Doch nur der letztere wurde gerettet; denn Don Garzia starb wenige Wochen nach dem Cardinal. Die Herzogin, schon seit langer Zeit hinfällig, vermochte es nicht, diesen doppelten Verlust zu überleben; sie starb den 18. Dec. 1562. Wie natürlich nun diese Todesfälle auch seyn mochten, so ermangelte doch die Bosheit nicht, sie auffallend zu finden. Den Florentinern war das Fürstenthum noch immer verhaßt genug, um sie geneigt zu machen, reine Wirkungen des Naturgesetzes auf seine Rechnung zu bringen. Es wurde also ausgesprengt: der Cardinal Giovanni sey von seinem Bruder Don Garzia getödtet worden; der Herzog habe, um den Tod seines Lieblings zu rächen, seinen dritten Sohn erstochen, und Gram über diese scheußlichen Auftritte sey die Ursache von dem Hintritt der Herzogin gewesen. In dieser Verunstaltung ist zwar die Erzählung sogar in mehrere geschichtliche Werke übergegangen; allein zwei Briefe des Herzogs an seinen ältesten Sohn, der sich um diese Zeit an dem spanischen Hofe aufhielt, setzen den Hergang der Sache so ins Klare, daß, wenn man weder gegen die Monarchie, noch gegen die Repu-

blik eingenommen ist, die Wahrheit keinen Augenblick zweifelhaft seyn kann *).

Die Ruhe, womit der Herzog diese Unfälle ertrug, hatte ihren Grund vielleicht nur in der Vorstellung, welche ihm von dem Uebelwollen seiner Gegner und Feinde eigen war. Dem Anschein nach fühlte er über so viele Verluste, in so kurzer Zeit, auch nicht den mindesten Schmerz, und die Verwaltung seines Staates erlitt auch nicht die kleinste Unterbrechung. Da ihm, außer dem Erbprinzen, noch zwei andere Söhne übrig geblieben waren, nämlich Don Ferdinando und Don Pietro, so eilte er, keinen von den Vortheilen einzubüßen, welche ein Fürst in seiner Lage einer zahlreicheren Familie verdanken kann. Er bat also Pius den Vierten, den Cardinalshut, so wie das Erzbisthum Pisa, auf

---

*) Es läßt sich kaum begreifen, wie Simonde de Sismondi, in seiner Geschichte der italiänischen Republiken des Mittelalters, Settimani's Chronik vom Jahre 1562 über diesen Gegenstand hat glaubwürdiger finden können, als Galuzzi's Geschichte des Großherzogthums Toscana. Jener trägt die Begebenheit so vor, wie der große Haufe, der nichts zu ergründen versteht, sie sich zuflüsterte; dieser führt die Briefe des Herzogs an seinen Sohn in Spanien wörtlich an. Welchen Charakter man auch dem Herzoge zuschreiben mag — wenigstens vertrugen sich mit demselben keine heftigen Ausbrüche der Leidenschaft, keine Uebereilungen; und wenn Settimani vollends sagt, „der Herzog habe seinen dritten Sohn in den Armen der Mutter erstochen," so liegt darin so viel Unglaubliches, daß, wer dies nachschreiben will, zuvor auf alle Menschenkenntniß Verzicht geleistet haben muß. Doch Herr Sismondi zeigt sich allenthalben als einen Feind der Medici, um seiner Vorliebe für die Republik genug zu thun.

seinen Sohn Ferdinand zu übertragen; und so standhaft war dieser Pabst in seiner Gefälligkeit für den Herzog, daß er, wenige Wochen darauf, den Wunsch des bekümmerten Vaters erfüllte und Don Ferdinand mit Friedrich Gonzaga, Sohn des Herzogs von Mantua, gleichzeitig mit dem Purpur bekleidete.

Sobald der Erbprinz aus Spanien zurückgekehrt war, welches in den ersten Monaten des Jahres 1563 geschah, betrachtete ihn der Herzog als reif zur Theilnahme an der Regierung. Er selbst war um diese Zeit am meisten beschäftigt mit der Errichtung des St. Stephans-Ordens. Der Vorwurf, den man ihm gemacht hat, als sey es ihm bei dieser Schöpfung nur darauf angekommen, den letzten Ueberrest republikanischer Gesinnung aus den Gemüthern der Florentiner zu verbannen, kann nur von Solchen herrühren, welche nicht erwogen haben, wie viel, in diesen Zeiten, die Küsten des mittelländischen Meeres von den Räubereien und Verwüstungen afrikanischer und türkischer Corsaren zu leiden hatten. Der größere Umfang des Herzogthums vertrug sich mit einem Ritter-Institut, der Geist der Zeit war nicht entgegen; und sollte der Handel des Herzogthums mit einiger Freiheit geführt werden, so bedurfte es einer Marine, wie schwach diese in ihrem ersten Anfange auch seyn mochte. Den Pabst wußte der Herzog zur Unterstützung seines Unternehmens zu bestimmen. Die Statuten des Ordens wurden von Torello entworfen. Sich selbst machte Cosmo zum Großmeister. Der Orden bestand, wie der Malteser-Orden aus Rittern, Capellanen und dienenden

Brüdern. Der Herzog schenkte ihm zwei vollständig ausgerüstete Galeeren, und zum Admiral ernannte er den natürlichen Sohn des Herzogs Alessandro, jenen Giulio de' Medici, dessen oben Erwähnung geschehen ist, einen jungen Mann, der, für den geistlichen Stand erzogen, durch seine Einsichten und seine Entschlossenheit gleich nützlich zu werden versprach.

Cosmo hatte seit acht und zwanzig Jahren unter heftigen Stürmen das Staatsschiff geleitet; und wiewohl er noch nicht volle acht und vierzig Jahre zählte, so fühlte er doch eine solche Abnahme seiner Kräfte, daß er sich nach Ruhe sehnte. Dazu kam, auf der einen Seite, der Ekel vor Geschäften, der sich bei allen Selbstherrschern, die nicht mit außerordentlichen Kräften ausgerüstet sind, einstellt; auf der andern, der sehr vernünftige Wunsch, einen ungeübten Nachfolger vor wesentlichen Mißgriffen zu bewahren und allmählig in die Regierungskunst einzuleiten. Entschlossen, dem Erbprinzen Francesco die Verwaltung des Innern zu überlassen, überlegte er nur noch bei sich selbst, welche Stellung er zu nehmen habe, um sein Ansehn unter allen Umständen zu behaupten. Die Entsagung erfolgte den 1. May 1564 unter folgenden Bedingungen: der Herzog behielt erstlich, den Titel und die höchste Macht über alle seine Staaten, und die ausschließende Verwaltung des Markgrafthums Castiglione della Pescaia; zweitens, die Wahl des Admirals, des Oberfeldherrn, sämmtlicher Subaltern-Officiere und des Guvernörs von Siena; drittens, das Eigenthum und den Nießbrauch von allen Allodial-Gütern; viertens, alle

Einkünfte von Siena nach Abzug der Verwaltungskosten, die Minen von Pietrasanta und alle Einkünfte dieses Capitanats; fünftens, die Benutzung aller Palläste und Landhäuser, und die Zinsen von den in und außer dem Herzogthum angelegten Kapitalien. Dies waren die Hauptbedingungen. Es kamen aber noch manche andere hinzu, welche theils die Mitglieder der herzoglichen Familie, theils die Fortsetzung angefangener Unternehmungen, z. B. den Ausbau des Pallastes Pitti, betrafen. Der Erbprinz nahm den Charakter eines Regenten an, und ließ sich, als solchem, in beiden Staaten huldigen. Cosmo zog sich aus der Hauptstadt auf das Land zurück. Zwischen ihn und seinen Sohn wurde Concino als Minister gestellt; und da Concino es mit einem müden Vater und einem folgsamen Sohne zu thun hatte, so war wohl nichts natürlicher, als daß das Staatsruder hauptsächlich in seine Hände gerieth.

Der Regent war in jeder Hinsicht seiner verstorbenen Mutter ähnlicher, als seinem Vater. Unter Spaniern aufgewachsen, am Hofe Philipps des Zweiten unter der Leitung des Herzogs von Alba ausgebildet, und dem spanischen Interesse aus Neigung ergeben, konnte er für einen vollendeten Spanier gelten. Es fehlte ihm nicht an Kenntnissen, es fehlte ihm noch weniger an richtiger Beurtheilung; allein seine Begierde nach Vergnügen und Sinnengenuß gab den Ausschlag über jede Fähigkeit und Tugend, und machte ihn ungeschickt zu den Verrichtungen eines unumschränkten Fürsten, der, weil er einmal Alles seyn will, es am wenigsten an

anhaltender Thätigkeit fehlen lassen darf. Durch sich selbst zu einem schrankenlosen Vertrauen gegen seine Minister hin neigend, konnte er nur durch das Ansehn seines Vaters verhindert werden, sich gleich im ersten Anfange seiner Verwaltung zu vernachlässigen. Je leichter ihm die Verstellung wurde, desto mehr rettete er den Schein; doch gleich nach seines Vaters Tode zeigte sich, daß er nicht geeignet war, die Rolle Cosmo's fortzusetzen und den toscanischen Staat seiner großen Bestimmung, den Kern für die Einheit Italiens zu bilden, näher zu bringen.

Cosmo hatte kaum entsagt, als die Corsen ihn ersuchten, ihr König zu werden. Dies war eine Folge der großen Bedrückungen, welche die Genueser auf Corsica ausübten: Bedrückungen, welche schon vor längerer Zeit eine Empörung zu Wege gebracht hatten. Cosmo war nicht abgeneigt, einen solchen Antrag anzunehmen. Indeß bedurfte es dazu, außer der Genehmigung des Pabstes, auch der Einwilligung des Königs von Spanien; und man erräth leicht die Gründe, welche der letztere hatte, den Herzog von Toscana nicht zu vergrößern. Um ihn von allen ehrgeitzigen Entwürfen abzuhalten, gebrauchte Philipp das Mittel, ihn in den Krieg zu verflechten, den er gerade mit den Algierern führte. Nicht weniger als zehn Galeeren mußte Cosmo zu diesem Kriege hergeben, und die Kosten, welche dieser Beitrag verursachte, waren groß genug, ihn von jeder anderen Unternehmung abzuschrecken.

Pius der Vierte hörte indeß nicht auf, den Herzog von Toscana mit seinem Wohlwollen zu bestürmen.

Da es ihm mit dem Königstitel, den er ihm Anfangs hatte geben wollen, nicht gelungen war: so verlangte er jetzt, daß Cosmo sich entschließen sollte, den Titel eines Erzherzogs von ihm anzunehmen. Das Verhältniß, worin der toscanische Hof mit dem Erzhause Oesterreich stand, schien eine Erhöhung des Titels nothwendig zu machen, während die Herzoge von Toscana unter den übrigen Herzogen Italiens so hoch hervorragten, daß der Unterschied durch irgend eine angemessene Benennung bezeichnet werden mußte. Aus diesem doppelten Grunde hatte Cosmo gegen den Vorschlag des Pabstes nichts einzuwenden. Von Seiten des deutschen Kaisers schien keine Einwendung möglich; denn nicht genug, daß die Erzherzogin Johanna förmlich mit dem Erbprinzen von Toscana versprochen war, hatte sich der Kaiser, im Kampfe mit den Woiwoden von Siebenbürgen, auch genöthigt gesehen, den Geldbeistand Cosmo's anzusprechen, und dieser hatte nicht ermangelt, der Verlegenheit Maximilians durch ein Darlehn von zweimal hundert tausend Ducaten abzuhelfen, von welchen die Hälfte auf der Stelle gezahlt war, die andere Hälfte aber nach drei Monaten in Venedig gezahlt werden sollte. So gewonnen, war der deutsche Kaiser nicht abgeneigt, den geforderten Titel zu bewilligen. Indeß bedurfte es in einer so wichtigen Sache nicht bloß der Zustimmung der übrigen Erzherzoge, sondern auch der Einwilligung des Königs von Spanien; und indem auf der einen Seite die Canonisten, als Vertheidiger der Vorrechte des Pabstes, auf der andern die Legisten, als Vertheidiger der Vorrechte des Kaisers,

sich in's Spiel mischten, wurde eine, an und für sich sehr einfache Sache bald so verwickelt, daß ihre Entscheidung sich noch mehrere Jahre verzögerte, und Cosmo erst in seinen letzten Lebensjahren den Titel — nicht eines Erzherzogs (denn diesen wünschte das Haus Oesterreich für sich zu behalten), sondern den eines Großherzogs von Toscana erwarb. Pius der Vierte war inzwischen gestorben, und Cosmo verdankte seinem Nachfolger den gewünschten Titel.

Pius starb um eben die Zeit, wo die Erzherzogin Johanna als Gemahlin des Prinzen-Regenten von Toscana ihren Einzug in Florenz hielt. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, daß Cosmo's Freude über die Verbindung seines Sohnes mit einer Prinzessin aus dem Hause Habsburg vermindert wurde; seine ganze Aufmerksamkeit war auf die neue Pabstwahl gerichtet. Nach seinem Plane sollten alle Cardinäle, welche vornehmen Häusern angehörten, ausgeschlossen seyn, und die Wahl entweder auf den Cardinal Ricci, eine Creatur Julius des Dritten, oder auf den Cardinal Riccolini fallen, der um diese Zeit Gubernör von Siena war; so lautete der Auftrag, welchen der Cardinal Borromeo und der Minister Concino bei ihrer Abreise nach Rom erhielten. Beide thaten, was in ihren Kräften stand, den Wunsch des Herzogs zu befriedigen. Doch das, was jene von ihnen in Vorschlag gebrachten Cardinäle, gegen die Erwartung Aller hervorhob, setzte sie in dem Urtheil der Feinde des Hauses Medici zurück; und eine längere Zeit hatte es das Ansehn, als ob der Cardinal Farnese, von Spanien und Frankreich gleich sehr begün-

stigt,

stigt, den Sieg davon tragen würde. Endlich vereinigten sich alle Stimmen für den Cardinal Alessandrino. Zu Bisigano im Gebiet von Vigevanasco von Eltern niedrigen Standes geboren, hatte er als Knabe im Dienste eines Gutsbesitzers von Sice Heerden gehütet; und, als Viehhirt in den Dominikaner-Orden aufgenommen, war er, vermöge seines Fleißes und der Strenge seiner Sitten, zum Rath der römischen Inquisition befördert worden. Von diesem Punkte aus hatte er sich unter Paul dem Vierten den Weg in das Cardinals-Collegium gebahnt. Als eifriger Vertheidiger dieses Pabstes in ganz Italien bekannt, führte er den Titel Bruder Michel von der Inquisition. Seine Erhebung auf den St. Petersstuhl erregte nur Schrekken. Aus Gefälligkeit für den Cardinal Borromeo ließ er sich Pius der Fünfte nennen. Der Herzog war unzufrieden mit der Wahl. Was ihn allein beruhigte, war, daß er die Bewerbung der vornehmeren Cardinäle vereitelt hatte; mit einem Emporkömmling, wie Pius der Fünfte war, glaubte er, fertig werden zu können.

Die Päbste dieser Zeit hatten dem Eroberungsgeiste entsagt, der ihren Vorgängern eigen gewesen war. Der Macht Philipps des Zweiten nicht gewachsen, und auf der anderen Seite von dem Protestantismus bedrohet, fühlten sie keinen anderen Beruf, als sich an einen Monarchen anzuschließen, der sich in seinem Eifer für die Inquisition, und in der Wuth, womit er die Juden in Aragon, die Muselmänner in Granada und die Protestanten in Flandern niedermachen ließ, als den ergebensten Sohn der Kirche zeigte. Wie hätten sie hinter

ihm zurückbleiben können in Verfolgung der Gewissens-freiheit, von welcher sie unendlich mehr zu befürchten hatten, als die Könige! Ohne noch länger für die Vergrößerung ihres Staates zu arbeiten oder undankbaren Verwandten vorübergehende Vortheile zuzuwenden, dachten sie nur darauf, wie sie die Einheit der Kirche vertheidigen wollten; und so geschah es, daß sie mit ihren Schätzen und mit den Soldaten der Kirche Alba's Feldzüge in den Niederlanden, die Unternehmungen der Liguisten in Frankreich, und die Kriege gegen die Türken unterstützten, so daß man noch einmal römische Legionen an den Ufern der Seine und des Rheins, und selbst an den Gestaden von Cypern und Klein-Asien erblickte; denn Marc-Antonio Colonna hatte einen wesentlichen Antheil an dem Siege von Lepanto, den D. Juan d'Austria über die Muselmänner davon trug.

Unter einem Pabste, welcher, so viele Jahre hindurch, Inquisitor gewesen war, mußte das Glaubens-Tribunal mehr als je in Thätigkeit kommen. Wer immer in dem Verdachte der Ketzerei stehen mochte, wurde eingefangen und unerbittlich gerichtet. Von Seiten der weltlichen Fürsten Italiens herrschte der Wahn vor, daß die Vorzüge, welche sie in der Gesellschaft genossen, am meisten durch das Kirchenthum gesichert würden; und je mehr sie zur Willkür und zum Despotismus hinneigten, desto mehr wünschten sie, beides durch ein angeblich göttliches Gesetz rechtfertigen zu können. Cosmo machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme von den Uebrigen; ja es ist zu glauben, daß er, von dem Widerstande der ehemaligen Republikaner bedrohet, in

der Unduldsamkeit manche Fürsten übertraf, welche nicht in demselben Grade, wie Er, neue Fürsten waren. Wie es sich auch damit verhalten mochte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er, um Pius den Fünften für sich zu gewinnen, einen Mann aufopferte, der ein Freund seines Hauses war, und den er, als solchen, aus allen Kräften hätte beschützen sollen.

Dieser Mann war Pietro Carnesecchi. Aus einer der angesehensten Familien des florentinischen Freistaats entsprungen, hatte sich Carnesecchi zu allen Zeiten als einen Anhänger des Hauses Medici bewiesen. Als Schreiber hatte er Clemens dem Siebenten gedient, und sich dadurch ein nicht unbedeutendes Eigenthum im Kirchenstaate erworben. Nach dem Tode dieses Pabstes, des längeren Aufenthaltes in Rom überdrüßig, bereisete er die Städte Italiens, um die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten zu machen; denn er selbst war ein gelehrter Mann, und verband mit einer genauen Kenntniß der griechischen und römischen Sprache das Talent der Rede in einem sehr hohen Grade. Was er am päbstlichen Hofe gesehen und gehört hatte, konnte ihn nicht mit der Achtung erfüllen, welche dieser Hof — zwar nicht in Rom, aber von nahen und fernen Staaten, forderte; und da sein Jahrhundert das der Ketzerei war, so läßt sich leicht erachten, daß er im Umgange mit Freunden nicht zurückhielt. Hiervon unterrichtet, faßte ihn die römische Regierung sogleich als einen Abtrünnigen in's Auge; und Carnesecchi hatte Mühe, sich ihren Verfolgungen dadurch zu entziehen, daß er sich nach Frankreich begab.

Von der Königin beschützt, entging er dem Processe, den ihm die römische Inquisition zu machen gedachte. Von 1552 an lebte er fünf Jahre hindurch in Venedig, Anfangs ruhig, in der Folge, weil man seinen Aufenthalt in Italien ausgemittelt hatte, von der Aufforderung gestört, daß er sich vor das römische Inquisitions-Gericht stellen solle. In dieser Verlegenheit nun wendete er sich an den Herzog Cosmo; und dieser wußte die Sache dahin zu vermitteln, daß Carnesecchi unter einem so herrschsüchtigen Pabste, wie Paul der Vierte war, den Händen des Bruders Michel entrann, der sich in ganz Italien furchtbar gemacht hatte. Unter der Regierung Pius des Vierten brachte Cosmo es sogar dahin, daß Carnesecchi nach Rom gehen konnte, um sich lossprechen zu lassen; er kam im Jahre 1561 von da zurück, von jedem Makel freigesprochen und als ein guter Katholik und gehorsamer Sohn der Kirche anerkannt. Seit dieser Zeit lebte er in Florenz, geachtet von den Gelehrten dieser Stadt, geehrt sogar von dem Herzoge Cosmo, der seine Unterhaltung liebte. Er hatte ein Alter erreicht, worin man, gleichgültiger gegen Thorheiten, der Wirklichkeit verzeihet, daß sie der Idee nicht entspricht. Indeß hatte Pius der Fünfte nicht vergessen, daß Carnesecchi ihm entschlüpft war; und da ein Geistlicher, Namens Pietro Gelido, aus Samminita, ein vertrauter Freund Carnesecchi's, den Händen der Inquisition entronnen war, und man den Verdacht hegte, daß ihm die Flucht nur mit dem Beistande Carnesecchi's habe gelingen können: so wendete sich aller Groll des römischen Hofes aufs Neue gegen den bereits Losgesproche-

nen, und Pius der Fünfte verlangte seine Auslieferung, als einen ersten Beweis von der Gefälligkeit Cosmo's. Es war gewiß nicht schwer, sich einer solchen Forderung zu versagen. Doch Cosmo, sey es um jeden Verdacht eigener Ketzerei von sich abzuwälzen, sey es um seine Zwecke durch den Pabst desto sicherer zu erreichen, gab den Unglücklichen Preis, dessen einziges Verbrechen der Unglaube an die Unfehlbarkeit des Pabstes war. Nach Rom entführt, mußte Carnesecchi neun Monate in den Kerkern der Inquisition schmachten, ehe sein Proceß entschieden wurde. Da der Herzog diesen langen Zeitraum keinen Schritt für ihn that, so hielt er es nicht der Mühe werth, sich gegen die Beschuldigung der Ketzerei zu vertheidigen. Wegen vier und dreißig irriger Meinungen verurtheilt, wurde er, in einem mit Flammen und dem Teufel bemalten Sünderkittel, dem weltlichen Arm überliefert; und nachdem seine Hinrichtung noch auf zehn Tage verschoben und seine Bekehrung durch einen Kapuziner vergeblich versucht war, ließ ihn der Pabst den 3. Oct. 1567 erst enthaupten und dann verbrennen. So wurde im sechzehnten Jahrhundert mit dem Menschenleben gespielt; so wenig wußten die Fürsten in diesem Zeitraum ihr Verhältniß zur Gesellschaft, und in demselben ihre Bestimmung, zu finden!

Für den Herzog Cosmo selbst folgte die Strafe der That auf den Fersen. Befreiet von einer Fluth von Geschäften, welche ihn, während seiner Alleinherrschaft, in den Schranken der Ehrbarkeit erhalten hatte, ergab er sich der Leidenschaft für Eleonora Albizzi; und seine

Gefälligkeit für dies eben so schöne als geistreiche Mädchen war so groß, daß in dem Regenten der Verdacht entstand, sein Vater könne sich zu einer zweiten Heirath entschließen. Durch einen Kammerdiener von der Schwäche des Herzogs unterrichtet, wagte der Sohn, dem Vater darüber Vorwürfe zu machen. Dieser gerieth darüber in eine solche Wuth, daß er den schwatzhaften Kammerdiener erstach. Dies alles hatte die Folge, daß der Herzog, um den Bemerkungen der Florentiner zu entgehen, sich aus seiner eigenen Hauptstadt verbannte und in der größten Zurückgezogenheit auf seinen Landhäusern haus'te. Mit Eleonora Albizzi lebte er nur, bis sie ihm einen Sohn geboren hatte, den man Don Giovanni nannte. Von jetzt an der Geliebten überdrüßig, vermählte er sie mit Carlo Panciatichi, nicht ohne sie fürstlich auszustatten, doch ohne jemals die Ruhe wiederzufinden, die er in ihrem Umgange durch die Ermordung seines Kammerdieners verloren hatte. Bald wurde Carnesecchi noch mehr gerächt.

Zu allen Zeiten war die Unumschränktheit ein Freibrief für die Fürsten; und wenn darüber das Wohl der Regierten aus der Acht gelassen wurde, so litten die häuslichen Verhältnisse der Fürsten selbst noch weit mehr durch die Hinwegsetzung über Sitte und Gesetz. Der Regent Francesco, dessen Vermählung mit einer österreichischen Erzherzogin recht eigentlich darauf berechnet war, dem Hause Medici größeren Glanz zu geben, lebte mit seiner Gemahlin in einer Spannung, die nur der Tod beendigen konnte. Alle seine Neigungen, sein ganzes Herz war einer Abenteurerin hingege-

ben, die ihn zu ihrem Spielwerk machte. Diese war Bianca, die Tochter eines venetianischen Edelmannes, Namens Bartolomeo Capello. Im Jahre 1563 mit einem Handelsdiener, Namens Pietro Bonaventuri aus Venedig entflohen und von ihren Verwandten verfolgt, langte sie mit dem Winter in Florenz an, wo es ihr nicht schwer wurde, den Schutz des Prinzen Francesco zu einer Zeit zu finden, wo sein Vater noch an der Spitze der Regierung stand. Bianca sehen, und sich in sie verlieben, war für den jungen Fürsten Eins; und Bonaventuri war leicht für ein Verhältniß gewonnen, das ihm vortheilhaft zu werden versprach. Dies Verhältniß aber dauerte fort, nachdem die Erzherzogin Francesco's Gemahlin geworden war; ja es gewann an Innigkeit und Stärke durch den Widerstand, welchen die Erzherzogin bildete. Wie sehr sich auch die Sitten seit etwa 70 Jahren in Italien verschlimmert hatten, so war das Urbild der Sittlichkeit doch nicht so sehr verschwunden, daß eine werdende Dynastie, selbst wenn sie sich zur Zurückberufung desselben nicht aufgelegt fühlte, dem schwachen Ueberreste zu trotzen berechtigt gewesen wäre; nicht der Verstand, sondern nur der Uebermuth konnte diese Berechtigung geben. Für die Gemahlin des Regenten wurde die Verbindung, worin Francesco mit Bianca lebte, eine unversiegliche Quelle der Schmerzen: die Schwermuth, die sich ihrer bemächtigte, gewann die Ueberhand; ein stiller Kummer verzehrte sie, und ohne Vertrauen gegen die Toscaner, wie gegen alles, was mit ihrem Gemahl in Verbindung stand, gab sich die unglückliche Frau den Deut-

schen in ihrem Gefolge so rücksichtslos hin, daß sie für die ganze Dauer ihres Lebens eine Fremde unter Italiänern blieb. Vergeblich ermahnte der Schwiegervater sie zur Geduld und Nachsicht; da er nicht den Muth hatte, seinem Sohne die Achtung für die gute Sitte als die erste aller Regentenpflichten einzuschärfen, und ihn höchstens warnte, sich seiner Leidenschaft nicht blindlings zu überlassen: so blieb alles in dem gewohnten Gleise; und die letzte Folge dieses Mißverhältnisses war, daß, während Francesco und Bianca ein Gegenstand ergetzlicher Unterhaltung für ganz Italien wurden, die Erzherzogin sich in Eifersucht und Kummer auflös'te. Nach dem Tode des Großherzogs brach gegen Francesco eine Verschwörung aus, die, obgleich durch Hinrichtungen gedämpft, nur allzu deutlich zeigte, wie wenig es dem Sohne Cosmo's gelungen war, die sich Achtung und Liebe der Florentiner zu erwerben; und eben diese Verschwörung war, wie wir weiter unten sehen werden, nur das Ergebniß seiner unsinnigen Liebe für Bianca.

Die Zurücksetzung, welche die Erzherzogin am toscanischen Hofe erfuhr, konnte das Wohlwollen ihres Bruders, des Kaisers Maximilian, für das Haus Medici nicht vermehren; und da der Streit über den Vorrang zwischen diesem Hause und dem von Este noch immer fortdauerte, so war es sogar natürlich, daß Maximilian der Zweite, um seinen Unwillen über die Behandlung seiner Schwester auf irgend eine Weise an den Tag zu legen, den Herzog von Ferrara zu begünstigen begann. Nach den Wünschen des Pabstes sollte

der Kaiser den obwaltenden Streit entscheiden, wiewohl nicht als Kaiser, sondern als Oberhaupt des Erzhauses Oesterreich. Im Grunde hieß dies die kaiserliche Würde in der Person Maximilians beleidigen; doch dies konnte ein kühner Pabst des sechzehnten Jahrhunderts wagen, ohne das Mindeste befürchten zu dürfen: denn die Mehrheit der Fürsten betrachtete noch immer die Religion als einen Kappzaum für die große Menge. Was in sich eine Kleinigkeit war, wurde durch Familien-Zwist nach und nach zu einer um so wichtigeren Sache, da die Schriftsteller sich ins Spiel mischten und das Für und Wider mit gewohnter Schwatzhaftigkeit geltend machten. Bald war in ganz Italien von nichts Anderem die Rede, als von den Ansprüchen der Herzoge von Toscana und Ferrara auf den Vorrang, und die Erörterung dieses Gegenstandes mußte dem Herzoge Cosmo um so unangenehmer werden, je unbescheidener man seine Abkunft, die Beschäftigung seiner Vorfahren, kurz, die Geschichte seines Hauses, zur Sprache brachte.

Da Maximilian noch immer zögerte, der Zeitpunkt aber, welchen Pius der Fünfte ihm festgesetzt hatte, verflossen war: so drang Cosmo darauf, daß der Pabst den Streit dadurch zur Entscheidung bringen sollte, daß er ihm den Titel eines Großherzogs gäbe. Jene Verdienste nun, welche sich Cosmo durch die Auslieferung Carnesecchi's, durch die Unterstützung der katholischen Parthei in Frankreich, durch die Bekämpfung der Seeräuber des mittelländischen Meeres u. s. w. um den päbstlichen Stuhl erworben hatte, erlaubte dem Pabste nicht, Cosmo's Forderung zurückzuweisen. Dazu

kam, daß in eben dieser Forderung dem Oberhaupt der christlichen Kirche eine erfreuliche Gelegenheit gegeben war, einen Autoritäts-Streich durchzuführen. Es handelte sich nicht um eine Belehnung; denn das Herzogthum Toscana konnte in keinem Betracht für ein päbstliches Lehn gelten. Aber es handelte sich um die Ehre, eine weltliche Würde zu ertheilen; und diese Ehre mochte Pius der Fünfte eben so ungern von sich weisen, wie Leo der Dritte, als er im Jahre 800 den Franken-König Karl zum abendländischen Kaiser schuf. Es wurde also im Rath des Pabstes beschlossen, daß Cosmo den Titel eines Großherzogs von Toscana erhalten sollte. Den 24. August 1569 unterzeichnete Pius der Fünfte sein Motuproprio, und die päbstliche Bulle, welche die Stelle des Diploms vertrat, gewährte eine königliche Krone mit der Inschrift Beneficio Pii V. Pont. Max., mit der Beschränkung, daß sie sich von den Kronen Spaniens, Frankreichs und des deutschen Kaisers unterscheiden, und, in Strahlen auslaufend, vorn mit einer rothen Lilie, dem Wahrzeichen der Republik, geziert seyn sollte. Ausdrücklich bestimmte diese Bulle, daß der neue Großherzog den Rang vor allen Herzogen und Fürsten, die Könige allein ausgenommen, haben sollte. Für die Bekanntmachung der Bulle wurde der Zeitpunkt abgewartet, wo in Frankreich die Katholiken einen Sieg über die Protestanten davon getragen hätten; denn für einen Pabst konnte es nichts Erfreulicheres geben, als eine Niederlage der Hugenotten, weil, wenigstens dem Anscheine nach, seine Herrschaft dadurch befestigt wurde. Ein Pronepote des Pabstes war

der Ueberbringer der Bulle, die, nach seiner Ankunft in Florenz, unter Trompeten-Klang bekannt gemacht wurde. Der Titel des Großherzogs war von diesem Augenblick an: durchlauchtige Hoheit; und wenn die Toscaner bisher größere Steuer bezahlt hatten, damit die lästige Excellenz (der Titel für alle italiänischen Herzoge) weichen möchte, so sahen sie sich durch die durchlauchtige Hoheit nicht erleichtert.

Zwischen dem neuen Großherzoge und dem Pabste wurde verabredet, daß die Krönung in Rom geschehen sollte. Zu diesem Endzweck begab sich Cosmo I. im Februar des Jahres 1570 nach der Hauptstadt des Kirchenstaates. Seinem Range gemäß empfangen, wurde er den 14. Febr. mit großem Gepränge in den Saal der Könige geführt, wo ihn der Pabst in dem vollen Consistorium der Cardinäle erwartete. Als die erste Begrüßung geschehen war, erhielt er einen Sitz zur Rechten des Pabstes: eine Auszeichnung, welche den Anwesenden auffiel. Die kaiserliche Gesandtschaft in Rom, an deren Spitze der Graf Prospero d'Arco stand, protestirte zwar gegen die Krönung; doch weder der Pabst noch der Großherzog nahmen davon Kunde: jener nannte die Protestation einen falschen Schritt, welchen der Kaiser bereuen werde; dieser begnügte sich zu sagen, es würde sich nicht für ihn schicken, den Schiedsrichter zwischen Pabst und Kaiser machen zu wollen. Die Krönung erfolgte den 5. März in der St. Peterskirche. Auf dem Wege dahin überreichte der Graf von Arco eine zweite Protestation; doch, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, begab sich der Pabst in den Saal des

Consistoriums, wo ein und dreißig Cardinäle versammelt waren. Hier stellte sich ihm der Großherzog im Hauptschmuck dar; und nachdem die Begrüßungen vorüber waren, ging der Pabst in die sogenannte Julius-Capelle. Auf dem Wege dahin trug der Großherzog die Schleppe des Pabstes. Als Pius sich niedergelassen hatte, nahm Cosmo seinen Sitz zwischen den beiden letzten Cardinälen von der Priesterordnung. Es wurde die Messe gelesen, und nach der Epistel stellte sich der Großherzog vor den Pabst, und leistete für sich und seine Nachfolger den Eid der Treue und des Gehorsams gegen den heil. Stuhl. Hierauf überreichte Antonio Colonna die Krone, welche der Pabst unter den üblichen Gebeten dem Großherzoge aufsetzte. Das Scepter reichte Paolo Giordano Orsini, und es wurde mit gleicher Feierlichkeit eingehändigt. Der Pabst küßte sodann den Großherzog auf die rechte und linke Wange, und Beide begaben sich auf ihre Sitze zurück. Die Messe wurde fortgesetzt und beim Offertorium überreichte der Großherzog einen Kelch und köstliche Gewänder. Der Pabst segnete nunmehr die goldene Rose, womit er dem Großherzog in vollem Consistorium ein Geschenk machte; und nachdem auf diese Weise die Feierlichkeit beendigt war, begab sich der Großherzog, die Krone auf dem Haupte, die Rose in der Hand, unter der Begleitung aller Cardinäle in seine Wohnung zurück.

Wonach der Großherzog seit dem Frieden von Chateau-Cambresis gestrebt hatte, war jetzt erreicht. Mochten seine Feinde und Neider gegen das Geschehene einwenden, was sie wollten: der Pabst vertrat es mit

dem ganzen Ueberrest von Ansehn, welches er gerettet hatte. Anerkannt wurde der Großherzog sogleich von dem Herzog von Savoyen, der eine bedeutende Summe gewonnen hatte; anerkannt wurde er zugleich von dem französischen Hofe, dessen Seele noch immer Katharina de' Medici war. Der König von Spanien und der deutsche Kaiser, Beide demselben Familien-Interesse ergeben, weigerten sich, den neuen Titel anzuerkennen, wiewohl der erstere dies nur aus Gefälligkeit für den letzteren that und, nicht lange darauf, den Vermittler machte. Maximilian blieb unerbittlich, so lange Cosmo lebte; und in diesen Zeiten war die Vorstellung, welche man von der Bestimmung des deutschen Reiches hatte, noch so deutlich, daß der Vice-Kanzler Weber zu dem Gesandten des Großherzogs sagte: „der florentinische Staat sey so frei er wolle; denn wir wollen ihm weder seine Freiheit noch seine Privilegien nehmen. Allein, daß er so frei sey, wie Spanien und Frankreich, und daß er als ein getrenntes Glied des Reiches betrachtet werden könne, das ist nicht wahr, das ist vielmehr eben so falsch, als daß wir Verzicht geleistet haben auf jeden Anspruch des Reiches. Rudolph hat uns nichts vergeben können. Nie wird also der Kaiser in das Verfahren des Pabstes einwilligen."

Während seines Aufenthaltes in Rom suchte der Großherzog jenes Bündniß zu Stande zu bringen, von welchem die Schlacht bei Lepanto das Ergebniß war. Nach seiner Zurückkunft vermählte er sich mit Camilla, der Tochter des Antonio Martinelli; aber diese Vermählung, in der Stille vollzogen, blieb das Geheimniß

der Familie. Die Regierung kam immer mehr in die Hände des Regenten, oder vielmehr der Minister desselben. Cosmo lebte auf seinem Landsitze mit Jagd, Fischfang und Genuß beschäftigt. Er hatte ein Alter von vier und funfzig Jahren und zehn Monaten erreicht, als ihn der Schlag rührte. Die Kunst der Aerzte vermochte nicht, ein erschöpftes Leben zu verlängern. Er starb den 21. April 1574. Man begrub ihn in dem Familien-Gewölbe der Medici. Sein Tod wurde in Toscana mit der Gleichgültigkeit vernommen, welche eine verlorne Freiheit zu erzeugen pflegt. Von seinen drei Söhnen hatte nur Don Pietro einen Erben männlichen Geschlechts: ein Kind von Einem Jahre, Cosmo genannt. Der Regent war ohne männliche Nachkommenschaft geblieben, und dem Cardinal Don Ferdinando war die Ehe durch seinen Stand verboten. Die Hoffnnng der Erbfolge beschränkte sich also auf sehr wenige Individuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Verfassungs-Urkunde des Königreichs Baiern.

Vergleicht man den gesellschaftlichen Zustand des Königreichs Baiern, so weit er durch suveräne und bürgerliche Gesetze geregelt wird, mit dem gesellschaftlichen Zustande, welcher eben diesem Königreiche, in der Gestalt eines deutschen Kurfürstenthums, vor etwa zwanzig Jahren eigen war: so ist es unmöglich, sich gegen die Fortschritte zu verblenden, welche dieser Staat während der Regierung Maximilian Josephs in seiner Entwickelung gemacht hat.

Unstreitig ist diese Entwickelung in der Hauptsache das Werk der französischen Umwälzung und ihrer Einwirkungen auf Deutschland, wie auf die übrige europäische Welt; allein, so wie hierin nichts enthalten ist, was einen unbefangenen Beobachter der Weltbegebenheiten befremden könnte: so muß man es unbedingt loben, wenn die Thätigkeit einer Regierung besonders darauf gerichtet ist, alle die Veränderungen hervorzubringen, welche Uebereinstimmung mit benachbarten Staaten sichern; denn hierauf beruhen Gleichgewicht und Frieden.

Aus diesem Gesichtspunkte will besonders die Verfassungsurkunde vom 27. Mai dieses Jahres betrachtet seyn. Wie weit läßt sie in ihren allgemeinen Grundlagen das hinter sich zurück, was die aufgeklärtesten Vaterlandsfreunde Baierns vor etwa dreißig Jahren zu denken wagten! Wie sehr muß ein Weishaupt erröthen, wenn er den vierten Titel der Verfassungsurkunde liest! Wie bereitwillig wird er bekennen, daß die Zeit seine Erwartungen und Wünsche nicht bloß erfüllt, sondern auch übertroffen hat! Jeder Baier ohne Unterschied zu allen Civil-, Militär- und Kirchen-Aemtern berufen — die Leibeigenschaft im ganzen Umfange des Königreiches abgeschafft — ungemessene Frohnen in gemessene verwandelt und als solche ablösbar — ein bestimmtes Verbot, Jemand seinem ordentlichen Richter zu entziehen, oder anders, als in den durch die Gesetze bestimmten Formen und Fällen, zu verfolgen — vollkommene Gewissensfreiheit für Jeden, und Gleichstellung der im Königreiche bestehenden christlichen Kirchengesellschaften im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte — Unterordnung des kirchlichen Systems unter das politische, so weit das obersthoheitliche Schutz- und Aufsichts-Recht eintritt — die Kirchen und die Geistlichen in ihren bürgerlichen Handlungen und Beziehungen, wie auch in Ansehung des ihnen zustehenden Vermögens, den Gesetzen des Staats und den weltlichen Gerichten unterworfen — die Theilnahme an den Staatslasten ausgedehnt auf Alle, ohne Ausnahme irgend eines Standes, und ohne Rücksicht auf vormals bestandene Befreiungen — die Preßfreiheit nach den Bestimmun-

mungen eines besonderen Edicts geregelt, alle Baiern ohne Unterschied zum Kriegesdienst und zur Landwehr verpflichtet — die Auswanderung in einen anderen Bundesstaat, sogar der Eintritt in die Civil- und Militärdienste desselben, gestattet, sobald die gesetzliche Verbindlichkeit gegen das Vaterland erfüllt ist — Verzichtleistung der höchsten Gewalt auf Vermögens-Confiscation, den Fall des Ueberlaufens allein ausgenommen: — Alle diese allgemeinen Verfügungen athmen, als Grundlagen der neuen Verfassung, einen Geist, den man achten und ehren muß; einen Geist, der die Verächter des neunzehnten Jahrhunderts beschämt; einen Geist, der, früher nicht vorhanden, die Fortschritte des menschlichen Geschlechts in Erkennung des Wahren und Gerechten bestätigt, und die Möglichkeit einer sicheren Grundlage der Sittlichkeit in den Einrichtungen der Gesellschaft verheißt.

Wie unbedingt achtungswerth aber alle diese Verfügungen auch seyn mögen, so machen sie doch nicht das Wesentliche der neuen Verfassungsurkunde aus. Dieses beruhet vielmehr auf der Einführung einer Volksvertretung unter der Benennung einer Ständeversammlung. Baiern, in den letzten Zeiten eine unumschränkte Monarchie, verändert seine Regierungsform, indem es die gegenwirkende Kraft in sein politisches System aufnimmt, und folglich die Bildung seiner Gesetze einem Verfahren unterwirft, das von dem bisherigen durchaus verschieden ist; denn allenthalben, wo es eine Volksvertretung giebt, sie bestehe, unter welcher Benennung sie wolle, ist Theilnahme an der Her-

vorbringung der Gesetze die Hauptbestimmung derselben. Die Frage kann also immer nur seyn: ob es dem Urheber der neuen Verfassungsurkunde gelungen sey, Verwaltung und Volksvertretung (Kraft und Gegenkraft in dem Regierungs-System) in ein solches Verhältniß zu bringen, daß der Zweck ihrer Verbindung erreicht wird, und die Einheit der Gesellschaft gesichert bleibt.

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir auf denjenigen Theil der Verfassungsurkunde zurückgehen, worin die Rechte und Pflichten der baierischen Ständeversammlung bestimmt sind. Aus dem Kapitel von den Attributionen dieser Ständeversammlung muß hervorgehen, was sie leisten kann, wie viel Gutes oder Böses man sich folglich von ihr zu versprechen hat.

Die Ständeversammlung zerfällt, nach der Verfassungsurkunde, in zwei Kammern, nämlich in die der Reichsräthe, und in die der Abgeordneten.

Die Kammer der Reichsräthe ist zusammengesetzt aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, aus den Kronbeamten des Reiches, aus den beiden Erzbischöfen, aus den Mitgliedern der ehemals reichsständischen fürstlichen und gräflichen Familien, als erblichen Reichsräthen, so lange sie im Besitze ihrer vormaligen reichsständischen, im Königreiche gelegenen Herrschaft bleiben, aus einem von dem Könige ernannten Bischofe und dem jedesmaligen Präsidenten des protestantischen General-Consistoriums, endlich aus denjenigen Personen, welche der König entweder wegen ausgezeichneter Dienste, oder wegen ihrer Geburt oder ihres Vermögens zu Mitgliedern dieser Kammer, es sey nun erblich oder lebenslänglich, ernennt.

Die Kammer der Abgeordneten bildet sich aus den Grundbesitzern, welche eine gutsherrliche Gerichtsbarkeit ausüben und nicht Sitz und Stimme in der ersten Kammer haben; aus Abgeordneten der Universitäten; aus Geistlichen sowohl der katholischen als der protestantischen Kirche; aus Abgeordneten der Städte und Märkte (Flecken); endlich aus der Klasse derjenigen Eigenthümer, welche keine gutsherrliche Gerichtsbarkeit üben. Die Zahl der Mitglieder dieser Kammer richtet sich nach der Zahl der Familien in dem Verhältnisse, daß auf 7000 Familien Ein Abgeordneter gerechnet wird. Von der auf solche Weise bestimmten Zahl, stellt die Klasse der adeligen Gutsbesitzer ein Achttheil, die Klasse der katholischen und protestantischen Geistlichkeit ebenfalls ein Achtheil, die Klasse der Städte und Märkte ein Viertheil, die Klasse der übrigen Landeigenthümer, welche keine gutsherrliche Gerichtsbarkeit ausüben, zwei Viertheile der Abgeordneten für die ganze Dauer der Versammlung.

Diese ist auf sechs Jahr bestimmt, so, daß nach Verlauf dieser Zeit eine neue Wahl der Abgeordneten vorgenommen wird. Jedes Mitglied der Kammer der Abgeordneten muß, ohne Rücksicht auf Standes- und Dienstverhältnisse, ein selbstständiger Staatsbürger seyn, das dreißigste Jahr zurückgelegt haben, den freien Genuß eines im betreffenden Bezirke oder Orte belegenen Vermögens besitzen, das seinen unabhängigen Unterhalt sichert, sich zu einer von den drei christlichen Religionen bekennen, und niemals einer Spezial-Untersuchung wegen eines Verbrechens oder Vergehens unterlegen haben, wo-

von er nicht gänzlich frei gesprochen worden. Zur gültigen Constituirung der Kammer der Abgeordneten wird die Anwesenheit von wenigstens zwei Drittheilen der gewählten Mitglieder erfordert.

Die Kammer der Reichsräthe wird gleichzeitig mit der Kammer der Abgeordneten zusammen berufen, eröffnet und geschlossen. Kein Mitglied der ersten und zweiten Kammer darf sich in einer Sitzung durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen. Die Anträge über die Staatsauflagen geschehen zuerst in der Kammer der Abgeordneten, und werden dann durch diese in die Kammer der Reichsräthe gebracht. Alle übrigen Gegenstände können nach der Bestimmung des Königs der einen oder der andern Kammer zuerst vorgelegt werden; doch darf kein Gegenstand des den Ständen angewiesenen gemeinschaftlichen Wirkungskreises von einer Kammer allein in Berathung gezogen werden und die Wirkung einer gültigen Einwilligung der Stände erlangen. Nur über Gegenstände, die zu ihrem Wirkungskreise gehören, dürfen die beiden Kammern in Berathung treten.

Dieser Wirkungskreis ist folgender: Ohne den Beirath und die Zustimmung der Stände des Königreiches kann kein allgemeines Gesetz, welches die Freiheit der Personen oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft, erlassen, noch ein schon bestehendes abgeändert, authentisch erläutert oder aufgehoben werden. Zur Erhebung aller directen, so wie zur Erhebung neuer indirecten Steuern, oder zur Erhöhung oder Abänderung der bestehenden Auflagen erholt der König die Zustimmung der Stände; und zu diesem Endzweck wird den

Ständen nach ihrer Eröffnung die genaue Uebersicht des Staatsbedürfnisses, so wie der gesammten Staatseinnahmen, vorgelegt. Die zur Deckung der ordentlichen, beständigen und bestimmt vorherzusehenden Staatsausgaben nötigen Steuern, mit Einschluß des nothwendigen Reserve-Fonds, werden jedes Mal auf sechs Jahre bewilligt. Für das Jahr, in welchem die erste Ständeversammlung einberufen wird, dauern die im abgewichenen Etatsjahre erhobenen Auflagen fort. Ein Jahr vor Ablauf des Termins, für welchen die fixen Ausgaben festgesetzt sind, also nach Ablauf von sechs Jahren, läßt der König für die nächsten sechs Jahre den Ständen ein neues Budget vorlegen; und wenn er durch außerordentliche äußere Verhältnisse an dem Versammeln der Stände verhindert werden sollte, so kommt ihm die Befugniß einer Erhebung der zuletzt bewilligten Steuer auf ein halbes Jahr zu. In Fällen eines außerordentlichen und unvorhergesehenen Bedürfnisses und der Unzulänglichkeit der bestehenden Einkünfte zu dessen Deckung, wird dieses den Ständen zur Bewilligung der erforderlichen außerordentlichen Auflagen vorgelegt werden. Die Stände können die Bewilligung der Steuer mit keiner Bedingung verbinden. Die gesammte Staatsschuld wird unter die Gewährleistung der Stände gestellt, und ihre Zustimmung ist erforderlich, so oft die zur Zeit bestehende Schuldenmasse im Kapitalsbetrage vergrößert wird: eine Vergrößerung, die nur für dringende und außerordentliche Staatsbedürfnisse Statt findet. Den Ständen wird ein Schuldentilgungsplan vorgelegt, und ohne ihre Zustimmung an dem, von ihnen angenommenen, Plane

keine Abänderung getroffen, noch ein zur Schuldentilgung bestimmtes Gefäll zu irgend einem andern Zwecke verwendet werden. Jede der beiden Kammern hat aus ihrer Mitte einen Commissar zu ernennen, welche gemeinschaftlich bei der Schuldentilgungs-Commission von allen ihren Verhandlungen genaue Kenntniß zu nehmen und auf die Erhaltung der festgesetzten Normen zu wachen haben; in außerordentlichen Fällen aber, wo drohende äußere Gefahren die Aufnahme von Kapitalien dringend fordern und die Einberufung der Stände unmöglich ist, soll diesen Commissaren die Befugniß zustehen, im Namen der Stände vorläufig ihre Zustimmung zu diesen Anleihen zu ertheilen, die, nach erfolgter Einberufung, in das Staatsschuldenverzeichniß eingetragen werden. Bei jeder Versammlung soll den Ständen die genaue Nachweisung des Standes der Staatsschuldentilgungskasse vorgelegt werden. Die Stände haben das Recht der Zustimmung zur Veräußerung und Verwendung allgemeiner Stiftungen in ihrer Substanz für andere als ihre ursprünglichen Zwecke, eben so zur Verleihung von Staats-Domänen oder Staats-Renten zur Belohnung großer und bestimmter, dem Staate geleisteter Dienste. In Beziehung auf alle diese, zu ihrem Wirkungskreise gehörigen Gegenstände dürfen die Stände dem Könige ihre gemeinsamen Wünsche und Anträge in der geeigneten Form vorbringen.

Ueber die Wünsche und Anträge jedes einzelnen Abgeordneten entscheidet die Kammer, und die von einer Kammer über solche Anträge gefaßten Beschlüsse müssen der andern Kammer mitgetheilt werden, und kön-

nen sich erst nach deren Beistimmung um die Sanction des Königs bewerben. So auch in Hinsicht der Anträge, welche aus den Beschwerden von Einzelnen oder von Gemeinden über Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte, bei Einer von beiden Kammern angebracht, entstehen. Der König wird wenigstens alle drei Jahre die Stände zusammenberufen; er eröffnet und schließt die Versammlung in eigener Person, oder durch einen hierzu besonders Bevollmächtigten. Die Sitzungen der Versammlungen dürfen in der Regel nicht länger als zwei Monate dauern, und die Stände sind verbunden, in ihren Sitzungen die von dem Könige an sie gebrachten Gegenstände vor allen übrigen in Berathung zu ziehen. Dem Könige steht es jederzeit zu, die Sitzungen der Stände zu verlängern, sie zu vertagen, oder die ganze Versammlung aufzulösen. Die Staatsminister können den Sitzungen beiwohnen, wenn sie auch nicht Mitglieder derselben sind. Jedes Mitglied der Ständeversammlung schwört Treue dem Könige, Gehorsam dem Gesetze, Beobachtung und Aufrechthaltung der Staatsverfassung; es schwört auch, daß es nur des ganzen Landes allgemeines Wohl berathen will, ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Klassen. Ohne Einwilligung der betreffenden Kammer kann kein Mitglied der Versammlung, während der Dauer der Sitzungen in Verhaft gebracht werden, den Fall der Ergreifung auf frischer That bei begangenem Verbrechen ausgenommen. Eben so kann kein Mitglied für die Stimme, welche es in seiner Kammer geführt hat, anders zur Rede gestellt werden, als in Folge der Geschäftsordnung durch die Versammlung

selbst. Ein Gegenstand, über welchen die beiden Kammern sich nicht vereinigen, darf in derselben Sitzung nicht wieder zur Berathung kommen. Die königliche Entschließung auf die Anträge der Reichsstände erfolgt nicht einzeln, sondern auf alle verhandelten Gegenstände zugleich, beim Schlusse der Versammlung. Der König allein sanctionirt die Gesetze, zu denen die Kammer ihre Zustimmung gegeben hat, und erläßt dieselben mit seiner Unterschrift. Wenn die Versammlung der Reichsstände vertagt, förmlich geschlossen oder aufgelös't ist, so können die Kammern nicht mehr gültig berathschlagen, und jede fernere Verhandlung ist ungesetzlich.

Dies wäre also die Summe der Rechte und Pflichten der baierischen Volksvertretung oder Ständeversammlung, oder, wenn hier nicht von Rechten und Pflichten die Rede seyn darf, die Summe der Attributionen, welche dieser Versammlung ihren Charakter geben.

Daß hierbei fremde Erfahrungen benutzt worden sind, versteht sich ganz von selbst; denn es ist unmöglich, über einen Gegenstand dieser Art a priori so im Klaren zu seyn, daß man alle Fälle vorhersähe, die sich in dem Verhältniß der Vertretung zur Verwaltung darstellen können. Im Ganzen genommen muß zwar der Charakter der Vertretung dem der Verwaltung entgegengesetzt seyn, weil nur auf diese Weise eine Ergänzung zu Stande gebracht werden kann; doch, wenn es nun darauf ankommt, diesen entgegengesetzten Charakter durch gesetzliche Verfügungen zu bilden — wie ließe sich alsdann das Zurückgehen auf fremde Erfahrungen vermeiden! Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß wir

in der baierischen Verfassungsurkunde sehr Vieles von dem wiederfinden, was in England seit mehreren Jahrhunderten, und in Frankreich seit einigen Jahren, über denselben Gegenstand ausgesprochen und hergebracht ist.

Wie groß aber auch die Zahl der Aehnlichkeits-Punkte seyn möge, welche man in der baierischen Verfassungsurkunde bei einer Vergleichung derselben mit der brittischen Verfassung, oder auch der Charte Ludwigs des Achtzehnten, antrifft: so ist doch nicht zu leugnen, daß sie auch ihre Verschiedenheits-Punkte hat, und daß diese von einer solchen Beschaffenheit sind, daß die baierische Verfassung dadurch ihre eigenthümliche Physiognomie gewinnt, und sich höchst wesentlich von anderen Verfassungen unterscheidet. In Großbritannien sowohl, wie in Frankreich, wird die Steuer von den Repräsentanten von Einem Jahr zum andern bewilligt; und die natürliche Folge davon ist, daß die Abgeordneten alljährlich zusammen berufen werden müssen, und daß ihre Versammlung sich über einen bedeutenden Theil des Jahres ausdehnt. Im Königreiche Baiern hingegen soll, nach den Verfügungen der Verfassungsurkunde, die Steuer immer auf sechs Jahre bewilligt werden, die Versammlung der Stände hingegen in der Regel nur alle drei Jahre Statt finden, und die Sitzung nicht über zwei Monate dauern. Dies ist allzu auffallend, als daß man sich nicht versucht fühlen sollte, darüber nachzudenken.

Warum gerade diese Abweichung? Worin ist sie gegründet?

Es ist schon oben bemerkt worden, daß der Cha-

rakter einer Vertretung, sofern er durch organische Gesetze gebildet wird, ein ganz anderer seyn müsse, als der der Verwaltung. So wie bei jener alles auf das Berathen berechnet werden muß, so muß bei dieser alles auf das Handeln berechnet werden. Gedanke und That sind die verschiedenen Pole, um welche sich beide bewegen. Ausbildung des Gedankens ist die Bestimmung der ersteren; Verwirklichung des Gedankens in der Handlung ist die Bestimmung der letzteren. Beide, in einem Regierungs-System an einander gebracht, können keinen anderen Zweck haben, als die Rechtmäßigkeit der That durch die Nützlichkeit des Gedankens zu sichern. Die Vertretung wäre vollkommen überflüssig, wenn sich nachweisen ließe, daß die Verwaltung über das, was das Wohl der Gesellschaft ausmacht, nicht irren könne; und eben so überflüssig würde die Verwaltung seyn, wenn sich nachweisen ließe, daß zum Handeln nichts weiter erforderlich sey, als Denken und Aussprechen. Eben weil sich weder das Eine noch das Andere darthun läßt, muß die Vertretung neben der Verwaltung stehen; und zwar so, daß beide immer von einander gesondert sind, und sich in ihren Wirkungskreisen zwar berühren, aber nie durchschneiden.

Wie dies aber bewirken!

Weil im Leben die That über dem Gedanken steht und durchaus über demselben stehen muß, wenn das Leben selbst fortdauern soll: so muß die Vertretung, als berathende Behörde, abhängig seyn von der Verwaltung, deren ewige Bestimmung das Handeln ist. Diese Ab-

hängigkeit aber ist festgestellt, 1) wenn der Fürst das Recht hat, die Stände, d. h. die Mitglieder der Volksvertretung, zusammen zu berufen, ihre Sitzungen zu verlängern, sie zu vertagen, oder auch die ganze Versammlung aufzulösen; 2) wenn den Abgeordneten die Pflicht obliegt, die von dem Könige an sie gebrachten Gegenstände vor allen übrigen in Berathung zu ziehen; 3) wenn die Bewilligung der Steuer an keine Bedingung geknüpft werden darf.

Wozu mehr, wozu weniger!

Wenn nun festgestellt wird, daß die Steuer auf sechs Jahre bewilligt werden soll, daß der Zusammentritt der Abgeordneten nur alle drei Jahre erfolgen kann, und daß die Sitzungen nicht über zwei Monate dauern dürfen: so ist dies nicht bloß überflüssig, sondern auch schädlich. Es ist überflüssig, weil die Abhängigkeit der Vertretung von der Verwaltung und dem obersten Chef derselben durch jene drei Anordnungen hinlänglich garantirt ist; es ist schädlich, weil durch die hinzugekommenen Anordnungen eine Abhängigkeit entsteht, welche der Freiheit Abbruch thut. Die Vertretung erliegt alsdann dem Uebergewicht der Verwaltung. Woher soll die rege Theilnahme an dem Wohl und Weh des Vaterlandes kommen, wenn die Steuer auf sechs Jahre bewilligt werden muß! Wie ist es möglich, bei Abgeordneten, welche nur alle drei Jahre zusammentreten, Kenntniß des Geschäftsganges und des Staatslebens vorauszusetzen! Wie ist es endlich denkbar, daß eine Versammlung, deren Sitzungen auf zwei Monate beschränkt sind, sich in ihren Zustimmungen

nicht übereilen werde, da dies gewissermaßen unvermeidlich geworden ist! Man hat eine neue Kraft bilden wollen; aber man hat den Anfang damit gemacht, daß man diese Kraft lähmte. Kein Talent kann sich in ihr entwickeln, keine hochherzige Gesinnung in ihr aufkommen; und, weit davon entfernt, daß die zweite Kammer eine Pflanzschule von Staatsmännern werden könnte, wird sie immer nur der Sammelplatz von Höflingen oder Mißvergnügten seyn.

Dies will noch weiter verfolgt seyn.

Für alle menschliche Verhältnisse, wenn sie irgend eine Stätigkeit in sich schließen sollen, giebt es eine Grundregel, nämlich die, daß die Abhängigkeit gegenseitig sey. Ohne Gegenseitigkeit giebt es keine Freiheit. Allerdings muß die Vertretung von der Verwaltung abhangen. Aber folgt daraus, daß nicht auch die Verwaltung von der Vertretung abhangen dürfe? So wenig, wie es uns scheint, daß, wenn die Verwaltung in ihrem Verhältnisse zur Vertretung durchaus unabhängig bleiben soll, kein Grund vorhanden ist, der das Daseyn der letzteren rechtfertigt. Eine Vertretung also, welche nur das folgsame Werkzeug der Verwaltung ist; eine Vertretung, welche, vermöge ihrer Stellung in der Regierung, nicht reagiren kann; eine Vertretung endlich, der es unmöglich gemacht ist, sich zu irgend einer Freiheit zu erheben, weil ihr auf der Einen Seite die Gelegenheit, auf der andern die Zeit dazu genommen wird — eine solche Vertretung ist in sich selbst durchaus werthlos, und kann, so lange diese Bedingungen ihres Daseyns vorhalten, zu keinem

Werth gelangen. Bildend auf die Verwaltung zurückzuwirken, würde ihre Hauptbestimmung seyn; doch, diese zu erfüllen, sind ihr alle Mittel genommen. Da sich in ihr selbst nichts entwickeln kann, so kann sich durch sie auch nichts in der Verwaltung entwickeln. Abhängig von dieser, begründet sie keine Gegenabhängigkeit; die Gegenabhängigkeit ist aufgehoben, und die Vertretung steht da, wie ein Rad, das, weil es nirgend eingreift, durchaus nicht als der Maschine nothwendig betrachtet werden kann.

Es ist beinahe unbegreiflich, wie sich der Urheber der baierischen Verfassungsurkunde über die von ihm zu lösende Aufgabe in einem so hohen Grade hat täuschen können.

Worin bestand die Aufgabe?

Die Erfahrung hat gelehrt, und wird es unstreitig noch vollständiger lehren, daß ein politisches System, in welchem nur die Centrifugal-Kraft wirksam ist, mit Schwäche und Niederlage endigt. Soll nun dem Elende, das mit dieser Schwäche und Niederlage verbunden ist, vorgebeugt werden: so giebt es kein anderes Mittel, als die Centrifugal-Kraft durch Anlegung einer Centripetal-Kraft in den Schranken zu erhalten, die sie nützlich machen. In der Regierung ist die Verwaltung die Centrifugal-Kraft, die Vertretung hingegen die Centripetal-Kraft. Beide sollen sich allerdings beschränken. Allein wie will das rechte Maaß der Beschränkung, auf welches hierbei alles ankommt, jemals zum Vorschein kommen, wenn die Verwaltung das Wesen der Vertretung bestimmt, und gebieterisch vorschreibt, wie weit

sie gehen und wo sie anhalten soll! Nicht mit Unrecht hat man die freie Bewilligung der Steuer als die Hauptsache in dem Regierungs-System dargestellt, welches das vertretende oder repräsentative genannt wird; denn hieran knüpft sich zuletzt die ganze Gesetzgebung, weil es unmöglich ist, das Geld abgesondert von der Gesellschaft zu behandeln. Wenn nun gefordert wird, daß die Steuer jedes Mal auf sechs Jahre bewilligt werde, so wird dadurch eigentlich nichts mehr und nichts weniger verlangt, als daß die Verwaltung für diesen langen Zeitraum unbeschränkt bleibe. Dabei läßt sich schwer begreifen, weshalb die Abgeordneten alle drei Jahre zusammentreten sollen: denn, da die Steuerbewilligung nur alle sechs Jahre erfolgt, so ist ihr Zusammentritt keinesweges nothwendig; und selbst die kurze Dauer der Sitzungen beweiset, daß der Gesetzgeber ihn für überflüssig gehalten hat. Aus der ganzen Anordnung geht hervor, daß der Gesetzgeber von der Nothwendigkeit der Vertretung in einem gesellschaftlichen Zustande, wie dieser gegenwärtig in den Staaten Deutschlands ist, nicht die Ueberzeugung gehabt haben könne, welche ihm eigen seyn mußte, wenn er mit Erfolg Urheber einer besseren Ordnung der Dinge für Baiern werden wollte.

Dies leuchtet aber noch weit deutlicher ein, wenn man die Zusammensetzung der zweiten Kammer ein wenig schärfer in's Auge faßt. Von der Kammer der Reichsräthe wird Niemand mehr erwarten, als was auch das Oberhaus in Großbritannien, und die Kammer der

Pairs in Frankreich leistet: ihr Daseyn ist nothwendig; aber das eigentliche politische Leben darf nicht in ihr gesucht werden, weil ihre Bestimmung mehr hemmend und erhaltend, als treibend und schaffend ist. Das politische Leben ist vielmehr das Erbtheil der Deputirten-Kammer. Wenn nun diese Kammer in Baiern zu einem Achttheil aus der Klasse der Adeligen, zu einem andern Achttheil aus der Klasse der katholischen und protestantischen Geistlichkeit, zu einem Viertheil aus der Klasse der Städte und Märkte, zu zwei Viertheilen endlich aus der Klasse der übrigen Landeseigenthümer, d. h. der Bauern, zusammengesetzt ist: so darf man wohl fragen, was den Urheber der Verfassungurkunde bewogen habe, diese Zusammensetzung jeder anderen vorzuziehen!

Was die Klasse der katholischen und protestantischen Geistlichen betrifft, so hat man Mühe, die Nothwendigkeit ihres Eintritts in die Deputirten-Kammer zu begreifen: als Staatsbeamte sind sie davon ausgeschlossen, wie alle übrigen Beamteten; als Eigenthümer kommen sie schwerlich in Betracht; und da das Gebiet der Gesetzgebung ihnen fremd ist, und alle ihre Verhältnisse es mit sich bringen, in der Deputirten-Kammer lieber zu schweigen, als zu reden, so weiß man durchaus nicht, weshalb der Urheber der baierischen Verfassungsurkunde ihnen in der Deputirten-Kammer einen Sitz aufgehoben hat, den sie im brittischen Unterhause und in der französischen Deputirten-Kammer nie gehabt haben. Es ist wahrlich schwer, sich ihre Gegenwart in der Deputirten-Kammer als nützlich zu denken.

Das obenan stehende Achtheil adeliger Gutsbesitzer ist also zusammengebracht mit einem Viertheil aus der Klasse der Städte und Märkte, und mit zwei Viertheilen aus der Klasse solcher Landeseigenthümer, welche keine gutsherrliche Gerichtsbarkeit ausüben, wozu noch die Abgeordneten der Universitäten kommen.

Soll diese Zusammensetzung einen Werth haben, so muß aus ihr hervorgehen, daß sie vortheilhaft sey für die Bilduug des Gesetzes, diese ewige Bestimmung einer Volksvertretung. Wer getraut sich aber, dies zu beweisen! Das Einzige, was sich dabei absehen läßt, ist der leichte Sieg der Verwaltung über eine so zusammengesetzte Vertretung. Durch jene Gesetze, welche die Bewilligung der Steuer auf sechs Jahre fordern, den Zusammentritt der Versammlung zu einem alldreijährigen machen, und die Sitzungen auf zwei Monate beschränken, ward das Uebergewicht der Verwaltung über die Vertretung vorbereitet; durch diese Zusammensetzung der Deputirten-Kammer, wird es vollendet. Eine solche Deputirten-Kammer, welchen persönlichen Werth auch jedes ihrer Mitglieder haben möge, ist durch die Verschiedenartigkeit ihrer Bestandtheile, vorzüglich aber durch den Umstand, daß die große Mehrheit aus Personen besteht, die von dem politischen Leben nichts begreifen, selbst über die Möglichkeit, sich nützlich zu machen, hinweg gehoben. Warum denn, wenn es einmal eine Vertretung in Baiern geben sollte, dieselbe nicht auf einem ganz anderen Wege zu Stande bringen? Warum nicht lieber eine, von der al-

alten, oder vielmehr veralteten Eintheilung der Gesellschaft in Stände ganz unabhängige Wählart fest stellen, durch welche man sich die Theilnahme an dem Wohl und Wehe des Vaterlandes selbst in der Zusammensetzung der Deputirten-Kammer gesichert hätte! Die Erfahrung wird zeigen, daß die baierische Deputirten-Kammer, gleich einem in der Geburt verunglückten Kinde, nicht zu einem ihrer Bestimmung entsprechenden Leben gelangen kann; und gerade ihre Zusammensetzung wird eins der größten Hindernisse seyn, keineswegs der besondere Geist dieses Volks, dem man die Schuld ohne Ursache beimessen wird. Denn die Völker sind allenthalben nur das, was organische und bürgerliche Gesetze ihnen zu seyn erlauben, gerade wie Pflanzen alles durch Luft und Licht sind.

Wollte man gegen das bisher Bemerkte einwenden, es habe sich um nichts mehr und nichts weniger gehandelt, als um die Darstellung einer Stände-Versammlung: so würde sich auf eine solche Entschuldigung oder Rechtfertigung erwidern lassen, daß der Urheber der Verfassungsurkunde das Bedürfniß der Zeit gar nicht erkannt habe. Nur das Wort „Ständeversammlung" kann man sich gefallen lassen, weil es an und für sich eben so unschuldig ist, wie jedes andere Wort. Soll man aber denselben Begriff damit verbinden, der in jenen Zeiten, wo es wirklich Stände gab, damit verbunden wurde: so muß man dagegen protestiren. Das vierzehnte Jahrhundert läßt sich eben so wenig in das neunzehnte, als dieses in jenes versetzen. Will der König von Baiern (oder auch jeder andere deutsche Fürst)

Ständeversammlungen in dem alten Sinne des Worts haben, und durch dieselben die gegenwirkende Kraft in seinem Staate bilden: so muß er aufhören zu seyn, was er bisher war, und zu dem Zustande zurückkehren, worin sich seine Vorfahren befanden, als sie noch keine Suveränetät ausübten, als es noch kein umfassendes Verwaltungs-System gab, dem man nicht widerstreben konnte; als der Fürst nur als erster Gutsbesitzer oder Edelmann eine Anziehungskraft in sich schloß, und sich glücklich schätzte, wenn er keinen Rebellen im Lande hatte; als noch alles vereinzelt war, und jeder Stand einen Staat für sich ausmachte; als es noch keine Staatsschulden gab; als die Verhältnisse sowohl der einzelnen Eigenthümer, als großer Gemeinen zu dem Fürsten für freie Verhältnisse galten; als die Bitte die Gegenbitte nach sich zog, u. s. w. Wer sieht nicht ein, daß diese Zeit vorüber ist und niemals wiederkehren kann! Wozu also Ständeversammlungen in diesen Zeiten, die ihrer durchaus unfähig sind! Nur das Wort hat uns bleiben können; die Sache ist längst todt für uns. Soll die Aehnlichkeit des Wortes über die Verschiedenheit der Dinge siegen? Jahrhunderte hindurch hat das Fürstenthum gegen die Macht der Stände angekämpft, ehe es den Sieg davon tragen konnte; und jetzt, wo der Sieg vollendet ist, will man die Miene annehmen, als bejammere man den Ausgang des hartnäckigen Kampfes? Riesenschritte hat die Verwaltung in der Ausbildung ihres Organismus gemacht; und doch will man das Ansehn gewinnen, als verdamme man diese Riesenschritte, und als sehne man sich nach dem alten Chaos zurück, aus welchem man hervorgegangen ist?

Wie gesagt, es läßt sich nichts einwenden gegen die Benennung „Ständeversammlung;" allein diese Ständeversammlung darf keine andere Bestimmung haben, als welche eine Volksvertretung haben würde. Da nun diese Bestimmung keine andere seyn kann, als die Gegen- oder Centripetal-Kraft in dem Regierungs-System zu bilden, so müssen alle sie betreffenden Verfügungen einer solchen Bestimmung entsprechen. In dem Repräsentativ-System sollen Fürst und Volk in Einheit gehalten und gleich sehr beschützt werden: jener durch die Verwaltung, dieses durch die Vertretung. Diese Anordnung würde vollkommen überflüssig seyn, wenn es nicht in der Natur jedes Verwaltungs-Systems läge, das Volk zu überwachsen, und dadurch Fürsten und Volk zu trennen. Gerade dies soll verhindert werden. Indem aber die Vertretung das Volk gegen die Unbilden der Verwaltung schützt, schützt sie zugleich den Fürsten, der mit einer bloßen Verwaltung jeder Gefahr ausgesetzt ist, und zwar um so mehr, je weiter sie reicht, und je scheinbarer die Stärke auf ihrer Seite ist. Soll nun die Vertretung etwas so Ausgezeichnetes leisten, so muß sie, erstlich, alle die Berechtigungen haben, welche ihrer Bestimmung entsprechen; zweitens, so zusammengesetzt seyn, daß sie sich nicht in sich selbst lähmt. Findet weder das Eine, noch das Andere Statt, so möchte es schwer seyn, die passende Benennung für sie zu finden.

Die Verfassungsurkunde von Baiern ist inzwischen da, und soll mit dem Anfange des künftigen Jahres zur Ausführung gebracht werden. Unstreitig ist die Voraussetzung, daß dies wirklich geschehen werde; und wie groß

mag die Zahl Derjenigen seyn, welche, weil sie die Wirkungen der von uns als fehlerhaft bezeichneten Verfügungen nicht zu berechnen verstehen, von der in Thätigkeit gesetzten Verfassung großes, überschwängliches Heil erwarten! Die Zeit, diese große Lehrerin, wird sie eines Besseren belehren. Wie es Maschinen giebt, welche ihre eigenen Reibungen nicht überwinden können, so wird dies auch mit der baierischen Regierung in der Form der Fall seyn, welche ihr die Verfassungsurkunde giebt. Das Wenigste, was man sagen kann, ist, daß die Vertretung nichts von den Forderungen der Verwaltung verstehen wird. Sie wird also Anfangs in Alles ohne Widerstand einwilligen. Allein wie lange kann dies möglicher Weise dauern? Die Zeit läßt sich nicht aufhalten, und den Regierten werden die Wirkungen des neuen Systems zuerst fühlbar werden. Da nun diese Wirkungen nichts weniger in sich schließen können, als Erleichterung, so ist es wohl nicht thöricht, anzunehmen, daß die getäuschte Erwartung sehr viel Unzufriedenheit in Gang bringen wird. Die Deputirten-Kammer von ihrer Seite wird sehr bald die Entdeckung machen, daß sie, bei den ihr zugestandenen Attributionen jeder freien Bewegung beraubt, weder Gutes noch Böses thun, und ihre Bestimmung, das Volk gegen Gewalt zu vertreten, nicht erfüllen kann. Wie lange sie diesen Zustand ertragen werde, steht freilich dahin; allein nichts ist natürlicher, als daß sie sich aus demselben befreien wird, sobald das Gefühl einer verfehlten Bestimmung in ihr erwacht ist: ein Gefühl, welches ihr eben so sehr von außen, als von innen her, aufgedrängt wird.

Um wie viel besser wäre es also gewesen, gleich ins Ziel getroffen zu haben! Muß man annehmen, daß die Verwaltung sich vor der Ständeversammlung gefürchtet habe? Diese Furcht war ungegründet; denn wie wenig sich eine Verwaltung auch zutrauen mag, so ist sie doch von Seiten des Talents immer einer Vertretung gewachsen, in welcher sich das Talent erst entwickeln soll. Nie mußte es auch das Ansehn gewinnen, als habe man nur einer Grille des Jahrhunderts, Zeitgeist genannt, nachgegeben, indem man sich zur Einführung einer Volksvertretung entschloß; man mußte die Sache aus einem weit höheren Gesichtspunkte betrachten, und in das Verhältniß der Vertretung zur Verwaltung den vollen Freisinn legen, den es erheischt. Anstatt Erörterungen auszuweichen, mußte man volle Gelegenheit dazu geben, theils durch eine jährliche Wiederkehr der ständischen Versammlungen, theils durch Verlängerung ihrer Sitzungen. Ausgehen mußte man von dem Gedanken, daß, da Verwaltung und Vertretung bestimmt sind, sich gegenseitig zu bilden, die friedlichen Kämpfe, welche allein im Stande sind, diese Bildung zu gewähren, sogar gesucht werden müssen.

Vor allen Dingen hätte der Urheber der Verfassungsurkunde sich selbst sagen sollen, daß, da im Leben nichts gefährlicher ist, als eine Bestimmung haben, die nicht erfüllt werden kann, es seine erste und heiligste Pflicht sey, der Volksvertretung eine erfüllbare Bestimmung zu geben. Ohne Verfassung war das Königreich Baiern nicht, und für die reine Monarchie reichte diejenige aus, die es sich im Jahre 1808 gegeben hatte.

Glaubte er nun diese Verfassung durch die Aufnahme der Gegen- oder Centripetal-Kraft in das Regierungs-System vervollständigen zu können oder zu müssen: so durfte er dieser Kraft auch nichts von dem entziehen, was zu ihrem Wesen als Gegenkraft gehörte — nichts von der Freiheit, die ihr, in ihrem Verhältniß zu der Verwaltung, und in der Abhängigkeit, worin sie nothwendiger Weise steht, zukam. In dieser Hinsicht sind bedeutende Fehler gemacht worden: Fehler, welche nicht schnell genug verbessert werden können. Die allgemeinen Grundsätze der baierischen Regierung, so wie sie in der Verfassungsurkunde aufgestellt sind, muß man unbedingt loben; allein, so wie sich diese ganz von selbst finden, wo Mittel und Zweck bei einer Regierung nicht in Widerspruch stehen, so darf man auch sagen, daß dieser Widerspruch wirklich in der Verfassungsurkunde Baierns vorhanden ist, und daß erst die Fortschaffung desselben eine bleibende Verfassungsurkunde für Baiern geben wird.

Wir sind in unserer Beurtheilung der baierischen Verfassungsurkunde bei dem stehen geblieben, was darin über das künftige Verhältniß der Vertretung zur Verwaltung ausgesprochen ist. In der That, das Verhältniß, worin beide durch eine Verfassungsurkunde der gegenwärtigen Zeit gesetzt werden, ist so sehr die Hauptsache, daß man es das Grund- oder Normal-Verhältniß nennen möchte, wonach sich alles Uebrige modelt. In einem Repräsentativ-System ist es ganz unmöglich, die Justiz- und Militär-Verfassung beizubehalten, welche der reinen Monarchie entspricht; und wenn man bei

Entwerfung einer, die Vertretung feststellenden, Verfassungsurkunde zugleich statuiren wollte, daß die Justizverfassung von der Oeffentlichkeit, die Militär-Verfassung von dem Bürgerthum geschieden bleiben sollte: so würde man es auf sich nehmen, unvereinbare Dinge mit einander zu vereinigen. Ueber die Verfügungen der baierischen Verfassungsurkunde in dieser doppelten Beziehung ließe sich viel bemerken. Wir enthalten uns aber des Eindringens in diese Materie, um nicht über die Gränzen hinaus zu gehen, die wir uns gesteckt haben. Nur das Einzige sey uns zu bemerken erlaubt, daß die erbliche Monarchie, ohne welche ein Vertretungs-System nicht wohl denkbar ist, überhaupt genommen die Freiheit begünstigt. Denn ist die Macht nur um des Rechts willen da; so ist nichts natürlicher, als daß sie ihre Gestalt von dem Rechte annimmt und nicht darauf ausgeht, das Recht bestimmen zu wollen. Das Fürstenthum ist in einem Repräsentativ-System gesichert genug; und wenn die Willkür es nicht ist, so liegt der Grund nur darin, daß sie es nicht seyn soll — nicht seyn darf, weil die ganze Wirksamkeit dieses Systems auf Verdrängung der Willkür abzweckt.

Alles läßt vermuthen, daß Baierns Verfassung wesentliche Veränderungen erfahren werde. Ihr größter Fehler, so viel uns davon einleuchtet, ist, daß sie eine Voraussetzung macht, die keinen Grund hat. Es giebt keine Stände mehr; es giebt deren so wenig, daß selbst die Allmacht sie nicht plötzlich zurückführen könnte. Es giebt gegenwärtig nur Beschäftigungen, Verrichtungen, d. h. ein allgemeines Bürgerthum, worin alles zur Einheit erho-

ben werden soll. Indem man nun in einem solchen gesellschaftlichen Zustande Stände bilden will, versucht man etwas Unmögliches; und welche Folgen dies haben muß, läßt sich ohne Mühe vorhersehen. Soll die Verfassungsurkunde, so wie sie gegenwärtig ist, fortdauern, so muß die Regierung Baierns in eine Oligarchie ausarten, welche Volk und König für immer trennt.

Von den Ursachen, welche den Charakter der Italiäner seit der Zerstörung ihrer Republiken verändert haben.

(Aus Sismondi's Geschichte der italiänischen Republiken des Mittelalters.)

Um Vertrauen zu den Tugenden der älteren Zeit einzuflößen und Nachsicht für die Schwächen der Gegenwart zu gewinnen, muß man nachweisen, welche mächtige Ursachen den Charakter der Italiäner verändert haben; wie sie, von der frühesten Jugend an bis zum spätesten Alter, mit verderblichen Giften getränkt werden; wie geflissentlich ihre Thatkraft zerstört, ihr Geist zur Trägheit verurtheilt, ihr Stolz gedemüthigt, ihre Aufrichtigkeit bestochen wird. Ein tiefes Mitleid mit diesem, von der Natur so reich begabten, von den Menschen so grausam verderbten Volke muß das Ergebniß dieser Untersuchung seyn. Steigt man zu der seltsamen Ursache auf, welche ihm alle diese Fehler eingeimpft hat, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß sie ihm nicht von Natur eigen sind; und so wird man geneigt, ihm Dank zu wissen für die guten Eigenschaften, die

ihm geblieben sind, für das Maaß von Tugend, das es dem verderblichen Einflusse, unter welchem es aufwächst, entzogen hat. Jedes Gebrechen, welches wir an den Einrichtungen des neueren Italiens zu tadeln gedenken, muß als ein Entschuldigungsgrund für die Italiäner betrachtet werden.

Italiens Sonne ist noch eben so warm, wie sonst; der Boden noch eben so fruchtbar, die mannichfaltigen Anblicke der Apenninen noch eben so lachend, eben so reichlich bewässert, eben so üppig in der Vegetation. Alle thierische Gefährten des Menschen haben ihre ursprüngliche Schönheit und ihre Sitten behalten; der in diesem vom Himmel begünstigten Lande geborne Mensch erhält noch immer dieselbe lebhafte und rasche Einbildungskraft, dieselbe Empfänglichkeit für leidenschaftliche Eindrücke, dieselbe Geschicklichkeit des Geistes, Alles zu fassen, Alles zu gleicher Zeit zu lernen. Inzwischen ist der Mensch allein verändert: die gesellschaftliche Organisation bildet ihn als Natur-Product um, ihre Macht berührt ihn gleichzeitig in allen seinen Anlagen, und die vier Institutionen, deren Einfluß sich am weitesten erstreckt, ich meine die Religion, die Erziehung, die Gesetzgebung und der Ehrenpunkt (point d'honneur) vereinigen sich, um auf alle Bewohner Italiens zugleich zu wirken.

Von allen moralischen Kräften, welchen der Mensch unterworfen ist, kann die Religion ihm am meisten nützen oder schaden. Alle Meinungen, welche sich auf etwas über die Angelegenheiten dieser Welt Hinausragendes beziehen, alle Glaubensbekenntnisse, alle Secten haben

auf die sittliche Denkungsart und auf den Charakter des Menschen einen erstaunlichen Einfluß. Indeß dringt in das Herz des Menschen keine noch tiefer ein, als die katholische Religion; denn keine ist stärker organisirt, keine hat sich die Moral-Philosophie kräftiger untergeordnet, keine hat die Gewissen mehr unterjocht, keine das Tribunal der Beichte, welche die Gläubigen von der Geistlichkeit abhängig macht, furchtbarer ausgebildet; keine hat auch Diener, welche von allem Familiengeist freier, und durch Vortheil und Corporations-Geist inniger verbunden wären.

Die Einheit des Glaubens, welche immer nur aus der unbedingten Unterwerfung der Vernunft unter den Glauben hervorgehen kann, und welche sich folglich in keiner Religion in demselben Grade antreffen läßt, wie in der katholischen — die Einheit des Glaubens nöthigt zwar alle Mitglieder dieser Kirche, dieselben Dogmen anzunehmen, sich denselben Entscheidungen zu unterwerfen, sich durch dieselbe Unterweisung zu bilden. Bei dem Allen ist aber der Einfluß der katholischen Religion nicht zu allen Zeiten und an allen Orten derselbe. Sie hat in Frankreich und in Deutschland ganz andere Wirkungen hervorgebracht, als in Italien und in Spanien. Nicht einmal in den beiden letzteren Ländern ist ihr Einfluß immer einförmig gewesen. Er veränderte sich um die Zeit, wo Karl der Fünfte regierte: eine Zeit, welche genau mit der Zerstörung der italiänischen Republiken des Mittelalters zusammentrifft. Die Bemerkungen, welche wir über die Religion Italiens und Spaniens während der drei letzten Jahrhunderte zu machen

gedenken, dürfen nicht auf die ganze katholische Kirche angewendet werden *).

Wir müssen uns darauf beschränken, jene Revolution, welche gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in der römischen Kirche vorging, hier bloß anzudeuten; denn, um sie nach ihrem ganzen Umfange zu schildern, würde es langer Entwickelungen bedürfen, welche nicht hieher gehören. Bewirkt wurde diese Revolution durch die Päbste Paul IV., Pius IV., Pius V. und Gregor XIII. Ihr fanatischer Verfolgungsgeist veränderte den Geist des römischen Hofes, wie den der italiänischen Kirche; und gleichzeitig brachte das tridentinische Concilium an die Stelle jenes oft erschlafften Bandes, welches die Kirchenfürsten mit ihrer zahlreichen Miliz vereinigte, die stärkste und furchtbarste Organisation. Bis dahin hatten die Päbste eine Art von Bündniß mit den Völkern gegen die Souveräne geschlossen: nur auf Kosten der Könige hatten sie Eroberungen gemacht; nur von den Königen waren sie bedrohet; sie verdankten ihre Erhebung und alle ihre Widerstandsmit-

---

*) Wir ersuchen den Leser, bei dem Worte Religion, so oft es in dieser Uebersetzung vorkommen möchte, immer nur an Kirchenthum zu denken. Dieser Unterschied, welcher französischen Schriftstellern nicht geläufig ist, kann in Deutschland keinen Augenblick aus der Acht gelassen werden. So lange man Beides verwechselt, unterliegt man nothwendig einer Priesterherrschaft; denn diese ist nur da möglich, wo die sittliche Natur des Menschen, und das Wesen der Gesellschaft noch nicht erforscht sind. Wir werden uns in einer Nachschrift über diesen Gegenstand ausführlicher erklären.

Anmerk. d. Herausgebers.

tel der Macht jenes Geistes, der sich der rohen Gewalt widersetzt; und noch weit mehr aus Politik, als aus Erkenntlichkeit, hatten sie es für ihre Pflicht gehalten, die Macht des Geistes zu entwickeln. Ihnen verdankte die öffentliche Meinung ihre Entstehung; sie leiteten dieselbe, und riefen sie zu ihrem Beistande auf. Sie beschützten die Wissenschaften und die Philosophie; sie erlaubten sogar mit gewissem Freisinn den Philosophen, wie den Dichtern, aus der schmalen Bahn der Rechtgläubigkeit zu weichen; kurz, sie vertrugen sich mit dem Geiste der Freiheit, und beschützten die Republiken. Doch als die Eine Hälfte der Kirche, die Fahne der Reformation umfassend, ihr Joch abschüttelte; als man das Licht der Philosophie, welches sie hatten leuchten lassen, gegen sie wendete, und mit diesem Lichte zugleich den Geist der Freiheit, der von ihnen ausgegangen war, und die öffentliche Meinung, welche durch sich selbst zu einer Macht wurde: da bestimmte sie das Gefühl eines tiefen Schreckens, ihre ganze Politik zu verändern. Anstatt an der Spitze der Opposition gegen die Monarchen zu bleiben, fühlten sie das Bedürfniß, gemeinschaftliche Sache mit diesen zu machen, um Gegner in Zaum zu halten, welche freilich furchtbarer waren, als die Könige. Sie traten in das engste Bündniß mit den weltlichen Fürsten, vorzüglich mit Philipp dem Zweiten, dem größten Despoten; sie beschäftigten sich nur damit, das Gewissen zu beugen und den Geist zu unterjochen; und in der That, sie legten ihm ein Joch auf, wie die Menschen es bis dahin nie getragen hatten.

In protestantischen Ländern hat man oft wieder-

holt, daß die Reformation der römischen Kirche selbst nützlich geworden sey; und diese Bemerkung ist nicht ohne Wahrheit. In Frankreich, in Deutschland und in allen den Ländern, wo die beiden Kirchenvereinigungen neben einander bestehen, hat das Beispiel und die Nebenbuhlerei des Cultus zur Verbesserung von beiden beigetragen. Jede hat sich in Acht genommen, der andern Veranlassung zum Tadel oder zur Anklage zu geben. Die hohe Geistlichkeit des römischen Hofes hat auf eine andere Weise an dieser Reform Theil genommen. Eine merkliche Verbesserung in ihren Sitten, eine auffallende Gluthverstärkung in ihrem Eifer hat die neue Periode bezeichnet, welche mit dem tridentinischen Concilium beginnt. Der päbstliche Hof hat aufgehört, ein Stein des Anstoßes zu seyn. Der Pabst und seine Cardinäle sind von dem Geiste ihrer Religion aufrichtig und beständig beseelt worden. Ihre Macht hat sich in den Ländern, welche sie von der Reformation auszuschließen verstanden, unendlich vermehrt. Doch die Folgen dieser Macht und des Eifers, aus welchem sie hervorging, sind vielleicht nicht gehörig gewürdigt.

Unstreitig giebt es eine innige Verbindung zwischen Religion und Moral, und jeder Rechtschaffene wird anerkennen, daß die edelste Huldigung, welche das Geschöpf seinem Schöpfer darbringen kann, alsdann eintritt, wenn es sich durch seine Tugenden zu ihm erhebt. Inzwischen ist die Moral-Philosophie eine von der Theologie durchaus und wesentlich verschiedene Wissenschaft. Sie hat ihre Grundlagen in der Vernunft und in dem Gewissen; sie trägt ihren Beweis in sich selbst, und

nachdem sie den Geist durch die Untersuchung seiner Principien entwickelt hat, befriedigt sie das Herz durch die Enthüllung dessen, was wahrhaft schön, gerecht und angemessen ist. Die Kirche bemächtigte sich der Moral, als einer Sache, die zu ihrem Domän gehörte: sie schob den Einsichten der Vernunft und den Aussprüchen des Gewissens die Autorität ihrer Verfügungen und die Entscheidungen der Väter unter; sie brachte das Studium der Casuisten an die Stelle der Moral-Philosophie, und ersetzte die edelste Uebung des Geistes durch eine knechtliche Gewöhnung.

Unter den Händen der Casuisten entartete die Moral auf das Vollkommenste. Sie wurde dem Herzen eben so fremd, wie der Vernunft. Um keine anderen Gesetze zu haben, als die vermeintlichen Befehle des Schöpfers, verlor sie aus den Augen, welche Leiden jeder von unseren Fehlern unseren Mitgeschöpfen verursachen kann; sie stieß die Grundlage, welche die Natur ihr in dem Herzen aller Menschen gegeben hatte, von sich, um sich eine durchaus willkürliche zu bilden. Der Unterschied zwischen den sogenannten Todsünden und solchen, welche zu erlassen sind, löschte den Unterschied aus, den wir in unserem Gewissen zwischen den schwersten und den verzeihlichsten Vergehungen fanden. Verbrechen, welche den tiefsten Abscheu einflößen, stellten sich auf gleiche Linie mit Fehltritten, welche die menschliche Gebrechlichkeit nicht leicht vermeiden kann.

Als Schuldige vom ersten Range stellten die Casuisten die Ketzer, die Schismatiker, die Gotteslästerer dem Abscheu dar; und bisweilen gelang es ihnen, ge-

gen Personen dieser Art einen Haß anzufachen, der noch verbrecherischer war, als der Fehltritt, der ihn veranlaßt hatte; bisweilen aber vermochten sie auch nicht, über die mitleidige Vernunft des Volks zu siegen, das in den großen Schuldigen nur Menschen sah, welche durch Unwissenheit, Irrthum oder unbewachte Gewohnheiten fortgerissen worden. In dem einen, wie in dem anderen Falle, wurde der heilsame Schrecken, welchen das Verbrechen einflößen soll, beträchtlich vermindert: der Straßenräuber, der Giftmischer, der Mörder, wurden mit Menschen vermengt, welche eine unwillkürliche Achtung eroberten. Die guten Handlungen der Ketzer gewöhnten zum Zweifel an der Tugend selbst; ihre Verdammung zeigte ihre Verwerfung in dem Lichte der unwiderstehlichen Schicksalsgewalt, und die Zahl der Schuldigen wurde so vervielfältigt, daß die Unschuld beinahe unmöglich ward.

Die Lehre von der Buße verursachte eine neue Verdrehung in der durch eine willkürliche Unterscheidung der Sünden bereits verwirrten Moral. Ohne Zweifel war die Verzeihung des Himmels, im Falle der zurückkehrenden Tugend, eine tröstliche Verheißung; diese Meinung entspricht den Bedürfnissen und Schwachheiten des Menschen so sehr, daß sie in allen Religionen ihren Platz einnimmt. Doch die Casuisten haben diese Lehre entstellt, indem sie Buße, Beichte und Absolution an bestimmte Formen gebunden haben. Eine einzige Handlung des Glaubens und der Andacht ist als hinreichend befunden worden, eine lange Liste von Verbrechen auszutilgen. Die Tugend, anstatt die Aufgabe des ganzen

Le-

Lebens zu seyn, wurde zu einer Rechnung, welche im Augenblick des Todes abgethan werden konnte. Kein Sünder war so verblendet über seine Leidenschaften, daß er sich nicht vorsetzte, vor seinem Ende einige Tage dem Seelenheil zu widmen; und in diesem Vertrauen ließ er seinen regellosen Neigungen den Zügel schießen. Die Casuisten hatten über das Ziel hinaus geschossen, als sie ein solches Vertrauen nährten; vergeblich predigten sie gegen die verspätete Bekehrung: sie selbst waren die Urheber dieser, den alten Moralisten durchaus unbekannten, Verirrung des menschlichen Geistes. Man hatte sich gewöhnt, nur den Tod des Sünders, nicht sein Leben in Betracht zu ziehen; und diese Gewöhnung ward allgemein.

Der beklagenswerthe Einfluß dieser Lehre zeigt sich in Italien am Auffallendsten, so oft irgend ein großer Verbrecher zur Todesstrafe verurtheilt wird. Die Feierlichkeit der Verurtheilung und die Gewißheit der nachfolgenden Strafe treffen selbst den Verhärtetsten, erst mit Schrecken, dann mit Reue. Kein Brandstifter, kein Straßenräuber, kein Giftmischer besteigt das Schaffot, ohne mit tiefer Zerknirschung eine schöne Beichte und eine schöne Communion gemacht zu haben. Daraus folgt der schöne Tod. Sein Beichtvater erklärt mit vollem Vertrauen, daß die Seele des reuigen Sünders bereits den Weg nach dem Himmel angetreten hat; und der Pöbel zankt sich am Fuße des Schaffots um die Ueberreste des neuen Heiligen, des neuen Märtyrers, dessen Verbrechen vielleicht mehrere Jahre hindurch mit Entsetzen erfüllt hatten.

Ich werde nicht von dem anstößigen Handel mit Indulgenzen, nicht von dem schändlichen Lohn reden, welchen der Büßende zahlt, um die Absolution des Priesters zu erhalten. Das tridentinische Concilium hat sich angelegen seyn lassen, den Mißbrauch dieser Einrichtung zu vermindern. Indeß lebt der Priester noch immer von den Sünden des Volks und von seinen Drohungen; um Messen und Rosenkränze zu bezahlen, verschwendet der sterbende Sünder das auf unrechtmäßigen Wegen zusammengebrachte Geld; er beruhigt sein Gewissen durch das Opfer, welches er darbringt, und in den Augen des Pöbels gilt er für einen Frommen. Dagegen erwäge man die freiwilligen Indulgenzen, d. h. diejenigen, welche man durch die Gnade der Päbste für irgend eine äußere Handlung der Frömmigkeit erhält. Sie werden für minder schädlich gehalten. Gleichwohl ist ihr Daseyn durchaus unverträglich mit irgend einem Moral-Princip. Sieht man, zum Beispiel, zweihundert Indulgenz-Tage für jeden Kuß bewilligt, der dem im Coliseum sich erhebenden Kreuze gegeben wird; sieht man in allen Kirchen Italiens volle Indulgenzen für nichts und wieder nichts ertheilt: wie will man alsdann Gottes Gerechtigkeit oder Gottes Erbarmen mit der, einer so schwachen Buße bewilligten, Verzeihung, oder auch mit der Strafe vereinigen, die Demjenigen angedrohet wird, welcher sich nicht in der Lage befindet, jene Verzeihung zu gewinnen.

Die Macht, welche man der Reue, den kirchlichen Ceremonien, den Indulgenzen zuschreibt, hat das Volk beredet, daß ewiges Heil und ewige Verdammniß von

der Absolution des Priesters abhangen; und dies war vielleicht der tödtlichste Schlag, welcher der Moral versetzt werden konnte. Nicht die Tugend, nein, der Zufall entschied von jetzt an über das ewige Schicksal der Seele eines Sterbenden. Der tugendhafteste Mensch, er, dessen Leben durchaus fleckenlos gewesen war, konnte von einem plötzlichen Tode befallen werden in einem Augenblicke, wo Zorn, Schmerz, Ueberraschung ihm eins von den profanen Wörtern entrissen, welche Gewöhnung gemein gemacht hat, welche man aber, den Entscheidungen der Kirche zufolge, nicht aussprechen kann, ohne eine Todsünde zu begehen. In einem solchen Falle nun war seine Verdammniß eine ewige, weil kein Priester gegenwärtig gewesen war, seine Reue zu vernehmen und ihm die Pforten des Himmels zu öffnen. Dagegen konnte der verkehrteste, der mit Verbrechen aller Art befleckte Mensch sich augenblicklich zu einer Rückkehr zur Tugend aufgelegt fühlen, in Folge einer Anwandlung, welche sich selbst in verderbten Herzen findet; und wenn er nun eine gute Beichte, eine gute Communion gemacht hatte, so war er des Paradieses gewiß.

So ward also die Moral gänzlich verdrehet; und das Licht der Vernunft und des Gewissens, welches den Rechtschaffenen von Demjenigen unterscheiden lehrt, der es nicht ist, war verdunkelt durch die Entscheidungen von Theologen, welche die Verdammniß aussprachen über Den, welchen ein unglücklicher Zufall in eine Todsünde gestürzt hatte, die Seligkeit hingegen über Den, der, von der Gnade gerührt, eine wirksame Reue blicken ließ.

Das war aber nicht Alles. Die Kirche stellte ihre Gebote neben die große Tafel der Tugenden und Laster, deren Erkenntniß unseren Herzen eingepflanzt ist. Sie unterstützte sie nicht durch eine so schreckliche Sanction, wie die der Gottheit; sie machte das ewige Heil nicht abhängig von ihrer Beobachtung: und doch gab sie ihnen eine Kraft, welche die Gesetze der Moral nie erhalten konnten. Der Mörder, bedeckt mit dem Blute, das er vergossen hat, fastet auf eine andächtige Weise, indem er auf einen neuen Mord sinnt; die Hure stellt neben ihr Lager das Bildniß der Jungfrau, vor welchem sie ihren Rosenkranz plappert; der Priester, der einen falschen Eid geschworen, wird sich nie so weit vergessen, daß er vor der Messe ein Glas Wasser tränke: denn je regelmäßiger jeder lasterhafte Mensch in Beobachtung der kirchlichen Vorschriften gewesen ist, desto mehr fühlt er sich in seinem Herzen von der Befolgung jener himmlischen Moral frei gesprochen, der man seine verderbten Neigungen hätte aufopfern müssen.

Allerdings hat die Kirche niemals aufgehört, die eigentliche sogenannte Moral zu predigen; allein der priesterliche Eigennutz hat in dem neueren Italien alles verderbt, was mit ihm in Berührung gekommen ist. Gegenseitiges Wohlwollen ist die Grundlage aller gesellschaftlichen Tugenden. Gut! der Casuist hat dies Wohlwollen in eine Vorschrift verwandelt und gesagt, man versündige sich, wenn man von seinem Nächsten Böses sage. Er hat also Jeden verhindert, das gerechte Urtheil auszudrücken, worin die Tugend von dem Laster unterschieden wird: er hat die Stimme der Wahr-

heit zum Schweigen gebracht. Und was ist die Folge davon? Keine andere, als daß, indem die Menschen sich gewöhnen, ihre Gedanken nicht auszusprechen, das geheime Mißtrauen, welches Jeder gegen Andere hegt, verdoppelt wird. Die Liebe ist vorzugsweise die Tugend des Evangeliums; allein der Casuist hat gelehrt, wie man zum Vortheil der eigenen Seele, nicht um seinen Nächsten zu helfen, den Armen geben müsse: er hat unbestimmte Almosen in Gang gebracht, welche das Laster und den Müßiggang unterstützen; er hat das Kapital der öffentlichen Milde auf den Bettelmönch abgeleitet. Nüchternheit, Enthaltsamkeit sind häusliche Tugenden, welche die Fähigkeiten der Einzelnen erhalten und den Frieden der Familien sichern. Der Casuist hat an ihre Stelle Fasten, Nachtwachen und die Gelübde der Jungfrauschaft und der Keuschheit gebracht, und neben diesen mönchischen Tugenden können Gefräßigkeit und Geilheit in den Herzen Wurzeln schlagen. Bescheidenheit ist die liebenswürdigste Eigenschaft eines ausgezeichneten Menschen; sie schließt den gerechten Stolz nicht aus, der ihm als Stütze in den Augenblicken der Schwäche, und als Trost im Unglück dient. Der Casuist hat die Demuth an ihre Stelle gebracht: die Demuth, welche sich mit der kränkendsten Verachtung Anderer verträgt.

So steht es um die gränzenlose Verirrung, in welche Dogmatiker die Moral gestürzt haben. Sie haben sich ihrer ausschließend bemächtigt; sie untersagen, mit der vollen Autorität geistlicher und weltlicher Gewalt, jede philosophische Untersuchung, welche den Regeln der Rechtschaffenheit eine andere Grundlage geben

könnte, jede Erörterung von Principien, jede Berufung auf die menschliche Vernunft. Die Moral ist nicht bloß ihre Wissenschaft, sondern auch ihr Geheimniß geworden. Sie ist ihrem ganzen Umfange nach niedergelegt in die Hände der Geistlichen und der Gewissensräthe. Der gewissenhafte Gläubige muß in Italien der schönsten Fähigkeit des Menschen entsagen, nämlich der, seine Pflichten zu erforschen und zu kennen. Man verbietet ihm, einem Gedanken nachzuhangen, weil derselbe ihn irre führen kann; einen Stolz zu hegen, der ihn verleiten möchte. So oft er auf einen Zweifel stößt, so oft seine Lage schwierig wird, soll er sich zu seinem geistlichen Führer wenden. Die Prüfung des Unglücks, welche bestimmt ist, den Menschen zu erheben, drückt ihn also nur noch mehr zu Boden; und wer wahrhaft tugendhaft ist, könnte sich noch immer nicht Rechenschaft ablegen von den Regeln, die er sich vorgeschrieben hat.

Auch würde es unmöglich seyn, genau anzugeben, bis zu welchem Grade eine falsche Unterweisung in der Religion der Sittenlehre in Italien geschadet hat. Es giebt in Europa kein Volk, welches anhaltender mit seinen religiösen Verrichtungen beschäftigt und ihnen allgemeiner zugethan wäre. Dafür giebt es aber auch kein Volk, welches die Pflichten und Tugenden, die das Christenthum vorschreibt, weniger beobachtete. Jeder hat gelernt, nicht wie er seinem Gewissen gehorchen, sondern wie er sich mit demselben abfinden soll; jeder läßt seinen Leidenschaften den Zügel schießen, indem er Indulgenzen vertrauet, und sich auf Mental-Reservatio-

nen, Entwürfe zur Buße und die Hoffnung einer nahen Losſprechung ſtützt; und, weit davon entfernt, daß in dieſem Lande die religiöſe Gluth ein Unterpfand der Rechtſchaffenheit wäre, kann man, je gewiſſenhafter Jemand ſeine Andachtsübungen hält, mit deſto beſſerem Rechte alles Böſe von ihm erwarten.

(Die Fortſetzung folgt.)

An die Leser dieser Zeitschrift.

Neun Jahre sind verflossen, seitdem ich die philosophischen Untersuchungen über die Römer zuerst begann. Meine Absicht bei diesem mühvollen Unternehmen war, zur Ausbildung eines, in unseren Zeiten nur allzu sehr vernachlässigten Zweiges menschlicher Einsicht und Erkenntniß, ich meine die organische Gesetzgebung, beizutragen, indem ich die Macht organischer Gesetze an der größten aller Thatsachen, der Römerwelt, nachwies. Mehrere Jahre hindurch erlaubte der Zustand des deutschen Buchhandels nicht, jene Untersuchungen in einem besonderen Werke bekannt zu machen. Als ich mich daher entschloß, sie, nach und nach, in dieser Zeitschrift mitzutheilen, bildete sich bald die Meinung, daß ich über die Römerwelt ein Licht verbreite, welches nicht bloß den Lehrern der Geschichte, sondern auch den Staatsmännern dieser und der künftigen Zeiten zu Statten kommen werde. Zugleich äußerte man in der Nähe und aus der Ferne den Wunsch, daß ich diese Untersuchungen besonders abdrucken lassen möchte. Seit Jahr und Tag ist mir dieser Wunsch so oft und von so achtbaren Personen wiederholt worden, daß ich mich dem Vorwurf der Unempfindlichkeit aussetzen würde, wenn ich auf die Erfüllung desselben nicht Bedacht nähme. Was darin ehrenvoll ist, wird von mir gewiß auf das Lebhafteste empfunden. Indeß ist die besondere Herausgabe der philosophischen Untersuchungen über die

Römer ein Unternehmen, über dessen Erfolg man sich nicht täuschen darf, wenn man nicht bereuen will. Ich sehe mich also genöthigt, diejenigen von meinen Lesern, welche die Untersuchungen über die Römer als ein besonderes Werk zu besitzen wünschen, um die Gefälligkeit zu bitten, daß sie ihre Bestellungen bis zum 1. Jan. des künftigen Jahres machen. Entspricht die Zahl der Käufer meinen Erwartungen, so soll das Werk zur künftigen Ostermesse in zwei Theilen erscheinen, welche zusammen 50 Bogen ausmachen werden. Ich brauche, glaub' ich, nicht hinzuzufügen, daß ich alles thun werde, was dazu beitragen kann, ihm Vollendung zu geben. Die Bestimmung des Uebrigen überlasse ich dem Herrn Verleger.

Berlin, den 1sten Aug. 1818.

Fr. Buchholz.

Meinerseits habe ich nur beizusetzen, daß das hiermit angekündigte Werk, wenn sich bis zum 1. Jan. 1819 eine hinreichende Anzahl Subscribenten — (Pränumeranten verlang ich nicht) — meldet, zur Ostermesse 1819 in meinem Verlag erscheinen wird. — Druck und Papier sollen diesem Journal gleich, und der Preis möglichst billig seyn. — Bestellungen kann man in jeder guten Buchhandlung machen.

Th. Chr. Fr. Enslin.



Literarische Anzeigen.

Vollständiger und gründlicher

G a r t e n u n t e r r i c h t,

oder:

Anweisung für den Obst-, Küchen- und Blumengarten mit drei Anhängen vom Aufbewahren und Erhalten der Früchte und Gewächse, von Obstwein und Obstessig und mit einem Monatsgärtner versehen;

von

Carl Friedrich Schmidt.

Achte ganz neu bearbeitete, mit vielen Zusätzen bereicherte Auflage. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüngern. 1818. Preis 18 Gr.

Dieser Gartenunterricht wird hoffentlich, wie bisher schon in 7 Auflagen, seinen Titel in Ansehung der Vollständigkeit und Gründlichkeit in dieser 8ten noch mehr rechtfertigen, da er mehrere bedeutende Zusätze erhalten hat, die seiner Brauchbarkeit förderlich seyn werden. Was bisher sich durch Nachdenken, Versuch und Erfahrung bewährt hat, das ist der Inhalt dieses Unterrichts, z. B. in Erkennung des Bodens, seiner Erdarten und deren Brauchbarkeit, und der Verbesserung schlechten Bodens; — in Anlage von Hecken — in Zubereitung des besten Düngers und dessen Anwendung — in Vertilgung des Unkrauts — in leichterm und sicherm Anbau von Gemüse und Bäumen, und vieles andere mehr. Daß es an Unterricht über den innern und äußern Bau, und über Art und Natur der Gewächse, deren Schutz gegen Thiere und Zufälle, deren Heilung bei Krankheiten u. s. w. nicht fehlen werde, ist kaum zu erinnern nöthig. Ein Monatsgärtner, der alles recht leicht übersehen läßt, welches Geschäft, und wie es zu rechter Zeit zu unternehmen sey, beschließt das Ganze.

Im Verlage der C. F. Kunz'schen Buchhandlung ist so eben erschienen:

Zur Kritik

der Verfassungs-Urkunde des Königreichs Baiern,

von

F. L. von Hornthal.

„Das Land ist der Einzeln Eigenthum; die Regierung nur gebührt dem Landesherrn, und kein Eigenthum über alle Erdschollen der Welt ist so viel werth, als die Ehre: der Erste zu sein eines freien Volkes."

Grundsatz Kaiser Ludwigs des Baiern.

gr. 8. geh. 8 Gr.

(In Berlin zu haben bei Enslin, Breite Str. Nr. 23.)

